THE CARNEGIE LIBRARY
OF
The Pennsylvania State College

CLASS NO. 833
BOOK NO. B47 V.4
2797
ACCESSION 89862

Otto Julius Bierbaum / Gesammelte Werke
in zehn Bänden herausgegeben von
Michael Georg Conrad und
Hans Brandenburg
Vierter Band

LIBRARY
THE PA. STATE
COLLEGE

Digitized by Google

Otto Julius Bierbaum
Gesammelte Werke

Vierter Band

1921
München bei Georg Müller

Digitized by Google

LIBRARY
THE PALACE
MUSEUM

Otto Julius Bierbaum

Sonderbare Geſchichten

1921

München bei Georg Müller

Digitized by Google

LIBRARY
THE PENNSYLVANIA STATE
COLLEGE

833
B47
v.4

Viertes und fünftes Tausend

Copyright 1921 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

PRINTED IN GERMANY

Digitized by Google

Inhalt

Samalio Pardulus 1
Hans Wurſt und der Rieſe Rumbo 39
Annemargret und die drei Junggeſellen 67
Der Meßner-Michel 93
Der mutige Revierförſter 105
Die Haare der heiligen Fringilla 117
Die Stimme des Blutes 129
Schmilius Cäſar oder Die Marzauner Kunſtepoche 161
Kindsſchnabelweisheit 275
Drei Niederländer Phantaſieſtücke:
Steingut 285
Der Steckenpferdpaſtor oder Das goldene Zeitalter 329
Der Mann mit dem porösen Schädel 388

89862

Samalio Pardulus

Johannes Pauli, der ein Jude war, ehe er ein Barfüßermönch wurde, erzählt in seinem Buche „Schimpf und Ernst" die sonderbar düstere Geschichte eines Malers, der ein Monstrum war: halb Mensch, halb Roß, hausend im wilden Walde, aber mit hoher Kunst gar wunderbar begabt. Doch, wie seine Farben auch leuchteten, und wie meisterlich immer seine Zeichnung ging: was er gestaltete, hatte die scheusälige Grimasse seines Urhebers. Nicht einmal den Heiland vermochte er anders als mißgestalt zu schaffen, dermaßen, daß man ihn eher für einen Teufel als den Sohn Gottes habe ansehen müssen. Daher denn Christus selber ergrimmet und dem malenden Ungetüm erschien, ihm seine Schönheit zu zeigen und ihm ins Gemüt zu reden.

Daß er dabei gesprochen hat, wie es der Barfüßer berichtet, nämlich nicht anders, als wie ein junger Herr, der, von seiner Schönheit eingenommen, die Leistungen seines Photographen nicht vorteilhaft genug findet, ist schwer zu glauben. Eher hat noch die Antwort des schlimmen Malers glaubliche Haltung: daß er nichts als Vergeltung übe an dem, der zuerst ihn als Scheusal geschaffen habe. „Wahrlich, wäre ich es mächtig, dir Härteres anzutun, als böse Bilder — ich tät's mit Lust."

Da ergrimmte der Herr, nach des Mönchs Bericht, in großem Zorne und stieß mit seinen Händen das Malgerüst um, auf dem Samalio Pardulus stand, daß es ihn unter sich erschlug, und sprach: Talem perpetrat verdictam, qui per ipsam perdit vitam.

* * *

Hat dieser Johannes seinen Jesus recht gekannt? Hat er um den Maler Bescheid gewußt? Nein, er wußte weder von Gott noch von der Kunst.

Die Geschichte von Samalio Pardulus nach den Quellen und nach dem Geiste ist so:

Ja, er war ein wildhäßlicher Menſch: über die Maßen lang und dürr, dazu ſchiefſchulterig und lahm; und hatte einen lächerlich ſpitzen Kopf voll krausborſtiger ſchwarzer Haare, die bis tief in die faltige Stirn hineingewachſen waren: aber keinen Bart um die ſchmalen, gleichſam verwelkten Lippen, und auch die gelben, ſchlotterigen Wangen waren ganz bloß, wie bei einem Kinde. Dafür lagen wie zwei dicke Raupen, die ſich ineinander verbiſſen haben, dichte ſtachelige Brauen über den kugelig hervorſtehenden braungrünen Augen, und ſeine knochigen, langen Hände waren dicht behaart. Auch aus den viel zu großen und abſtehenden, dabei pergamentfarbenen Ohren wuchſen Haarbüſchel heraus, und nicht minder aus den abſcheulich weiten Öffnungen der Naſe, die im übrigen übermäßig lang und an der Spitze ſchnabelartig überhangend war. Ein Roßmenſch war er aber nun doch nicht und lebte auch nicht eigentlich im Walde, ſondern in einer der Burg an Burg, Turm an Turm wie aus Zyklopenquadern zuſammengehäuften Städte des Albanergebirgs: zu jener Zeit, da es niemals Frieden gab, ſondern immer der Krieg den Rachen offen hatte, ſei es, daß unter den Geſchlechtern Streit war, oder zwiſchen dieſen und den Bürgerlichen.

Indeſſen lebte man darum keineswegs traurig, ſondern, ob auch in ſteter Unſicherheit, mutig, ja luſtig dahin, immer darauf gefaßt, dem Leben ſchnell Lebewohl ſagen zu müſſen, aber entſchloſſen, bis zum Ende des großen Abenteuers friſch und derb zuzulangen nach allem, was Gott oder Teufel auftafelte. Zwiſchen Laſter und Tugend, Tod und Wolluſt, Kampf und Schmaus aber gingen in Kapuzen und Sutanen Mönche und Prieſter dunkel umher und hatten für alles ihre lauten oder leiſen Worte, und in den Kirchen knieten Freund und Feind nebeneinander, mit den Nüſtern ſchwülen ſüßen Weihrauch atmend, mit den Ohren Geheimniſſe vernehmend aus herriſchen, aber wie auf Wolken göttlicher Verheißung ſchwe-

benden Tönen, und mit den Augen umfangend die königlich ſtrenge, jedoch auch mütterliche, jedoch auch bräutliche Schönheit der goldumloderten Madonna.

Samalio Pardulus, ſeinem eigentlichen Namen nach der Sproß des älteſten und mächtigſten Geſchlechtes der Stadt, das ſich auf altrömiſchen Urſprung zurückführte, war weder bei den Rittern noch bei den Geiſtlichen, weder bei den Kämpfen noch bei den Schmäuſen, war auch in der Kirche nicht zu ſehen. Er nahm nicht teil am Leben ſeiner Tage, war im Gefühle tot für alles, was jenen Menſchen Glück oder Unglück hieß. Und hatte auch nicht Freude an ſich ſelbſt.

Kannte nur eine Luſt: allein zu ſein und um ſich herum eine neue Welt zu bilden aus Geſtalten ſeiner Einbildung, der eine ſtarke Kraft zu Gebote ſtand, ſich in Bildern darzuſtellen.

Das Handwerk hatte er von einem Manne aus Florenz gelernt, der, aus der Heimat um Parteifeindſchaft willen vertrieben, der Geheimſchreiber ſeines Vaters geworden war; ein ſchweigſamer Menſch, deſſen Augen voller Klage und Heimſucht waren. Was dieſer mit Pinſel und Farbe vermochte, hatte er auch bald vermocht. Aber er wollte mehr. Denn jener, der das Malen nur erlernt hatte, um ſich, da er noch reich und ein großer Herr geweſen war, müßige Stunden zu vertreiben, malte nur, was die Meiſter ſeiner Vaterſtadt ſchon einmal gemalt hatten, und er gedachte gar nicht, es ihnen gleich zu tun, oder gar mehr als ſie. Indem er malte, dachte er an Florenz und ſchuf ſich ein blaſſes Abbild des Schönen, daraus er vertrieben worden war. Samalio Pardulus aber (wir wiſſen nicht, welche Bewandtnis es mit dieſem Namen hat) hatte keine Kunſt fremder Meiſter geſehen (denn die ſchlechten Bilder in den Kirchen und Häuſern ſeiner Stadt waren nicht meiſterlich), und ſo gedachte er an nichts Fremdes: nur an das, was in ihm ſelber war, und das er innerlich ſah als etwas ganz ihm Eigenes, nicht

zugespiegelt aus fremder Kunst, am wenigsten der seines Lehrers. Seine innerlichen Gesichte aus sich herauszustellen, die schwankenden fest, die verwehenden dauerhaft zu machen, war sein Begehren.

„Daß ich Genossen hätte, male ich", sagte er einmal zu seinem Lehrer, „ich male, daß ich nicht ganz allein sei. Könnte ich nicht malen, so würde ich mit Huren Kinder machen: aber mit den schamlosesten und wüstesten. Ja mit Tieren, wenn es die Natur zuließe. Nur, daß ein anderes Volk um mich herum wäre, als dieses, das mir greulich fremd ist."

Messer Giacomo, der weder solche Worte vernommen noch Bilder gesehen hatte, wie die seines wüsten Schülers, und dem es eine Art schreckhaften Ergötzens war, in der Langenweile seiner Verbannung sich mit dem „mostro" zu beschäftigen, schrieb in seinem (übrigens langweiligen, weil gar zu eintönigen) diario, das man später im Archive des Schlosses Certaldo alto aufgefunden hat, als das alte Gemäuer in den Besitz des Staates überging, getreulich alles auf, was er „nella selva": im Walde draußen beim „centauro", wie er seinen Schüler nannte, sah und hörte. Es scheint, daß er später in seine Heimat zurückgekehrt ist und in jenem Schlosse zwischen Florenz und Siena seine Tage beschlossen hat. Unter den über dem Schloßportale heute noch sichtbaren Wappen der verschiedenen Geschlechter, die einander im Besitze von Certaldo alto folgten, befindet sich auch das seine. Weiter wissen wir nichts von ihm. Wenn aus dem übrigen seines Tagebuches nicht hervorginge, daß er ein grundnüchterner Mann gewesen ist, der sich nicht mit Phantasiebeschäftigungen abgab, sondern, eine kleine Pinselliebhaberei abgerechnet, ganz in den realen Interessen aufging, die ihm zum tätigen Parteimann machten, so könnte man glauben, er habe sich diesen Samalio Pardulus erfunden, gewissermaßen, um sich auch als Poeten zu versuchen. Aber die Art, wie er den Äußerungen des seltsamen Menschen (die gemalten wie gesprochenen) immer den Kom-

mentar eines unerſchütterlich mittelmäßigen Beſſerwiſſertums und biederer Philiſtroſität anhängt, läßt dieſen Verdacht nicht aufkommen. Wir dürfen, wie wunderlich auch das meiſte erſcheinen mag, was er berichtet, mit Sicherheit annehmen, daß der Herr von Certaldo alto den „Zentauren" wirklich und leibhaftig gekannt, jene wilden Bilder geſehen und alle die Worte vernommen hat, die er, ſtets mit Äußerungen des Entſetzens, mitteilt.

Wir folgen ſeinen Aufzeichnungen in allem weſentlich getreu und nehmen nur da das Recht in Anſpruch, aus ſeinen tadelnden Kommentaren das Bild des „Scheuſals" in einem Sinne zu ergänzen, der mit Meſſer Giacomos Meinungen nichts gemein hat.

Einiges ſei in wörtlicher Übertragung hergeſtellt. So, was der Toskaner über Samalios Kunſt und Weſen im allgemeinen ſagt: „Es iſt ein ſonderbares Ding um die Kunſt dieſes ungebärdigen Menſchen. Sie iſt voller Läſterung des Lebens, das in ihr nicht von Gott zu ſein ſcheint, ſondern vom Teufel. Malt er den Wald (wie er inſonders gerne und nicht ohne Geſchick tut), ſo iſt es, als ob die Bäume ein jeder dämoniſch beſeſſen wären: kein Pflanzenweſen, ſondern ein Tier, und alle zuſammen ſind wie eine Verſammlung von Geſpenſtern, daß man ſich fürchtet, in das Dunkel hineinzuſehen, das wie aus ihnen innerſt herauskommt: aber nicht ſchwarz, ſondern bräunlich. Er hat, genau wie ſie um ſein Kaſtell im Felsgebirg ſtehen, Pinien gemalt, als welche doch freundliche Bäume ſind, von edler Liniatur und eigentlich wohltätig, da ſie von oben Schatten geben, aber, des fehlenden Unteräſtichts halber, der Luft den Weg nicht ſperren. Bei ihm aber ſind ſie Ungetüme, die mit borſtigen Schädeln widereinander rennen. Nicht ſo, als ob er ihnen Geſichter malte. Das wäre am Ende luſtig. Sondern es ſind Schädel von Rieſen, die noch niemand ſah, von Rieſenweſen aus Baumart und doch tieriſch. Sie ſind bös und alle untereinander feind. Es iſt, als ob ſie ſich gegeneinander ſtemmten mit dieſen wil-

den Köpfen, daß ſie ſo, ihre Kräfte vereinigend, mächtig würden, ihre Stämme aus dem Erdreich zu reißen. — Nicht anders macht er es mit Tieren und Menſchen. Gott ſchuf ſie, wie wir alle ſie ſehen. Dieſer Ungeſtalte bildet ſie ungeſtalt. Seine Pferde ſind langhaarig wie Ziegen, und man möchte zugleich glauben, daß ſie auch von Ebern ſtammten. Nie malt er ſie anders als rot und ſchwarz gefleckt. Doch eine Schimmelſtute hat er gemalt, das Schamloſeſte, das je erdacht worden iſt: ein Pferd mit Menſchenhaut, ganz ohne Haar, bis auf eine Stelle, die er zum Mittelpunkt des Bildes gemacht hat. Das Tier, das Menſchentier, biegt den Hals in einer ſchmerzhaft-unmöglichen Linie um und wendet ſo dem erſchreckten Betrachter ſeinen Kopf zu, der zwar der Kopf eines Pferdes iſt, aber ſo mit den Zügen eines Weibes vergattet, daß man die Augen niederſchlagen muß. Denn es lacht auf eine ſchändliche, buhleriſche und doch höchſt klägliche Art. Es hat entzündete blaue Augen. Dafür hat er ein Weib gemalt mit dem Fell einer blau und ſchwarz geſtreiften Katze. Dieſes Weib reitet auf einem Manne, der das Zottelhaar eines weißen Schäferhundes hat und vorſtehende Raffzähne gleich dieſer Hundeart. Es reitet verkehrt auf ihm, ſich mit beiden Händen an die buſchige Rute ankrallend. Und der Hund-Mann hebt den Kopf nach Art eines heulenden Rüden, der die Matz wittert.

Fragte ich ihn, was alles dies bedeute.

Antwortete er: „Nicht weniger und nicht mehr als das, was eure Welt iſt: meine."

Sagte ich ihm: „Das heißt Gott höhnen."

Antwortete er: „Niemand höhnt Gott mehr, als Gott ſich ſelber verhöhnte, wie er den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde erſchuf. Schaut mich an und ſprecht! Sieht ſo Gott aus?"

Schwieg ich aus höflicher Rückſicht.

Lachte er (was nun bei ihm Lachen heißt: ein Zucken um die

Mundwinkel) und ſprach: „Oder, wenn ihr ins Glas ſeht: ſeht ihr Gott geſpiegelt?"

Entgegnete ich (mit gerechtem Fuge ſtreng): „Nicht alſo iſt jenes Wort der Schrift gemeint. Gott iſt das vollkommen Schöne: wir nur unvollkommene Abbilder, verzerrt obendrein durch die Erbſünde und den Fluch darauf."

Lachte er nochmals (und ganz abſcheulich), alſo ſprechend: „So wäre Gott ein Stümper oder hätte getan, was ich tue."

Ging im Gemach herum und rieb ſich die Hände, daß es knackte, wie Holzſcheite. Blieb plötzlich ſtehen und ſah mich mit verkniffenen Augen an. Und ſchrie: „Der Fluch! Die Sünde! Was heißen dieſe Worte? Daß er Fratzen braucht, ſich zu vergnügen: Euer ſchöner Gott! Denn (und das ſprach er leiſe, gar ernſthaft) als Stümper iſt er nicht zu denken."

Warf ſich ins Geſtühl und ſtarrte ins Deckengebälk, dorthin, wo der greuliche Leuchter hängt, den er in der Grabhöhle der Heiden gefunden hat: iſt als eine große Sonnenblume gebildet, aber jedes Blatt hat die Form der weiblichen Scham, daß jede Kerze, darein geſteckt, zum Phallus wird.

Saß lange ſchweigend, bis er ſprach: „Nein, kein Stümper. Sondern wahrlich Gott: wahrlich Künſtler. Und wir bloß Affen ſeiner Kunſt. Aber (und dies rief er wieder laut, hell, wütig, indem er aufſprang): alles dürfen wir, was er darf: alles. Und ſind ihm um ſo ähnlicher, je mehr wir die göttliche Freude an der Fratze haben: dieſe Freude des großen Zorns, aus dem allein die Luſt des Schaffens kommt. Denn die Liebe iſt das Ekelhafte, iſt das Sichbegnügen mit dem, was da: was langweilig, immer das gleiche, verflucht und noch einmal und in alle Ewigkeit verflucht das gleiche iſt. Vulva und Phallus. Das iſt für die Herde: im Schweinekoben und im Fürſtenbette dasſelbe. Aber einigen iſt es gegeben, ſich wie Gott ſelber zu vergnügen, weil ſich Gott in ihnen am meiſten ver-

gnügt, da ſie die vollkommenſten Fratzen ſeiner ſelbſt ſind. Das ſind die Künſtler. Sie wiſſen, daß Gott die Welt nicht aus Liebe erſchaffen hat, ſondern aus Not. ... Gott! Was iſt Gott? Was ... wäre Gott? Gott wäre die Einſamkeit."

Trat ganz nahe an mich heran, und ſeine Augen waren fürchterlich, als er ſprach: „Vernehmet, Mann aus Toskana, und bewahrt es wohl, denn es iſt die Wahrheit. Gott war tot, als er die Welt ſchuf. Als er lebte, war nichts um ihn: Er war das All, die unbewegte Leere, das vollkommene Nichts, das iſt: das einzig mögliche Vollkommene. Doch wäre er nicht Gott, nicht Geiſt geweſen, wenn ihm dieſe Ewigkeit, dieſe ſcheußlich vollkommene Ewigkeit genügt hätte. Es kam die Not des Wollens über ihn, und er beſchloß zu ſterben, daß aus ſeinem Tode die Welt, aus ſeiner Einſamkeit die Vielheit des Lebens würde: nicht anders, als wie aus einem Leichnam Würmer werden."

Ich entſetzte mich über dieſen Unflat ſchändlicher Einbildung, ſchlug dreimal das Kreuz und erhob mich, zu gehen. Er aber legte ſeine beiden harten Hände auf meine Schultern, das mir nicht anders war, als wenn Satanas mich verderben wollte, und drückte mich ins Geſtühl.

Und ſprach: „Höret nur weiter! Es iſt nicht gut, die Wahrheit nur halb zu vernehmen. Auch iſt nicht gottlos, was ich Euch ſage. Denn ſeht: ob Gott auch tot iſt: die Welt iſt dennoch göttlich, da ſie von ihm iſt. Zwar ſind die Kreaturen nur Würmer, die von ſeinem Tode leben, aber es iſt doch göttliche Nahrung, die ſie erhält."

Ich raffte mich auf und verwies ihm ſein Gerede, indem ich ihn einen heidniſchen Sophiſten hieß.

Er ſchüttelte den Kopf: „Was mich von Euer Art Chriſten unterſcheidet, iſt nur, daß ich von Gott einen zu göttlichen Begriff habe, um vermeinen zu können, daß dieſe langweilige Welt des ewig

Gleichen sein Leben umfassen oder ausdrücken könnte. Ich denke von Gott so hoch, daß mir sein Totes noch göttlich genug deucht für unsereins, ja als das einzig Göttliche, das wir vertragen können. Gott und Welt: Einsamkeit und Leben verträgt sich unmöglich. Und seht doch: Ist das nicht christlich gedacht, daß er für uns starb? Und was sage ich mit den Würmern anders als dies: daß er uns die Erbsünde vermacht hat?"

„Ihr spottet," rief ich laut, „und spottet Euch um die ewige Seligkeit!"

„Damit ist es freilich nichts," sagte er ernsthaft, „denn Gott hat sie selber aufgegeben: auch er vermochte es nicht, sie zu ertragen. Das war ja seine Not, die ihn zu sterben, als Gott zu sterben und im Gewürme weiter zu leben zwang. Die große Not der Langenweile war es. Jetzt ist er ihrer ledig. Der tote Gott vergnügt sich in der Vielheit von Fratzen, in denen er lebt; und wenn es auch gewiß ein zorniges Vergnügen ist, so ist es eben darum göttlich. — Hier, bei mir (er wies um sich), hier in mir (er schlug sich auf die Brust) ist ihm am wohlsten. Denn meine Welt ist nach seinem Rezept gemacht, und ich sterbe gleich ihm einen Tod der zornigsten Not."

Indem er dieses sagte, war mir, als ob in seinen Augen etwas glömme: ich weiß nicht, war es Wahnsinn oder Begeisterung.

Die Madonna sei ihm gnädig! Er spricht nie von ihr, und, ob er sich mit seinem Malgeräte auch an allem vergreift, was uns heilig, ihm aber nur ein Anlaß zu schändlicher Fratzerei ist: sie malt er nie.

* * *

Das Kastell, in dem Samalio die meisten seiner Tage und Nächte verbrachte, lag abseits der Stadt auf gewachsenem Fels, in den Terrassen eingehauen waren. Aber bis nahe dorthin, wo der Stein

ſich nackt emporhob aus dem Erdreich, ſtand ſtarker Wald: Steineichen, Pinien; auch Zypreſſen und Kaſtanien. Es waren mächtige, herriſche Bäume, die es nicht duldeten, daß Kleines neben ihnen aufkam. Nur der Blitz durfte die Rieſen fällen oder das Alter. Dann wuchs aus ihrer Fäulnis das Neue. Es gab allerlei wildes Getier dort: vornehmlich Wildkatzen und Luchſe, am allermeiſten aber Geier und Eulen. Nachts, ſo berichtet der Toskaner, war es lauter um das Schloß, als bei Tage. Denn, ſo ſagt er: „Da es dunkelte, wachten die Räuber auf, denen tagsüber ſelbſt der finſtere Wald zu helle war, und rieſen einander oder kreiſchten auf beim Mord: der Luchs heulend, wie ein Wolf, der rote Wildkilling tückiſch jaulend: aber am fürchterlichſten die große Ohreule mit ihrem tiefen U-hu, das wie Klage tut, aber Blutgier iſt."

Doch behagte gerade dieſes Nachtkonzert der Unholde dem Mißgeſtalten, der von ſich behauptete, gleich Luchſen, Katzen, Eulen nachts beſſer zu ſehen, als bei Tage, weshalb er ſich erſt bei Tagesgrauen zur Ruhe begab und bis zum hohen Mittag ſchlief.

„Die braune Nacht," ſo ſagte er, „hat tiefere Farben als der milchige Tag. Sie ſchillert nicht, ſie glüht. Ihr Braun iſt eigentlich altes Gold, gemiſcht mit dem Rot geronnenen Blutes. Auch iſt ein tiefes Veilchenblau dabei. Zuweilen haben alle Konturen tief purpurne, zuweilen tief orangenfarbene Lichtabgrenzungen. Auch Schatten gibt es noch in der dunkelſten Nacht: ſie ſind das Wunderbarſte an Farbe; aber auf der Palette gibt es dieſes Braun der tiefſten: ganz ſchon geiſtigen Tiefe nicht. Es iſt, als ob die Nacht dieſes Braun träumte."

Er malte nur in dieſen, nur von ihm geſehenen Nachtfarben, und ſo darf man es dem Toskaner glauben, daß Samalios Bilder waren „wie aus einer anderen Welt, die das Licht nicht von unſerer Sonne hat: man mußte glauben, ſie hatten es aus den Augen dieſes Nachtmenſchen, der, obzwar bei Tage (doch nur in der Däm-

merung) malend, immer nur nächtige Bilder ſchuf, als ob es keinen Tag gäbe. Indeſſen waren unter ſeinen Tafeln ſolche, in denen eine unbeſchreibliche dunkle Glut bebte, vergleichbar dem Lichte, das in manche Edelſteine eingeſchloſſen zu ſein ſcheint, die noch im Finſtern leuchten."

Danach könnte man meinen, daß Meſſer Giacomo die Bilder Samalios in den Farben ſchön gefunden habe. Doch weit gefehlt. Er nennt ihre Farben bald „hölliſch", bald „grauſam", dann einmal „blutrünſtig", wieder einmal „ſchändlich geil", einmal ſogar „himmelſchreiend bäueriſch und barbariſch, ohne jedes Gefühl für Feinheit und Würde." Sie „tun dem gebildeten Auge weh und rufen Angſt und Schrecken hervor, anſtatt daß ſie erheitern."

Der Toskaner hatte von ſich aus zweifellos recht, aber ebenſo zweifellos iſt, daß Samalio nicht gemalt hat, um Meſſer Giacomo zu erheitern. Es lag ihm nicht einmal daran, daß der Herr von Certaldo alto ſie anſah. Wir wiſſen es von dieſem ſelbſt, daß er ſtets ungeladen das Kaſtell beſuchte. „Ritt wieder einmal zur Zentaurenburg, um mir die Grillen zu vertreiben. Wurde übel empfangen, ſah aber doch Neues. Wie immer: Greuel über Greuel. Die Tafel aber will er noch immer nicht zeigen."

Von dieſer wird noch zu handeln ſein.

Vorerſt möge aus des Toskaners Aufzeichnungen zuſammengeſtellt werden, was etwa weiter dazu dienen kann, uns einen Begriff vom Leben und Weſen dieſes wunderbaren Menſchen zu vermitteln.

Aus dieſen Notizen fügt ſich das Bild eines Précurſeurs des Rinascimento, jedoch ohne die bewußte Tendenz zur Antike.

Alle geiſtigen Strömungen bereiten ſich vor: verſuchen ſich gewiſſermaßen in unzeitgemäßen einzelnen. Ehe ſie zum Schickſale einer Zeit: ehe ſie Epoche werden, treten ſie gewiſſermaßen als Ferment in den Schickſalen einzelner auf, die damit zur Einſamkeit

verurteilt ſind und, meiſt ohne jegliche ſichtliche poſitive Wirkung, eine Beſtimmung erfüllen, deren Sinn wir nicht begreifen.

Er hat dies ſelbſt gefühlt. Eines Abends ſagte er zu ſeinem Lehrer, der ihm berichtet hatte, daß das Volk ihn für einen Zauberer hielte: „Bin ich etwa keiner? Lebe ich nicht das Kommende voraus? Iſt es nicht Zauberei, daß ich bin, als wäre ich mein Urenkel?"

„Wie das?" fragte der Toskaner.

Und Samalio antwortet: „Jeder von euch hat den Glauben, des anderen; jeder von euch iſt Nachbar: Stütze oder geſtützt; keiner von euch iſt frei: eine Kraft für ſich. Ihr ſeid alle durcheinander beſtimmt und findet das füglich. Selbſt die gewalttätigen, die ſich Herren heißen, handeln mit Rückſicht auf andere, ſei es auch nur, daß ſie über andere herrſchen wollen. Für mich gibt es keine anderen. Ich kenne euch nicht. Ich kenne nur mich. Ich bin ſo weit von euch entfernt, wie von den Menſchen, die den Turm von Babel bauten. Ich habe einmal davon gehört (als ich ein Kind war), daß es Menſchen gibt außer mir, aber ich habe einſehen gelernt, daß das ein Irrtum iſt. Dieſes Märchen iſt nur wahr für die, die keine Wirklichkeit in ſich haben. Wer ſich begriffen hat, weiß, daß er allein iſt."

„Als ich dies hörte", fügt hier der Toskaner bei, „war mir einen Augenblick wahrlich zumute, als ſei dieſer Wahnſinn Wahrheit. Daran waren die (Gott verzeih' mir die Sünde) verfluchten Augen des Scheuſals ſchuld, deren Blicke mich wie glitzernde Fäden umſpannen. Ganz ſicherlich: er iſt mit dem Böſen im Bunde. — Aber ich machte mich frei und rief: Wie? Denkt doch an Euren Vater, an Eure Mutter!"

Darauf hat Samalio erwidert: „Vater und Mutter ſind nicht außer mir, ſondern in mir; und nicht nur ſie, ſondern alle, von denen ſie gekommen ſind. Und nicht nur die, ſondern alle Menſchen,

die je waren. Dies eben iſt es, Mann: wer wirklich einer iſt, iſt alle — und braucht darum keinen."

Trotzdem berichtet Meſſer Giacomo, daß Samalio „von einer entſetzlichen Liebe" geplagt worden ſei.

„Alle wiſſen es", ſchreibt er, „und alle verabſcheuen ihn darum noch mehr als um ſeiner Scheußlichkeit willen: daß er in unziemlicher Liebe entbrannt iſt gegen ſeine leibliche Schweſter Bianca Maria, die ſo ſchön, wie er häßlich iſt. Sie wäre wert, daß man nach ihrem Antlitz die Madonna malte, denn auf ihm iſt alle Holdſeligkeit und Schöne vereinigt. Zweierlei nimmt mich wunder: daß dieſe beiden Geſchwiſter ſind, und daß er, das Ungetüm, es wagt, ſeine Blicke zu ihr zu erheben, deren Schönheit ihn, meine ich, doch eher mit Haß und Neid erfüllen müßte. Geprieſen ſei Gott, daß das engelhafte Mädchen ihn verabſcheut. Man ſagt (und ich erachte es nicht für unmöglich, obwohl es nur ein Gerede ohne ſichern Anhalt iſt), daß er ſie nachts in ihrer Kammer überfallen habe: doch ohne ſeinen nichtswürdigen Zweck zu erreichen, denn ſie habe ihm mit dem großen Kruzifix, das über ihrem Bette hängt, einen Streich quer über die Stirne verſetzt, wovon er (was ich ſelber wohl geſehen habe) eine tiefe Wunde davontrug. Und folgenden Tages (was wiederum zutrifft) ſei er aus der Stadt gewichen, und ſeither rührt ſein dauernder Aufenthalt draußen im Walde. Sie aber iſt ſeitdem verzagt und ſeltſam ſchüchtern, derart, daß ſie aller Männer Antlitz flieht, und hat ſich ohne Widerrede und auf Geheiß ihres Vaters einem Edelherrn aus der Nachbarſchaft verlobt, deſſen Antrag ſie vorher zurückgewieſen."

Es findet ſich (begreiflicherweiſe: denn darüber hat Samalio ſicherlich nie geſprochen) in dem Tagebuche des Toskaners keine Äußerung des Malers über ſeine Schweſter. Doch ergeben ſich bei genaueren Zuſehen Zuſammenhänge, die dem Berichterſtatter offenbar nicht zum Bewußtſein gekommen ſind.

Wir finden folgendes: „Fragte ich den Zentauren, warum er nicht die Madonna malte."

Antwort: „Weil es unmöglich iſt."

Wiederfrage: „Haben es doch ſchon Tauſende getan?"

Antwort: „Weil ſie ſie nie geſehen haben."

Ich: „So hättet am Ende Ihr ſie geſehen?"

Er: „Wohl."

Tat ich erſtaunt und frug: „Ei, im Traume?"

Antwortete er: „Es iſt kein Unterſchied zwiſchen dem, was Ihr in Traum und Wirklichkeit ſpaltet."

Sagte ich: „Nun: man träumt im Schlafe und ſieht wach."

Betrachtete er mich erſtaunt: „Und der Unterſchied?"

Ich konnte es ihm nicht erklären, oder, wie ich beſſer ſage: er ſtellte ſich an, als begriffe er nicht, was doch auf der Hand liegt (wie es denn immer ſeine Art iſt, Selbſtverſtändliches unverſtändlich zu nennen). Alſo blieb mir verhohlen, wie das mit der Madonna gemeint."

Ein andermal: „Fand ihn vor einem gar ſchändlichen Bilde. War der Chriſt am Kreuze zwiſchen den beiden Schächern. Es graute mir, als ich ſah, daß er ſich ſelbſt als den Gekreuzigten gemalt hat, aber, ſo dies möglich, noch ſcheuſäliger, als er wahrlich iſt. Und war über und über voll Blutrunſt. Hing ihm aus der Wunde vom Spieße des Landsknechts geronnenes Blut traubendick und von der Schulterwunde wie rote Maiskolben. Saß im Bruſthaar wie Grind. Hatte ſich im Schamtuch ekel geſackt. War wie der geſchundene Marſyas."

„Dies iſt nicht Jeſus," ſchrie ich auf, „dies iſt der Teufel Oberſter, den Ihr vor dem Spiegel gemalt."

Denn ich war ſehr zornig. Er aber ſchien keineswegs beleidigt, ſondern lächelte und ſprach: „Wißt Ihr nicht, da Ihr ja doch auch mit Farb' und Pinſel hantiert, daß jeglicher nichts malen kann,

als ſich ſelbſt? Wenn ich ſpreche, ſo bin ich der Ton; wenn ich ſehe, iſt's mein Geſicht; mal ich, ſo kommt nichts auf die Tafel als immer ich. Da ich nur ich ſein kann, was könnte anderes von mir kommen als ich? — Chriſtus! Wer iſt das? Immer der, der ihn fühlt, von ihm redet, ihn malt. Was ſchüttelt Ihr Euch und tut entſetzt? Kennt Ihr die Schrift nicht? Wiſſet Ihr nicht, daß er ſich allen gegeben hat? Nun, ſo auch mir. Und dieſer da (er wies zur Tafel) iſt wahrlich der meine, ſo ganz und gar, daß wir beide ein und derſelbe ſind."

Daß ich es geſtehe: ich bebte vor großem Zorn, und ich rief: „Von Sinnen ſeid Ihr, und ich müßte Euch vor's geiſtliche Gericht bringen, wüßte ich nicht, daß Wahnſinn aus Euch phantaſiert." Er fuhr ſich durch ſein ſtachelig Haar und murmelte etwas, wovon ich nichts verſtand als: Noch nicht, noch nicht!

Dann ſagte er, ganz ruhig: „Menſch! Menſch! Weißt du nicht, daß alles Große Wahnſinn iſt? Als die Liebe Wahnſinn wurde, ſchlug man ſie ans Kreuz. Holla! Seitdem iſt ſie tot. Nun iſt Raum für den Zorn ... Doch das verſteht Ihr nicht. Sonſt würdet Ihr's aus meinem Bilde leſen, darauf es deutlicher ſteht als auf allen andern Tafeln des Kruzifixus. Doch ſteht es auf allen, ſelbſt den ganz läſterlichen, die da lächeln."

Mit einem Male ſchien es, als wolle er mir zu Leibe. Er ſchritt auf mich zu, die kleinen Augen ſo verkniffen, daß die Blicke aus einem Schlitze ſchoſſen, ſtieß mir die Fauſt auf die Bruſt und ſchrie: „Tolle Hunde haben mehr Gefühl für das Opfer von Golgatha als Ihr, die Ihr aus einem Löwen ein Lamm gemacht habt. Es tut Euch wohl, ſein blutiges Vließ zu krauen, Waſſer aus den Augen zu laſſen, über den, der Blut aus ſeinem Leibe ließ für Euch. Es tut Euch wohl, aus dem Größten eine Puppe gemacht zu haben, damit Ihr ſpielen könnt!"

Ich wollte gehen. Aber er hielt mich feſt. Und ſchleppte mich

zu dem großen verhangenen Bilde. Dort ließ er mich los und ſtieß mich in einen Stuhl.

Und ſprach: „Haſt du vernommen, daß nachts Geiſter kommen, mich zu beſuchen?"

Ich hatte es vernommen und antwortete ſo, fügte aber hinzu, daß ich es nicht glaubte.

„Es iſt!" rief er.

Ich ſchlug das Kreuz.

„Laßt den Geſtus!" ſagte er ruhig. „Der Geiſt, der zu mir kommt, iſt nicht hölliſch. Chriſtus ſelber iſt hier jede Nacht und mit ihm die Madonna."

Gott verzeihe es mir und alle ſeine Heiligen, daß ich dem Scheuſal nicht in ſeine Läſterfratze ſpie, ſondern bloß, aber unerſchrocken, ſagte: „Das lügt Ihr!"

Da ſah er mich groß an und ergriff den Zipfel des Vorhanges und ſprach: „Knie nieder!"

Ich glaubte nicht anders, als er wolle mich heißen, den Teufel anbeten, und weigerte mich des.

„Knie!" knurrte er, und griff nach dem Dolche.

„Die Sünde komme auf Euch", ſtöhnte ich und ließ mich auf die Knie nieder, Gottes Hilfe herbeirufend durch fleißiges Kreuzſchlagen."

Als ich die Ringe des Vorhanges kreiſchen hörte, ſenkte ich den Kopf und ſchloß die Augen feſt, ja nichts zu ſehen. Und war des beſtimmteſten entſchloſſen, nicht freiwillig Kopf und Blick zu erheben.

Mir iſt, als hätte ich lange ſo auf den Knien gelegen, die Augen alſo feſt zugedrückt, daß vor den geſchloſſenen goldene Sterne und Scheiben tanzten. Auch rann mir Schweiß von der Stirne über die Lider, und es war, als wolle er mir die aufbeizen, da er in die Augen drang mit ſeiner Schärfe.

Dies weiß ich jetzt. Da ich aber voller Ängste lag, glaubte ich, es fräße hölliſches Feuer an ihnen. Und ich wimmerte ſehr.

Erſt als ich ſeine Schritte vor mir gehen hörte, wurde ich etwas mutiger. Ich hob den Kopf, jedoch nach rückwärs gewandt, dorthin, wo der Schreckliche nun in einem Stuhle ſaß und über mich weg zu dem Bilde blickte: die rechte Hand über die Augen ſchirmend, wie Maler ihre Tafeln aus der Ferne anzuſehen pflegen.

Und er murmelte, als ſei ich gar nicht da:

„Es will nicht glühen, wie in der Nacht. Die Purpurſpitzen ihrer Brüſte ſind noch tot. Das Fleiſch iſt viel zu hell. Im Haar zu wenig Brand noch. Als meine Hand darüber fuhr, hat es gekniſtert. Das dort iſt Werg, nicht Leben. Sonſt . . iſt . . ſie . . ſchön."

Er atmete ſchwer und laut und ließ die Hand ſinken. Und merkte nun mich. Stand auf und ſchritt ſchnell her, griff über mich weg und riß den Vorhang wieder vor das Bild.

„Steh auf!" herrſchte er mich an. „Danke deinem Gotte, daß er dich davor bewahrt hat, das zu ſehen, was meine ſchamloſe Raſerei dir enthüllt hat. Denn wiſſe: auf dieſer Tafel iſt die Madonna in Wahrheit vom nackten Leben leibhaft, geiſterhaft hingeriſſen mit der Brunſt meines Auges. Würdeſt du ſie geſehen haben, hätten dich dieſe meine Hände erwürgt. Und nun geh und ſchrei es auf den Gaſſen aus, daß Samalio Pardulus die Madonna nackt gemalt hat, reitend auf einem Zentauren mit den Zügen ihres Sohnes, der ihr Bruder iſt. Und daß er mit ihr wegſetzt vom ſteinigen Felſen Golgatha über einen Abgrund voller Blut, aus dem die Spitzen von Domen ragen zu einem Schloſſe von veilchenfarbenem Amethyſtquarz, bewacht von den Tieren der Apokalypſe, und daß dieſes Schloß der Sarg Gottes iſt, in dem Samalio wohnt und wacht, daß keine Würmer zu ihm kommen."

Man darf es dem Florentiner glauben, daß er nach dieſen „Worten das Weite geſucht hat, wie einer, dem der Böſe auf

den Ferſen iſt". Trotzdem hat er nicht den Angeber geſpielt und ſeine Erlebniſſe niemandem vertraut, als den Blättern ſeines Buches.

Aber auch ohne ſeine Mithilfe wurde es ruchbar, daß nächtlicherweile Unheimliches ſich begab auf dem Schloſſe im Walde.

Da Samalio nachts niemand bei ſich hatte als einen alten halbblinden und ganz ſtummen Diener, ſo konnten die Gerüchte nicht aus dem Schloſſe kommen. Sie entſtanden in der Stadt ſelbſt, im Hauſe der Eltern des Malers.

Seit dieſe wegen der bevorſtehenden Hochzeit der Tochter zu mächtigen Verwandten nach Rom gereiſt waren, ging es im Palazzo Nacht für Nacht um. Unnötig, all das zu erzählen, was die erſchrockene Dienerſchaft allnächtlich geſehen und gehört haben wollte. Übereinſtimmend wurde dies berichtet:

Allabendlich, ſobald es ganz finſter geworden war (man befand ſich im Dezember, und es war ein nebeliges Wetter ohne Mondſchein), kam den ſteilſten Steg zur Stadt heran, den ſonſt nur die Ziegenhirten nahmen, ein rieſiges ſchwarzes Pferd, auf dem ein hagerer Mann ſaß, gehüllt in einen ſchwarzen Mantel, auf dem ſchwarzbärtigen Kopfe einen breitkrempigen Kegelhut. Man hätte, wäre nicht der Bart geweſen (und das andere, das nur Geſpenſtern eigen iſt), meinen können, es ſei Samalio. Doch war es ſicherlich ein Geſpenſt, denn aus dem Mantel daher, dorther, und von ſeinen Schultern leuchteten gelbe Lichter, und grüne Lichter liefen neben dem Pferde. Der Wachtturm des Hauſes, das wie alle Häuſer der adeligen Geſchlechter mehr eine Burg als ein Palaſt war, ſtand auf der Stadtmauer, und auf ſeinem Umgang befand ſich, wie auf den eigentlichen Mauertürmen, die ganze Nacht hindurch ein Wächter. Nur er konnte die Erſcheinung verfolgen, ſobald ſie der Mauer nahe gekommen war. Denn die übrigen Fenſter des Palaſtes, der von der Mauer etwas abſtand, gewährten keinen Blick

dorthin. Auch hätten wohl weder Männer noch Frauen den Fürwitz gewagt, das Geſpenſt nahe zu betrachten, da es ſchon entſetzlich genug anzuſehen war, wie ſich, ſobald Pferd und Mann in das Schattenbereich der Mauer gekommen waren, die gelben Lichter aus dem Mantel und von den Schultern des Mannes in die Lüfte erhoben und das Haus zu umſchwirren begannen, während die grünen Lichter in weiten Bogen den Raum vor dem Turm umkreiſten. Aus dem Wächter war nichts herauszubringen als das eine: Der Mann im ſchwarzen Mantel ſchritte durch das geſchloſſene Turmtor, ohne daß ſich deſſen Angeln drehten. Als er aber das erſtemal gekommen ſei, habe er ihm folgendes geſagt: „Mein Anblick tötet dich. Ich ſchone dich, ſolange du allein wachſt. Erblicke ich dich mit Kameraden, ſo biſt du wie ſie des Todes. „Daher ſich niemand herbeidrängte, dem Wächter Geſellſchaft zu leiſten. Auch hütete ſich im Hauſe ein jeder wohl, die Augen aufzutun, ſolange „der Schwarze" darin war. Der Wachthund, ein rieſiges Tier, war am Morgen nach dem erſten Erſcheinen mit durchbiſſener Kehle aufgefunden worden. Das Geſpenſt blieb ſtets nur ganz kurze Zeit im Palaſt. Seine Anweſenheit machte ſich lediglich durch ein ſonderbar tappendes Geräuſch von vielen Schritten, wie von Kindern, die ein Mann begleitet, bemerkbar. Kaum, daß dieſes Geräuſch vorüber war, konnten die Mutigeren von ihren Fenſtern aus, Pferd, Reiter und Lichter im Walde verſchwinden ſehen, in der Richtung zum Waldſchloſſe Samalios.

Meſſer Giacomo, der nicht im Palaſt wohnte, ſondern ein kleineres Haus in der Mitte der Stadt angewieſen erhalten hatte, berichtet alles dies vom Hörenſagen nach Erzählungen der Dienerſchaft. Da er es für angebracht hielt, einen reitenden Boten nach Rom zu ſenden, um die Herrſchaft von dem unheimlichen Weſen zu unterrichten, aber nicht ohne die Meinung der Tochter des Hauſes handeln wollte, der er überdies Schutz und Beiſtand bei ſo

ſchreckhaften Umſtänden anzutragen ſich verpflichtet glaubte (denn alle oberen Hausbedienſteten waren mit auf der Reiſe), ſo begab er ſich zu Maria Bianca:

„Ich fand das edle Fräulein", ſo ſchreibt er, „gegen alle Erwartungen heiteren Sinnes, obgleich ſehr blaß und trotz des Lächelns in den ſchönen Augen gleichſam wie eine Kranke, die die Tröſter tröſten will. Sie ſcherzte über das Gerede des Geſindes und ſprach: ‚Ich habe wahrlich keine Furcht vor dem Geſpenſte, ſo wenig, daß ich meine Kammerfrau, die früher bei mir ſchlief, aus meinem Schlafzimmer getan habe. Das alles ſind nur Torheiten, und es iſt nicht wert, darüber zu ſprechen, geſchweige denn einen Boten aufs Pferd zu ſetzen.' — Auf ſo beſtimmte Meinung des gnädigen Fräuleins hin unterließ ich die Botſchaft."

Nach ſeinem letzten, ſchreckhaften Beſuche bei Samalio indeſſen überkam ihn doch aufs neue Angſt, zumal von Bauern aus der Umgebung des Waldſchloſſes ſchon früher aufgetauchte Gerüchte beſtätigt worden waren, es ginge auch dort Abſonderliches vor: mit ſeltſam ſingenden Stimmen und einer ſonſt nie wahrgenommenen bunten Helligkeit hinter den Fenſtern. Und er ging nochmals zu Maria Bianca. Er ſchreibt (mit zitternden Händen, wie er vorausſchickt): „Was habe ich ſehen müſſen! Schlimmeres als eine Kranke. Ihre Augen leuchten wie im Fieber, und ſie entſetzten mich, da ich ſah, daß ſie jetzt denen des Ungeheuers glichen. Sie iſt ganz verändert und dennoch ſo ſchön wie je. Aber anders. Gott verzeihe mir den Frevel, daß ich ſo denke und es hinſchreibe: ihre Schönheit iſt ſchamlos worden. Wie das? Wie darf ich ſo Unmögliches denken? Jedoch: ich ſah es. Mit dieſen Augen ſah ich den gleißenden Wurm in ihren Augen. Und wenn alle Heiligen um mich her ſtünden und alle ihre Martern mich bedrohten und alle ihre Seligkeiten mich zurückſchreckten vor jedem unbedachten Wort, — ich muß es ſagen (und ſchrecke doch zuſammen, wie ich es nun ſchreibe),

ſie hat den verruchten Stolz der großen Huren im Blick. So brennen die Lippen keiner Keuſchen. Keine reine Jungfrau liegt ſo im Geſtühl. Selbſt in ihrer Stimme iſt nicht Unſchuld mehr. Es iſt eine bebende, wolluſtnachzitternde Reife in ihr, die wie eine ſchamloſe Offenbarung des Geheimſten iſt. Da iſt Sättigung und Begierde, aber etwas Drohendes und doch Verzweifelndes iſt dabei. Ich ſuche vergeblich, es in Worte zu faſſen. Die toskaniſche Sprache, reich genug, wie wir wiſſen, Himmel und Hölle zu malen, ſcheint unvermögend, dieſen Triumph voller Qual, dieſes Beben aus erfülltem Stolz auszunennen. — O, ich konnte wohl alle meine Fragen und Berichte, derentwegen ich gekommen war, für mich behalten, denn ich wußte auf einmal alles! Nicht törichtes Geſchwätz der Geſindeſtuben iſt dieſer Spuk, der ſich hier begibt und dort erzeugt wird: iſt Wahrheit, furchtbare, ſchändliche, hölliſche Wahrheit. Das Ungeheuer drüben, unvermögend, dieſen Engel blutſchänderiſch ſelbſt zu gewinnen, hat ſich mit der Hölle verbündet, ihr den Inkubus zu ſenden, und dem ganzen Teufel gelang, was dem halben mißlingen mußte. Der Engel iſt gefallen: eine Teufelshure richtet ſich auf im verfluchten Stolze der Wolluſt. In dieſem Hauſe wohnt die geile Peſt der Hölle, geſandt von jenem Scheuſal, das durch den Anblick einer reinen Schönheit zum Wahnſinn und vom Wahnſinn zum Frevel aller Frevel getrieben wurde: zur Zauberei. — Wie groß iſt doch die Macht des Böſen! Als ſie mich anlächelte und mit einem ſeltſam vollen Tone von ſcheinbarer Sorgloſigkeit ſagte: ‚Nicht doch, Meſſer Giacomo, bei meinem Bruder ſind ſo wenig hölliſche Geiſter wie hier, und es tut wahrlich nicht not, die Eltern zu erſchrecken‘, da war ich einen Augenblick ſelber im Netze des Teufels und gedachte wiederum die Botſchaft ſein zu laſſen. Aber ſiehe, der Böſe verrät ſich ſchließlich doch: denn es kamen noch die Worte (gewiß aus widerwilligem Mund, denn ich ſah, daß er bebte): ‚Das Schickſal iſt weder aufzuhalten noch zu be-

ſchleunigen. Es erfüllt ſich, wenn es zeitig iſt.' — Ich verbeugte mich, nahm Urlaub und ging. — Der Bote iſt auf dem Wege. Wär ich bei beſſeren Kräften, ritte ich ſelbſt. Denn es iſt wahrlich beſſer, im Sattel zu ſitzen und auf unſicheren Straßen Tag und Nacht zu reiten, als hier zu ſein, wo ſich ſo Schreckliches begibt und noch Entſetzlicheres vorbereitet."

Folgt ein Gebet zu allen Heiligen und ein Spruch zur Abwehr der Dämonen.

Aus den weiteren Aufzeichnungen des Florentiners ergibt ſich dies:

Die Eltern ſchickten den reitenden Boten ſofort mit der Anzeige zurück, daß ſie ſich unverweilt auf die Rückreiſe begeben würden. Dieſe Botſchaft, mündlich gefaßt, erging an die Tochter und kam zu ſpäter Abendſtunde an. Das Geſinde, ſehr erfreut darüber, benachrichtigte ſogleich Meſſer Giacomo, der ſich auf der Stelle in den Palaſt begab, am Morgen des folgenden Tages gleich zur Stelle zu ſein. Maria Bianca, ſtatt ihn vorzulaſſen, ließ ihm ſagen, er habe ſich übel um ihre Eltern verdient gemacht. Wenn ihm ſein Leben lieb ſei, möge er ſich ſtille halten und ſeinen Fürwitz nicht weiter treiben. Er ſchloß ſich erſchreckt in ſein Zimmer ein. Kaum eine Stunde ſpäter begab ſich das Übliche. Nur, wie die Dienerſchaft erklärte, heftiger und lauter als ſonſt. Man hörte das Fräulein ſtöhnen und eine heiſere Mannesſtimme. Türen fielen ins Schloß, ein gräßlicher tieriſcher Laut fauchte heulend auf und ging in ein wütendes Wimmern über, das lange anhielt. Es ſchien aus dem Schlafzimmer des Fräuleins zu kommen.

— Der Inkubus! dachte ſich Giacomo und ſchlug, ſolange es erklang, das Kreuz. Endlich ward es ſtill, aber niemand wagte ſich aus ſeinem Zimmer.

Am frühen Morgen ſchon kam die Herrſchaft an. Die Nebel hatten ſich noch nicht gehoben. In den Korridoren des Palaſtes lag

dämmeriger Halbschein. Der Vater befahl eine Laterne und begab sich, wie er ging und stand, im Reisepelze zum Zimmer Maria Biancas, denn er hatte der ungewiß enthaltenen Botschaft entnommen, daß sie krank sei von dem Spuke. Messer Giacomo, in dessen Ohren noch immer das gräßliche Wimmern klang, führte die ganz erschöpfte und geängstigte alte Dame. Die Dienerschaft drängte hinterdrein.

Ein paar Schritte vor der Tür machte der Graf halt und wandte sich an Giacomo: „Ihr habt mir nicht alles gemeldet. Es steht schlimmer. Warum kommt sie uns nicht entgegen?"

„O mein Gott", seufzte die Gräfin und schritt am Grafen vorbei zur Tür.

„Nicht doch, nicht doch!" bat Messer Giacomo. „Nicht hinein!"

„Sagt alles", befahl der Graf.

Der Florentiner trat nahe an ihn heran und flüsterte: „Es ist unmöglich zu sagen. Ich kann nur bitten, schlagt das Kreuz und laßt mich vorangehen."

Der Graf sah ihn groß an. „Ins Schlafzimmer meiner Tochter? Seid Ihr von Sinnen?"

Messer Giacomo rang die Hände und flüsterte noch leiser: „Sie . . . schämt sich nicht mehr."

Der Graf hob die rechte Faust — und ließ sie schlaff sinken. Dann winkte er der Dienerschaft zurückzubleiben und stöhnte: „Wenn Ihr die Wahrheit gesagt habt, töte ich sie, habt Ihr gelogen, töte ich Euch."

Er griff nach seinem Dolche und tat einen Schritt voran.

Die Gräfin hatte indessen ihr Ohr an die Türe gelegt und gebot mit der Hand Schweigen. „Mir ist, ich höre sie röcheln."

Sie klopfte leise an die Tür.

Ein sonderbares Knurren wurde vernehmbar.

„Der Inkubus", schrie Messer Giacomo auf und wandte sich

wie zur Flucht um. Der Graf packte ihn beim Handgelenk und zwang ihn zur Tür. „Öffnet! Und sei's mit Gewalt!" Giacomo drückte auf die Klinke. Die Tür tat sich auf.

Das Zimmer war ganz dunkel. Nur am Fenster glomm etwas Leuchtendes, wie wenn das Licht des Morgens aus zwei Löchern durch die vorgezogene schwere Samtgardine bräche.

„Da . . . da . . . dort sitzt er!" stöhnte Giacomo und bekreuzte sich.

In diesem Augenblicke flogen die zwei hellen Punkte in einem großen Bogen durch das Zimmer über die Köpfe der Eingetretenen hinweg — hinaus. Gleich darauf erhob sich, während die drei, von Entsetzen gepackt, am Türpfosten Halt suchten, im Korridor Geschrei und Gekreisch der Dienerschaft, überschrillt von einem langgezogenen wütenden Geheul, das in Fauchen überging und schließlich knurrend zu verröchelnd schien. Dann hörte man das Gesinde die Treppe hinabpoltern und die Treppentür zuschlagen.

Der Graf kam zuerst zu sich. Er ging zum Fenster und riß die Gardinen auseinander. Das Zimmer war leer. Das Bett hinter den geschlossenen Vorhängen unberührt.

„Wo ist sie?" stöhnte die Gräfin auf und sank vor dem Bett zusammen.

Der Graf sah Messer Giacomo fragend an.

Der flüsterte mit dem Kopf zur Türe: „Das war sie . . . die Hexe."

„Licht!" schrie der Graf den Korridor hinaus.

Niemand kam.

„Sie fürchten sich. Wer fürchtete sich hier nicht?" murmelte der Florentiner.

„Was könnte ich noch zu fürchten haben", murmelte tonlos der Graf und schritt zur Türe.

Links neben der Tür stand am Boden die Laterne. Er hob sie

hoch. Ihre Verrahmung und die ausgeſchnittene Ornamentierung der Haube warfen ein Rankennetz von Schatten an die Decke und Wand. Da die Hand des Grafen zitterte und die Laterne ſich in der Handhabe drehte, war es ein huſchender Tanz von Schatten und Licht. Da fiel aus der größten Scheibe ein gelber Schein auf etwas Geducktes, Schwarzes in einer Ecke.

Der Graf ging unſicheren Schrittes darauf los, machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte: „Biſt du es?"

Das Weſen, nun wieder verſchattet, duckte ſich noch mehr zuſammen und knurrte tückiſch.

Da ergriff den Greis eine wahnſinnige Wut. Er riß den Dolch aus der Scheide und warf ſich mit dem ganzen Gewichte ſeines Körpers vornüber auf das Dunkle, den Dolch voran. Er fühlte einen heißen Hauch in ſeinem Geſicht und heißes Blut über der Fauſt. Wild packte er mit beiden Händen zu, und zwiſchen ſeinen eingekrallten Fingern verreckte eine rieſige Wildkatze. Er trug ſie, die Hände weit von ſich geſtreckt, keuchend zum Zimmer und warf den noch zuckenden Leib auf das Bett Maria Biancas. Dann kniete er nieder, ſchlug die blutigen Hände vors Geſicht und betete — für die Seele ſeiner Tochter.

Die Gräfin lag ohnmächtig vor dem Bett. Auf ihre Stirn tropfte das Blut des Tieres.

Meſſer Giacomo ſchreibt: „Auch ich hatte ſchier die Beſinnung verloren. Das Herz ſaß mir im Halſe. Ich fühlte ſein Pulſen im Hirn. Vor meinen Augen war ein roter Dampf. Ich weiß nicht: war das das Blut, das mir ſo heftig zuſetzte, oder hölliſche Vortäuſchung. Durch das rote Dunkel hindurch ſah ich die Augen des Teufel-Tieres verlöſchen: und es waren genau die Augen Maria Biancas. Ihr letzter Blick voller Wut galt mir. Ich wehrte dem Böſen mit dem Kreuze und kniete gleichfalls nieder, für die arme Seele zu beten. Dann trugen wir, der Graf und ich, die edle Dame

in ihr Gemach, beide im Herzen dankbar, daß sie nicht zu sich kam. Darauf erzählte ich dem unglücklichen Vater alles, was ich wußte. Wer etwa Zweifel daran gehegt hätte, daß er aus altrömischem Heldenblute stammte, der würde sich jeglichen Zweifels daran wohl begeben haben angesichts der Größe und Festigkeit, mit der der Graf nach Anhörung meines Berichtes nichts weiter sagte als: ‚So bleibt mir nur noch übrig, auch ihn auszutilgen.'"

Er ließ für sich, Giacomo und zehn Knechte satteln, setzte, für den Fall, daß er im Kampfe mit dem Zauberer zu Tode kommen sollte, sein Testament auf, sein ganzes Vermögen der Kirche vermachend, tauchte Schwert und Dolch in geweihtes Wasser und ritt langsam mit seinen Begleitern zum Walde. Rechts von ihm ritt Messer Giacomo, links der Turmwächter. Dieser, sonst der mutigste unter allen Dienern des Grafen, wankte schier im Sattel und war entstellt von Angst und Grauen. Sein Gebieter sprach ihm Mut zu, aber je näher sie dem Schlosse kamen, um so unsteter wurde sein Blick, um so blasser sein Gesicht.

Wie sie des Schlosses ansichtig wurden, das im fahlen Lichte eines sonnenlosen Tages dastand, wie aus glanzlosem Blei, graubläulich, gleichsam tückisch, hieß der Graf alle von den Pferden steigen und niederknien zu beten. Dann, als sie wieder im Sattel saßen, mußten sie die Schwerter ziehen, sie steil gerade vor sich halten als Kreuzeszeichen und die Hymne singen:

Wir ziehen aus, zu streiten
Für Jesu Christ,
Der unserm tapfern Reiten
Unsichtbar Führer ist,
Seine Fahne, schneeweiß,
Kyrieeleis,
Wird uns zum Sieg geleiten.

„Es war uns allen," schreibt der Toskaner, „ausgenommen den

alten Herrn, wie ich anbetrachtlich des Funkelns in ſeinem Auge glaube, nicht gar mutig im Sinne. Aber das Lied, wie es aus uns drang, umgab uns gleichſam mit dem Atem tapferer Erzengel. Als wir vor dem Tore hielten, ſah ich, daß alle Knechte wacker rote Wangen hatten, bis auf den Wächter."

Da das Tor verſchloſſen war (wie auch alle Fenſter, die Läden vorhatten), ſchlug der Graf mit dem Knaufe ſeines Schwertes daran und rief: „Im Namen des Dreieinigen, öffne!"

Statt der Antwort erfolgte ein harſches, gaumiges Röcheln. Dann klirrten Schlüſſel, die Türflügel kreiſchten in den Angeln, und aus der Öffnung trat der alte Diener, ſogleich in die Knie ſinkend und beide Arme ausbreitend. In ſeinem qualvoll aufgeriſſenen Munde ſah man die ſchwere Zunge wie im Kampfe zucken, während im Gaumen wieder die entſetzlichen nach Ausdruck ringenden Laute röchelten. In den blinden Augen lag leer, grau der Widerſchein des dunſtigen Himmels.

Der Florentiner berichtet:

„Obgleich der Erbarmungswürdige weder mit dem Munde noch mit den Augen zu ſprechen vermochte, verſtanden wir ihn doch alle gleich und wußten, daß das Scheuſal tot war."

Der Graf winkte den Knechten, zurückzubleiben und gebot dem Stummen, ihn und Giacomo zur Leiche zu führen. Der aber warf ſich lang auf die Erde hin, als ob er ſich mit den Händen in ſie einkrallen wollte.

„Da wußten wir", ſchreibt Giacomo, „daß uns noch Schlimmeres bevorſtand, etwas, das ſelbſt den entſetzte, den Blindheit davor bewahrt hatte, es ſehen zu müſſen."

„Ich möchte es Euch, Meſſer Giacomo", ſagte der Graf, „gerne erſparen, mich zu begleiten. Aber ſeht, mich wandelt jetzt Furcht an, da ich mich doch nicht davor gefürchtet habe, den zu töten, der das Leben von mir hatte. O mein Gott, warum begnadeſt du mich nicht

mit Blindheit! Furchtbares zu tun, hat für den Edlen keinen Schrecken, wenn Not und Pflicht gebietet, aber es gibt Dinge von einem Antlitz, deſſen Ahnung ſchon auch den Tapferſten zur Flucht ſcheucht. Doch es muß geſchehen. Ich muß mit dieſen Augen ſehen, was mein Herz ſchon weiß. Meſſer Giacomo, die Sünde braucht den Teufel nicht. Wenn Ihr Euch jetzt noch vor hölliſchen Geiſtern fürchtet, ſo ſage ich Euch: Ihr könnt ruhig mit mir gehen. Wenn Ihr aber dem Grauen nicht gewachſen ſeid, das von der verfluchten Natur ausgeht, aus der wir alle ſind, ſo ſage ich Euch: Laßt es mich allein ertragen, der ich es muß, weil ich mit meinem Blute daran ſchuldig bin."

Der Florentiner, der dieſe Worte ſo berichtet, fügt hinzu: „Auch jetzt, da ich dies mit Beſonnenheit aufzeichne, verſtehe ich es nicht, geſchweige denn, daß ich es verſtand, als ich es vernahm. Der Böſe, deſſen augenſcheinliches Werk mein armer edler Herr von jenem Augenblick an leugnete, hat ihn verwirrt. Gelobt ſei Gott dafür, daß er wenigſtens meinen Geiſt vor Verdunklung ſchützte."

Die beiden gingen durch dunkle Korridore, dunkle Treppen hinauf zu dem großen Turmgemache, das Giacomo als Werkſtatt des Malers kannte, und wo er mit Recht vermutete, daß ſie ſeine Leiche finden würden.

Laſſen wir ihn berichten: Ich ſchritt voraus und hob den ledernen Vorhang auseinander, daß der Graf eintreten konnte. Er ging aber nicht mit mir ins Zimmer, ſondern hielt ſich rechts und links mit der Hand am Türvorhang feſt. Ich hörte wie ſein Atem ging, und war froh, dies Leben zu hören, denn es kam nun das ſchwerſte Grauen von allem über mich, ſo, daß ich nicht mit Schritten zu gehen wagte, ſondern keinen Fuß hebend, mich gleichſam ſüßlings über den Teppich vorwärts taſtete. Da ſtieß ich mit den Knien gegen etwas Weiches an und bog mich behutſam darüber, die ſuchenden Hände vorſtreckend. Nie vordem habe ich gewußt, daß

das furchtbarſte Grauen, das der Menſch empfinden kann, in den Fingerſpitzen wohnt. Alle Qual der Furcht, des Entſetzens, das ſich gleichſam zurückſträubt und doch wie eine willenloſe Laſt langſam, fürchterlich langſam und dennoch unabwendbar, vorwärts wuchtet, ſaß knäuelhaft, wie geduckt zuſammengerollt unter meinen Fingernägeln, die mir (doch war dies ſicherlich Blendwerk) zu leuchten ſchienen. Dies alles währte kaum die Dauer eines Atemzuges und war dem Gefühle nach eine Ewigkeit, — bis der Augenblick kam, da die Qual gleichſam in die Wut umſchlug, ſich ſelber ein Ende machen zu wollen, und ſei es durch noch Schlimmeres. Ich warf mich vornüber und flog mit einem grauenhaften Schrei zurück. Meine Hände hatten zwei nackte, ſchauerlich kalte Frauenbrüſte gefühlt, mein warmer Mund einen kalten berührt.

Ich taumelte bis zum Vorhang zurück und keuchte: „Die Hexe! Dort!"

Der Graf drängte mich beiſeite und murmelte: „Ich wußte es." Dann, ein paar Schritte vorwärts tuend, lauter: „Ich bitte euch, laßt Licht herein. Ich fühle die beiden, und es verlangt mich nun, ſie zu ſehen." Er ſchien ganz ruhig. Ich hörte ſeinen Atem nicht mehr. Ein Knarren verriet mir, daß er auf einen Stuhl getroffen war, in dem er ſich niedergelaſſen hatte.

Ich taſtete mich die Wand entlang zum Fenſter, um ja nicht beim Durchſchreiten des Zimmers nochmals in Berührung mit einem der beiden verfluchten Leiber zu kommen. Denn noch immer rann ein ſchaudervolles eiſiges Entſetzen durch meine Adern. So voller Grauſen war ich und gleichſam angſtbefliſſen, daß, als des Grafen Hand an der Seite der Stuhlwange herabglitt, ich beim Hören des leiſen, ſchürfenden Tones zuſammenknickte, für einen Augenblick nicht anders vermeinend, als es ſei ein Seufzer toter Lippen.

Endlich war ich beim Fenſter angelangt und fühlte die Quaſte der Vorhangeſchnur in meiner Hand. Ich brauchte meine ganze

Kraft zu der geringen Arbeit, die Gardine ſich teilen zu laſſen: ſo völlig erſchöpft war ich. Um aber das Fenſter und den einen Laden zu öffnen, bedurfte ich der Hilfe des Gebets. Ich rief laut die Madonna an, mir beizuſtehen.

Da hörte ich einen greulichen Fluch. War das mein alter, edler, frommer Herr, der über die Reinſte der Reinen das ſchmutzigſte Wort ſpie?

Wollte Gott, ich dürfte noch glauben, daß es der Satan ſelber war, wie ich es glaubte. —

Ich riß Fenſter und Läden auf, indem ich, ohne mich umzuwenden, ſchrie: „Fleuch hinaus, Geiſt der Finſternis! Weiche, weiche, weiche von uns, Fürſt der Hölle!“ Und legte meine Stirn aufs Fenſterbrett, nochmals zu beten. Der feuchte, kalte Wind aus dem Walde ſtrich mir übers Haar und wehte mich gleichſam aus dem wohltätigen Schlummer der Andacht, die mich aber doch ſo weit geſtärkt hatte, daß ich ſpürte, es ſei geraten, mich dieſem Luftſtrome nicht länger auszuſetzen. Ich wandte mich um, vermied es aber wohl, dorthin zu blicken, wo ich die beiden Leichen vermutete. Doch ſah ich den Grafen. Er ſaß in dem flammrot ſeidenen hochlehnigen Stuhle des Malers, den ich wohl kannte mit ſeinen goldeingewirkten Zeichen einer fremden heidniſchen Schrift. Steif angelehnt ſaß er ganz regungslos; auch die Arme und Hände, gerade hingelegt auf die Armlehnen, rührten ſich jedoch nicht im mindeſten. Man hätte meinen können, er ſei tot.

Nur die Augen lebten. Lebten gierig.

Und es waren die Augen des Scheuſals.

Mir war, als ſtarrten dieſelben Augen überall her: kalt, glühend durch das kalte graue Morgenlicht. Sie glotzten kugelig von den Buckeln der kupfernen Wandleuchter, blinzelten verkniffen aus allen Facetten der Gläſer und Flaſchen auf dem Kredenzbord, ſchoſſen blitzende Blicke von den Spitzen der Degen, Dolche,

Hellebarden an der Wand, lauerten tückiſch in allen Falten der Vorhänge.

Ich ſah wohl, daß der Böſe ſich nicht hatte bannen laſſen durch meine Gebete, und bald mußte ich es auch hören.

Denn er ſprach aus dem Grafen wie folgt: „Ihr mußtet ſterben, um mich fühlen zu laſſen, wie verwandt ich euch bin. Mit meinem Blute habt ihr, mein Blut hat in euch geſündigt. Wie dürfte ich verdammen, da ich, ob auch mit Grauen, verſtehe? Der Tod iſt ein mächtiger Lehrer. Ich habe die Hölle verlernt vor ſeinem Grauen. Sie iſt nicht hinter dem Tode, iſt vor ihm: in dieſem Leben, das kraft heiliger Geſetze verbietet, wozu der unheilige Geiſt treibt, der in unſeren Adern glüht. Ich habe ihn ſtets gebändigt. Und durfte wohl ſtolz darauf ſein; denn mein ganzes Leben hat ſich dem Geſetze geopfert. Aber ſiehe, mein Blut hat ſich gerächt: mein Opfer war unnütz und ein frommer Frevel. Ich durfte rein bleiben, weil dieſe da alle meine Unreine in ſich nahmen. Wo iſt da Gott? Wo iſt da Teufel? Ich ſehe, daß ihr ſehr elend und von aller Heiligkeit ausgeſchloſſen wart: Verworfene vor allen Menſchen; und doch überkommt mich der Glaube, daß euer Leben völliger war als das meine, und euer Tod freier und ſtolzer als der der Frommen, die noch im letzten Augenblicke um Vorteil handeln. Ihr ſeid in einer großen Gewißheit dahingegangen nach großen Sünden: ich aber, der Fromme, bleibe voller Zweifel hier und fürchte, daß ich weder ſelig noch unſelig ſterben kann."

Selbſt die Stimme, in der dies ſprach, war nicht des Grafen Stimme. Sie hatte einen vollen, zuverſichtlichen, tapferen Ton gehabt. Was hier klang, war wie der Ton einer geſprungenen Glocke. Es war, als ſchwebte er nicht durch die Luft, ſondern er glitte von den Lippen, rönne über Kinn und Bruſt, tropfte den Stuhl hinab zum Teppich, kröche über dieſen weg zu den beiden.

Mir aber gruben ſich die Worte, wie matt ſie auch klangen, mit

einer magiſchen Gewalt ein, ſo daß ich ſie zu jeder Stunde wiederholen könnte, wie ich ſie jetzt gleichſam unter dem Diktate des Satans niedergeſchrieben habe. (Ich wage es, die Wahrheit zu ſagen, in dieſem Augenblicke nicht, hinter mich zu blicken, denn ich weiß: in dem Bilde des heidniſchen Ahnherrn dieſer nun erloſchenen Familie, das ich ſelber nach einer alten Tafel im Palaſte hier auf die Wand übertragen habe, ſtehen jene beiden Augen. Ich weiß es, denn ich fühle ihren Blick als einen dumpfen Druck am Nacken.)

Immer noch ſtarr gerade ausſchauend, wandte ſich der Graf nun in ſeinem alten, nur etwas müderen Tone mit dieſen Worten an mich: „Seht Ihr, wie ſchön ſie iſt, Meſſer Giacomo?"

Antwortete ich: „Nein, Herr. Gott verhüte, daß ich meine Blicke zu dieſem Greuel wende. Die Hexe iſt nackt."

Sprach er, nicht zornig, aber geſtrenge: „Laßt dieſes Torenwort und ſprecht mit Achtung von meiner Tochter. Nackt iſt ſie, aber ſo ſchön, daß nichts Schamloſes an ihrer Nacktheit iſt. Auch iſt ſie tot, und nur im Lebendigen iſt Sünde und der Schatten der Sünde; Scham oder Unſcham. Ich ſehe ſie an wie ein Werk des Meißels, den der Tod geführt hat, und ich denke zurück an meine jungen Tage, da ich mich nächtens mit einer Fackel in den Keller ſchlich, wo in einer Ecke die Madonna der Heiden ſtand, zu der meine Ahnen einſt gebetet haben: Frau Venus. Doch dieſe hier iſt ſchöner. Ich denke mir, ſie wurde ſo ſchön, weil meine Jugend unter jenem Venusſtern ſtand. Die Göttin, deren Bild ich mit eigener Hand zerſchlug, als der Geiſt des Geſetzes von mir Beſitz ergriffen hatte, hat ſich gerächt, indem ſie aus meinem Blute ihr ſchöneres Bild geſtaltete. Glaubt nur, Meſſer Giacomo, die Götter der Heiden ſind nicht tot. Sie leben in unſerem Blute, und aus unſerem Blute leben ſie immer aufs neue auf in ſichtbarlicher Nachgeſtalt. Der Schatten des Kreuzes iſt doch nur ein Schatten, der ſich nach der alten Sonne drehen muß. Ihr blickt noch immer nicht hin?"

„Da ſei Gott vor!" antwortete ich beſtimmt.

Er aber ſprach: „Ihr tut mir leid. Dieſer Anblick, vor dem auch ich mich gefürchtet habe, vor wenigen Minuten noch, und es iſt ſeitdem doch eine Fülle von Zeit verſtrichen, reicher als mein ganzes armes Leben in heiliger Finſternis, — dieſer Anblick iſt kein Schrecken: iſt klare, ruhige, wohl feierliche, aber nicht geſtrenge Offenbarung. Mein ſchönes Kind liegt auf dem Ruhebette, wie es von Venus erſchaffen ward. Der rechte Arm ruht unter dem Haupte, die linke Hand im Haar des Bruders, meines häßlichen Kindes, das, vor dem ſchönen niederkniend, den ſelbſtgerufenen Tod erwartet hat. Er trägt einen Mantel aus dunkel veilchenblauem Sammet und auf dem Haupte einen Dornenkranz. Ihr wendet euch ab und ſeid empört. Mir ſelber tat der Anblick weh, denn es dünkte mich unwürdig, gleich einem Schauſpieler in den Tod zu gehen, Großes nachäffend. Doch weiß ich es beſſer, ſeitdem mich das Bild, vor dem ſie geſtorben ſind, belehrt hat, daß er nicht als Mime ſtarb, ſondern als Maler. Auf dieſem Bilde ſind die Farben noch feucht an dem Kopfe mit der Dornenkrone, und es iſt, als ob die Blutstropfen lebendig herunterrönnen, aus dem krauſen Haar über die gelben Wangen. Er hat ſich die Dornen ins Haupt geſtoßen, dieſes Blut fließen zu ſehen, aber mehr noch zur Aufgeißelung der Kraft, die auch äußerlich fühlen wollte, was ſie innerlich ergriffen hatte. — Ihr wißt, daß es mir immer zuwider war ihn die Kunſt des Malens wie etwas treiben zu ſehen, das mehr iſt als vornehmer Zeitvertreib. Daß ich es Euch geſtehe: Ich verachtete ihn darum, und er war mir ſeiner Kunſt wegen noch abſcheulicher als wegen ſeiner Häßlichkeit und düſteren Art. Nun lehrt mich dieſer Morgen, mit dem eine helle Nacht für mich anbricht auch dies: daß Kunſt, mit dieſem Stolze heroiſcher Hingabe ausgeübt, zu den größten Menſchendingen gehört, zu denen, die über alle Tiefen und Nebel hinwegtragen, wie dieſer zentauriſche

Chriſtus die nackte Madonna hinwegträgt vom Felſen des Todes über qualmige Städte zur Feſtung Einſamkeit. — Ich will, hört mich wohl: ich will in dieſem Hauſe meine Tage beſchließen und auf dieſem Lager ſterben vor dieſem Bild, das dann wie alles andere von der Hand meines Sohnes mit meinem Leichnam zu den Leibern meiner Kinder eingegraben werden ſoll in den Fels dieſes Berges. Immer und immer will ich es ſehen, wie ihre linke Hand in das blutige Haar des Chriſtus-Zentauren greift, deſſen blutrünſtiges Antlitz ſich ihr in ſchmerzlichſter: ſeligſter Liebe zuwendet. Ihre holden, gütigen, mutigen, aller Liebe vollen Augen ſollen auch mir hinüberleuchten zu jener Ruhe, die Gott ſelbſt bewacht."

Kaum daß der Graf geendet hatte, drang Gemurmel und Schrittgeſtampf vom Gange her in den Saal, und die Stimme eines Knechtes bat um Einlaß.

Der alte Herr erhob ſich ruhig, löſte ſeinen Pelzmantel von den Schultern und legte ihn über die Toten. Dann zog er den Vorhang vor das Bild und rief mit ſeiner alten Stimme des Befehlensgewohnten gebietend: „Tretet ſtill herein!"

Sogleich verſtummte Gemurmel und Geſtampf. Die Knechte traten gebückt ins Gemach, vor ſich her den Wächter ſchiebend, der gefeſſelt war und vor dem Grafen in die Knie ſank.

„Geht," befahl der Herr den übrigen, und dem Knienden: „Steh auf und ſprich!"

Der erhob ſich und murmelte: „Ich wollte fliehen, Herr, weil ich mitſchuldig war an dem Schrecklichen, und will nun alles eingeſtehen."

Der Graf legte ihm eine Hand auf die Schulter und ergriff mit der anderen die gefeſſelten Hände des Wächters und ſprach: „Ich weiß. Doch niemand außer dir und mir ſoll es wiſſen, denn dieſer (und er wies auf mich) ſieht nicht mit ſehenden Augen und wird auch die andern heilſam blind machen. Du aber ſollſt zu keinem

Menſchen mehr reden, ſondern mit mir eingeſchloſſen bleiben in dieſem Hauſe. Die Leichen meiner Kinder im Felſen zu begraben, ſoll deine erſte Arbeit ſein, deine letzte: mit meinem Leichnam dasſelbe zu tun. Dann ſollſt du dieſes Schloß beſitzen mit allem, was darin iſt."

Der Wächter, dieſen Spruch ſo wenig begreifend, wie ich, der ich aber längſt die Beſeſſenheit des Grafen erkannt hatte, beugte ſich ſtumm über die Hand ſeines Gebieters und küßte ſie.

Mir blieb nichts mehr zu tun übrig, als um Urlaub zu bitten für immer und zu fragen, welche Botſchaft ich der Gräfin bringen ſollte.

Die Antwort war: „Sag meiner Gattin, daß ſie mir willkommen iſt, wenn ſie ſich ſtark genug fühlt, mit mir bei den Dämonen zu hauſen. Niemand weiß ja über dieſe ſo gut Beſcheid wie Ihr. Wie ich ſie kenne, wird ſie es vorziehen, ſich in den Schutz der anderen Madonna zu begeben. Und ſagt ihr, wenn ſie Euch dies kundgibt, von mir, daß ſie recht daran tut, und daß es mich beruhigen wird, ſie in dem beſten Schutze zu wiſſen, darin ſich ein Mutterherz ausruhen kann. Ich weiß, ſie wird für mich beten. Sagt ihr auch das. Und fügt von mir noch hinzu: daß ich ihr ehrerbietig und mit dem ganzen Reſte von Liebe dafür danke, den ich für Lebendiges noch fühlen kann."

Obwohl ich dank der Klarheit, die ſich immer mehr in mir ausbreitete, ſehr wohl begriff, daß das Gütige und Wahre in dieſen Worten keineswegs ein Zeichen etwa aufdämmernder Vernunft, ſondern nichts als ſpöttiſche Verſtellung des Teufels war, der dieſen Geiſt völlig verwirrt hatte, mußte ich mich doch, mehr unbewußt als mit Fleiße, gleichfalls auf die Hand des Unglückſeligen beugen. Meine Lippen fühlten, daß ſie ganz kalt war.

Ich ritt mit den Knechten im ſchnellſten Galopp zur Stadt. Der Nebel hatte ſich gehoben. Als ich mich, wir mochten etwa zwei

Bogenſchüſſe weit geritten ſein, umwandte, ſah ich das Schloß im hellſten Sonnenlichte über dem ſchwarzen Walde gleichſam höhniſch leuchten.

Morgen geleite ich die Gräfin nach Rom ins Kloſter. Dort will ich auf beſſere Zeiten warten, daß ich nach Toskana zurückkehren kann.

Zum Danke für meine Rettung aus der grauſamen Gefahr, gleich meinem edlen alten Herrn in die Verſtrickung des Teufels zu fallen, habe ich heute gelobt, nie wieder einen Pinſel zur Hand zu nehmen. Die Kunſt iſt die ſchlimmſte Schlinge des Böſen.

Hans Wurſt und der Rieſe Rumbo

Der Rieſe Rumbo konnte die Menſchen nicht leiden: konnte ſie durchaus nicht leiden, weil ſie neben ihm ſo lächerlich klein erſchienen, aber doch klüger waren als er, und weil es ihm, von wegen ſeiner unmäßigen Größe und Ungeſchlachtheit, nicht möglich war, mit ihnen zuſammen zu wohnen.

Wollte er das denn? O ja: denn er ſpielte leidenſchaftlich gerne Skat.

Wie hätte er aber mit jemandem Skat ſpielen oder ſonſt etwas Vertrauliches treiben ſollen, da er ſo groß war, daß er ſelbſt die größten Häuſer der benachbarten Reſidenzſtadt nicht einmal zu Leibſtühlen benutzen konnte, weil ſie dazu zu niedrig geweſen wären?

Daraus mag man ſich ungefähr ein Bild machen, wie über alle Maßſtäbe und Begriffe ausgedehnt dieſer Kerl war.

Mein Onkel, der doch auch ein Mann von gutem Gardemaße und überdies Pfarrer, alſo gewöhnt war, ſeinen Blick immer aufs Höchſte zu richten, hat mir mehr als einmal beteuert, daß Rumbo alle ſeine Begriffe von Länge und Breite übertroffen habe.

Übrigens iſt es dieſer mein Onkel, der mir die Rumbo-Geſchichte erzählt hat, was zu bemerken ich nicht ermangeln will, weil man ſonſt denken könnte, ſie hätte keine Moral. Die Wahrheit iſt, daß ſie mehr Moral hat, als ſelbſt der aufmerkſamſte Zuhörer beim erſten Male merken kann. Man muß ſie ſich alſo ein paarmal erzählen laſſen. Es verlohnt ſich.

Ich ſelbſt habe ſie ſehr oft gehört, nämlich immer, wenn mein Onkel meinen Vater zu beſuchen kam, um, wie er ſagte, „nach dem Rechten zu ſehen". Es ſcheint aber, daß das Rechte ſich bei uns im Keller aufhielt. Denn dorthin begaben ſich bei ſolcher Gelegenheit die beiden Brüder ſogleich, wenn der ältere beim jüngeren zu Beſuch angekommen war. — Dies nebenbei und ohne eigentliche Beziehung zu Rumbo.

Der war alſo nach der Überlieferung meines Onkels ein über-

gewaltiger Geſelle. — Ich wünſchte ſehr, ſeine Größe in Metern angeben zu können, aber in dieſer Hinſicht hat es mein Onkel an Exaktheit fehlen laſſen. Statt einfach zu ſagen: ſoundſo viel Meter oder meinetwegen bayriſche Ruten war er lang, liebte er es, die Ausdehnung des Rieſen durch Vergleiche oder Bilder anzudeuten, wobei es mir nicht entging, daß dabei nicht immer das gleiche herauskam. Machte ich ihn darauf aufmerkſam, ſo pflegte er zu ſagen: „Mein lieber Junge, bei ganz großen Gegenſtänden irrt ſich ſelbſt die Bibel. Für das, was das gewohnte Maß maßlos überſchreitet, haben wir Menſchen nicht einmal die Fähigkeit, in Bildern ordentliche Maßſtäbe zu finden. Kehre dich nicht daran, wenn ich dir einmal ſage: Rumbos Beine waren ſo dick und lang wie die Türme der Frauenkirche zu München, und ein andermal: Rumbos Naſenlöcher waren ſo breit und lang wie der Tunnel durch den St. Gotthard. Das ſtimmt freilich nicht; aber aufs Stimmen kommt's auch nicht an, wo ſich's um Rieſen handelt. Sei froh, zu wiſſen, und laß es dir genügen, daß Rumbo auf alle Fälle erſtaunlich groß war; — wenn du Luſt haſt, ſeiner Größe noch ein paar Kilometer hinzuzuſetzen, ſo tu' dir keinen Zwang an. Meinetwegen kannſt du ihn dir auch ein bißchen kleiner vorſtellen, wenn er dir dadurch näher kommt, aber, verſteht ſich, immer noch ſo rieſig, daß du dich ſelber darüber wundern mußt. — Darauf kommt es an."

Ich empfehle euch, es auch ſo zu halten.

Da Rumbo nicht unter Menſchen wohnen konnte, lebte er ſtändig auf dem Lande, und zwar in der Nähe der Stadt Knödelimkraut, die ſich einer ſehr waldigen Umgebung erfreut. Ah, was gab es da für Wälder! Und im allergrößten, der für ihn paßte, als wenn er ihm angemeſſen worden wäre, ſaß Rumbo. Tannen wuchſen darin, ſo dick, daß ein Menſch, der um eine hätte herumgehen wollen, dazu eine gute Stunde gebraucht haben würde.

(Sagte mein Onkel, der Paſtor.) Er hätte aber gar nicht drumherumgehen können, weil die Wurzeln dieſer Bäume wie Gebirge über die Erde hervorſtanden, und weil das Moos, das auf ihnen wuchs, ſelber wieder ſo hoch und dicht war, wie das Gebüſch in einem gewöhnlichen Walde. (Alſo!)

Für Rumbo aber war der Wald eben darum gerade recht; und er verließ ihn nur einmal in der Woche, nämlich am Sonnabend, wo er ſich ſeine Mahlzeit holen mußte. Denn er aß nur einmal in der Woche, am Sonntag. Das kam daher, weil für ihn eine Woche ſo viel war, wie für uns ein Tag. (Inwiefern? — das wußte ſogar mein Onkel nicht zu erklären, dem doch ſelbſt in der Offenbarung Johannis keine Zeile dunkel war. — Ihr tut alſo gut, euch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, — was zu unterlaſſen übrigens auch anderen Problemen gegenüber ratſam erſcheint, da ein Kopf, auch wenn er hohl iſt, nicht eigentlich die Beſtimmung hat, zerbrochen zu werden. Seine Kapazität wird dadurch nicht größer.)

In der Hauptſache beſtand ſeine Mahlzeit aus Gemüſe. Birkenbäume waren für ihn Spargel, Eichenbäume Spinat, aus jungen Tannen machte er ſich Sauerampferbrei. Kuchen und andere ſüße Speiſen konnte er ſich nicht verſchaffen, außer wenn er gerade einmal bei einem Bienenzüchter vorbeikam. Da fraß er dann gleich ſämtliche Bienenſtöcke mit dem Honig auf, aber auch mit den Bienen, und wenn ihn die Bienen im Munde und im Magen ſtachen, ſagte er: „Ei, wie pikant!“ Für gewöhnlich nahm er als Nachſpeiſe einen Menſchen zu ſich, und er meinte, Menſchenblut ſei ſüßer als aller Honig: nur ſchade, daß man nicht viel davon vertragen könne, weil es duſelig mache. Er führte das aufs Denken zurück. Aber das iſt ein Unſinn. Denken macht ſauer. Ich glaube eher, daß es vom Lügen kommt.

So viel von ſeiner Speiſekarte.

Da Rumbo dumm war, war er auch faul, und ſo kam es, daß er meiſtens der Länge lang auf dem Boden lag und ſchlief.

Wie er nun einmal ſo da lümmelte, fühlte er ein Jucken in ſeiner Naſe und mußte nieſen; — hatzi! flog ein Menſch aus ſeinem Naſenloch und mitten auf die ganz mit zottigen Haaren bedeckte Bruſt.

„Hahaha!" lachte der Burſche; „Glück muß der Menſch haben! Nicht einmal Miſt iſt weicher!"

„Was! Du lachſt noch? Du machſt Bemerkungen?" brüllte Rumbo, „dich werde ich übermorgen freſſen."

„Mich?" rief der Menſch, „ich bin kein Futter für zweibeinige Ochſen. Wer mich packen will, muß fixer und geſcheiter ſein, als du."

Und richtig, wie Rumbo nach ihm faſſen wollte, ſaß der Menſch ſchon in ſeinem linken Ohre und ſchrie hinein: „Na, Onkel, übermorgen?"

Rumbo begriff, daß das eine Majeſtätsbeleidigung war, und wollte ihn ſich mit ſeinem kleinen Finger (Klein! — du lieber Gott! Er hatte die Ausdehnung von Frau Klara Ziegler!) aus dem Ohre trillern, aber da war der Menſch ſchon lange wo anders. Und wo? Im Winkel von Rumbos linkem Auge. Dort ſaß er und kitzelte den Rieſen mit der Fußſpitze.

„Geh weg!" ſchrie Rumbo, „das kann ich nicht leiden." (Wir haben es ja auch nicht gerne, wenn uns eine Mücke ins Auge gekommen iſt.)

Der Menſch aber ſagte: „Nicht eher, als bis du mir verſprichſt, mich in Ruhe zu laſſen."

„Ja doch, ja doch," brüllte der Rieſe, „mach' nur, daß du aus meinem Auge rauskommſt. Das iſt zu widerwärtig."

„Siehſt du wohl?" ſagte der Menſch, „was Kleines kann auch unangenehm werden", und er ſetzte ſich auf eine Warze, die ſich

wie ein mit Gras bewachsener Hügel, über und über mit Haaren bedeckt, auf des Riesen Nasenspitze erhob.

„Das ist ein angenehmer Aussichtspunkt," sagte er, wie er dort saß, indem er vergnüglich mit den Beinen baumelte und sich eine Zigarre anzündete. „Ich habe zwei Seen vor mir, die von Tannen umgeben sind, und dahinter ist ein Gebirge mit vielen Schluchten und hoch oben ein Wald von roten Bäumen. Diese Landschaft verdient einen Stern im Bädecker; ich werde hier ein Aktienhotel gründen."

„O ja, meine Augen und Haare sind sehr schön und malerisch," sagte der Riese geschmeichelt, „aber was ist dir denn eingefallen, daß du in meine Nase gekrochen bist? Dort zieht es doch?!"

„Eben darum; es ist infam heiß heute, und ich dachte es mir gleich, daß in diesem Blasebalgsang ein guter Wind ginge," antwortete der Mensch.

„Ja, hast du denn keine Furcht?"

„Vor wem denn?"

„Na, vor mir!"

„Vor dir? Nee, mein Junge: ich gehöre nicht zu den Dummköpfen, die sich vor der Dummheit fürchten. Ich — bediene mich ihrer, und sei es, daß ich ihr deswegen dienen müßte."

Da merkte der Riese, daß dieser Mensch, wenn nicht gar ein Genie, so doch ganz gewiß ein brauchbares Talent war, und er sprach:

„Du gefällst mir, Mensch, du kannst als Gehilfe bei mir eintreten. Wie heißt du denn?"

„Hans Wurst von Deutsch-Micheln," antwortete der Mensch. „Ich bin nämlich von altem Adel. Meine Vorfahren haben schon manchem Könige die Wahrheit gesagt. Aber die heutigen wollen keine hören."

„Auf deinen Adel nies' ich; mir kommt's auf deinen Gripps an," meinte der Riese; „also, willst du?"

„Meinetwegen," ſagte Hans Wurſt, „wenn es nur was Ordentliches zu tun gibt und nicht ſo gewöhnliche Hantierungen wie in der Stadt. Dort haben ſie nichts mit mir anfangen können. Sie ſagten, ich wäre unzeitgemäß und ſtaatsgefährlich. Wenn ich nicht den Staub von meinen Pantoffeln geſchüttelt hätte, hätten ſie mich eingeſperrt: wegen groben Unfugs, verübt durch meine Exiſtenz."

„Na, dann paßt du ja famos zu mir, Hans Wurſt!" ſagte Rumbo. „Du ſollſt dich nicht zu beklagen haben. Bei mir gibt's nur ſolche Sachen zu tun, die in der Stadt verboten ſind."

„Das kann ich mir denken," ſagte Hans Wurſt, „denn du ſelber würdeſt in der Stadt verboten werden, wenn ſie dich verbieten könnten. — Aber ſag' mal, wozu brauchſt du denn einen Gehilfen, du großer Schuft und Schlagtot? Ein Kerl, wie du, braucht ja bloß irgendwo hinzufallen, und gleich liegt rechts und links von ihm, was er braucht."

„Das verſtehſt du nicht," ſagte Rumbo. „Ich bin zu groß. Erſtens werd' ich zu ſchnell bemerkt, dann ſind meine Bewegungen zu langſam; und ſchließlich kann ich ſo kleines Zeug, wie ihr Menſchen ſeid, nicht gut anfaſſen. Entweder zerquetſche ich ſo eine Made, oder ſie rutſcht mir durch eine Fingergelenksfalte weg. Ich ſage dir: ich müßte verhungern, wenn ich mich von euch Marſchiermücken nähren müßte. Zum Glück brauche ich das zweibeinige Milbenvolk nur als eine Art ſüßer Verdauungspillen. Aber dazu ſeid ihr Zappelgemüſe mir unbedingt nötig. Und deshalb iſt es mir ſehr angenehm, einen Menſchen als Gehilfen zu haben, denn niemand kann einen Menſchen beſſer fangen, als ein Menſch. Im Grunde könnt ihr ja auch nichts, als das. — Ich habe darum von jeher und immer Menſchen als Gehilfen gehabt, aber leider, leider waren es regelmäßig unvorſichtige Burſchen, die allzubald auf irgendeine Weiſe bei mir zugrunde gingen. Der eine fiel mir

ins Ohr und brach das Genick auf meinem Trommelfell; der andere verlief ſich im Dickicht meiner Haare und verhungerte; ein dritter ertrank in einem Schweißtropfen von mir; ein vierter, der Korpsſtudent geweſen war und ſich das Trinken nicht abgewöhnen konnte, hielt in der Betrunkenheit, als ich einmal gähnte, meinen Mund für einen Weinkeller, lief hinein und erſtickte, wie ich den Mund zugemacht hatte, in einem hohlen Zahn; — und ſo weiter, und ſo weiter. Du ſiehſt alſo, daß du gut aufpaſſen mußt."

„Mir paſſiert ſo was nicht; verlaß dich darauf," meinte Hans Wurſt; „ich bin daran gewöhnt, aufzupaſſen, wie ein Luchs, denn ich gehöre zu den Vogelfreien, die auch unter Menſchen immer auf der Hut ſein müſſen. Bloß die Käfigmenſchen, die Maſtgimpelnaturen, die den Freßkober ſtets bei ſich am Halſe tragen, dürfen es ſich erlauben, ohne beſondere Aufmerkſamkeit ihrem Tagwerke nachzugehen. Wir, die wir nicht ſo tugendhaft und ſtäte ſind, ſondern immer tapfer und reſolut auf Taten ausziehen, für die man früher geadelt wurde, jetzt aber ins Kittchen geſperrt wird — wir müſſen immer die Ohren ſteif und die Augen offen halten. Meinetwegen kannſt du alſo ganz ruhig ſein. — Aber: was krieg' ich denn als Lohn?"

„Was? Lohn willſt du auch noch?" brüllte Rumbo, der in ſeinem Souveränitätsgefühle beleidigt war. „Iſt es nicht genug, daß ich dich nicht freſſe? Nein, mein Lieber, Lohn gibt's nicht. Höchſtens einen Titel. Wie willſt du lieber heißen: General oder Hofmarſchall?"

„Gar nichts will ich heißen," ſagte Hans Wurſt; „Lohn will ich haben."

„Alſo, wieviel denn?" fragte Rumbo.

„Kein Geld," antwortete Hans Wurſt, „das kann ich mir ſtehlen oder einbilden. Du ſollſt mich zu einem Rieſen machen, wie du ſelber einer biſt."

„Das kann ich nicht," ſagte Rumbo.

„Doch kannſt du's," erwiderte Hans Wurſt, „mach' keine Flauſen; ich bin nicht ſo dumm, wie du ausſiehſt, und weiß ganz gut, daß du's kannſt. Aber du willſt nicht, weil du Angſt haſt, daß ich dich dann totſchlage, du Feigling."

„Na, alſo gut, Hans Wurſt," ſagte Rumbo, dem bei ſo viel Intelligenz angſt und bange wurde, „ich mache dich zu einem Rieſen, aber erſt, wenn du mir hundert Menſchen gebracht haſt." (Nach dem neunundneunzigſten freſſ' ich ihn auf, dachte er ſich.)

„Abgemacht," ſagte Hans Wurſt. „Und was ſoll ich zuerſt tun?"

„Hm, ja, warte mal," überlegte der Rieſe eine Weile; „da iſt drüben in der Waſſermühle der junge Müller Bartel Klippklapp; der iſt weiß wie Mehl vor lauter Fett und muß allerliebſt nach Korn ſchmecken. Den hol' mir! Aber er iſt ſchlau, weißt du. Du mußt es klug anſtellen."

„Wenn's weiter nichts iſt?" ſagte Hans Wurſt, rief ſeinen Rappen, der in der Nähe weidete, ſchwang ſich in den Sattel und ritt davon.

Schon nach fünf Stunden kam er wieder und ſchleppte den jungen Müller an einem Stricke erwürgt hinter ſich her.

„Sieh mal an!" lachte der Rieſe, „da haſt du ja den Bartel Klippklapp, der ſo ſchlau war. Biſt wohl noch ſchlauer geweſen?"

Hans Wurſt antwortete: „Dazu hat nicht viel gehört. Der dumme Kerl ſtand gerade in ſeinem Garten und las Raupen vom Kohl. ‚Du, Bartel,' rief ich, ‚was machſt du denn da?' — ‚Raupen leſen,' ſagte Bartel. — ‚Was machſt du denn mit den Raupen?' fragte ich. — ‚Was ſoll ich denn damit machen?' antwortete er; ‚tot machen tu' ich ſie; ſie freſſen mir ſonſt meinen Kohl.' — ‚Na, höre mal,' ſagte ich, ‚das iſt aber lieblos; die armen Tierchen wollen doch auch leben.' — ‚Biſt du ſo ein Eſel,' erwiderte Bartel, ‚daß du dir deinen Kohl von Raupen freſſen läßt?' — ‚Nein,'

ſagte ich, ‚ich habe gar keinen Kohl; aber Hunger. Gib mir einen Kohlkopf, Bartel.‘ — ‚Haſt du Geld?‘ fragte der Müller. — ‚Nein,‘ ſagte ich, ‚du ſollſt mir ihn ſchenken.‘ — ‚Du kannſt meine Rückſeite bewundern,‘ rief er da, lachte und drehte ſich um. — Wart’, dachte ich, alter Kapitaliſt, für meinen Meiſter Rumbo ſollſt du auch bald eine Raupe ſein, warf ihm die Schlinge meines Strickes um den Hals, zog ſie feſt an und ritt, hui, huſſa, hopp, galopp mit dem Anhängſel davon. Da haſt du den Mehlwurm!“

Der Rieſe war ſehr zufrieden mit dieſer Leiſtung und lobte ſeinen Gehilfen, fand aber, daß der Müller zu mehlig ſchmeckte. — „Bring’ mir was Pikanteres das nächſte Mal,“ befahl er.

Hans Wurſt machte ſich auf und überlegte: Wen ſoll ich bringen? Pikant, das iſt leicht geſagt, aber wo gibt es heutzutage Menſchen von pikantem Geſchmack, die noch genießbar ſind? Wenn ich den Doktor Schwalbendreck erwiſchte, dem vor Brotneid das Blut ſauer geworden iſt und der infolge ſeiner krankhaften Begierde, üble Gerüchte zu verbreiten, einen netten kleinen Herzkrebs von zweifellos ſchwefligem Geſchmack akquiriert hat, ſo wäre das ja am Ende ein gefundenes Freſſen für meinen Herrn und Meiſter, der überdies, ſoviel ich weiß, noch keinen Dramatiker gegeſſen hat, aber erſtens wird es ſchwer ſein, dieſes Herrn habhaft zu werden, der ſehr vorſichtig geworden iſt, ſeitdem ihm jemand von ferne eine Piſtole gezeigt hat, und dann fürchte ich, daß er ſchließlich zu penetrant ſchmeckt. Vergiften darf ich meinen verehrten Giganten doch auch nicht gleich. Sonſt brauchte ich ihm ja nur ein Gänſeweißſauer von verleumderiſchen Klatſchbaſen zu ſervieren, deren ich einige in der Stadt Knödelimkraut recht gut kenne ... Halt! Wie wär’s mit dem dicken Literaten, der früher Paſtor war!? In ihm vereinigt ſich ein Reſtchen pfäffiſcher Heimtücke mit journaliſtiſcher Giftdrüſenhypertrophie — eine angenehme Miſchung, ſollte man meinen ... Aber dieſe Art Leute

ſind ſchwer zu faſſen. Es gibt keinen Strick, aus dem ſie ſich nicht zu winden vermöchten. Ich ſpare ihn mir für ein andermal auf!— So ritt Hans Wurſt in ziemlicher Verlegenheit durch Flur und Auen. Da begegnete ihm in ſeiner Kutſche der Doktor Raſſo Schneidebein, der zu einer armen alten Frau gerufen worden war.

„He, Herr Doktor, Herr Doktor!“ rief Hans Wurſt, „bitte, kommen Sie doch gleich zu meinem Meiſter, der ſich übergeſſen und Bauchkneipen hat, und geben Sie ihm was ein.“

„Hat dein Meiſter Geld?“ fragte Doktor Schneidebein.

„Na, ich danke,“ ſagte Frechdachs, „Geld wie Heu! Sie kriegen zehn Taler.“

Zehn Taler, dachte ſich der Doktor, das iſt ein hübſches Stück Geld, und von der Alten krieg' ich bloß ein Vergeltsgott. Mag ſie meinetwegen ohne mich ſterben!

„Alſo ſchön,“ ſagte er, „ich komme mit; es muß aber auch etwas Ordentliches zu eſſen geben.“

„Einen fetten Braten,“ ſagte Hans Wurſt und ſah dabei den Doktor an, der in der Tat ſehr fett war.

Als ſie in die Nähe des Waldes kamen, wo der Rieſe wohnte, wurde es dem Doktor unheimlich zumute.

„Das iſt ja der wilde Wald, wo der Menſchenfreſſer hauſt,“ rief er; „biſt du wahnſinnig, daß du mich dorthin führſt?“

„Wieſo denn,“ ſagte Hans Wurſt, „es iſt ja der Menſchenfreſſer, dem Sie etwas eingeben ſollen, weil er Bauchweh hat.“

„Um Gottes willen,“ ſchrie der Doktor, „was ſoll ich denn dem Rieſen eingeben?“

„Sich ſelber ſollen Sie ihm eingeben, denn Sie ſtecken ja voll von Medizin,“ ſagte Hans Wurſt.

„Nein, nein, nein, das will ich nicht,“ rief der Doktor, „ich muß zu einer alten Frau, die im Sterben liegt. Umkehren, Kutſcher, umkehren!“

„Das hätteſt du früher ſagen ſollen, alter Schuſt," rief Hans Wurſt, ſchlug dem Doktor den Schädel ein, legte ihn quer vor ſich auf den Sattel und galoppierte davon, ehe der Kutſcher ſeinem Herrn hätte zu Hilfe kommen können.

Auch mit dieſer Leiſtung war Rumbo ſehr zufrieden, zumal der Doktor in der Tat ſehr pikant nach Karbol, Jodoform und anderen Medizinen ſchmeckte.

„Du biſt ein verflixter Kerl, Hans Wurſt," ſagte er, „und verſtehſt Abwechſlung in meinen Nachtiſch zu bringen. — Was gibt's denn nächſten Sonntag?"

„Einen Pfarrer," antwortete Hans Wurſt.

„Ah," ſchmunzelte Rumbo, „einen Pfarrer! Das iſt eine ganz herrliche Idee! Such' aber einen recht fetten aus, ja?"

„Ich weiß ſchon einen," ſagte Frechdachs und dachte an den, der ihm in der Chriſtenleere immer ſo heftig ins Gewiſſen geredet hatte, weshalb er ihn aufrichtig haßte. Ging alſo zu ihm und ſprach: „Lieber Herr Pfarrer, ich ſoll Euch zu einer Gaſtmahlzeit bei meinem Herrn, dem reichen Gutsbeſitzer Jörg Maulvoll, einladen für nächſten Sonntag. Mein Herr würde glücklich ſein, einen ſo heiligen Mann nach Verdienſt mit den herrlichſten Speiſen und Weinen zu bewirten."

Und fügte noch viele grobe Schmeicheleien und Erzählungen hinzu, was für ſchöne und gute Dinge es geben werde.

Der Pfarrer war aber wirklich ein frommer Mann und ſprach: „Am Sonntag habe ich keine Zeit, viel zu eſſen und zu trinken, da muß ich meine Predigt halten. Komm du in meine Predigt, Burſche, und dein Herr auch, das iſt meine Einladung. Leb' wohl!"

Au weh, dachte ſich Hans Wurſt, bei dem bin ich ſchief angekommen. Wenn die Pfarrer alle ſo ſind, kann ſich Rumbo den Mund wiſchen.

Es waren aber nicht alle so. Schon beim nächsten glückte es.

„So?" sagte der, „gefüllten Truthahn, eingemachte Hammelnieren, Erdbeeren mit Schlagrahm, Apfelsinentorte und Muskatwein? Hm, hm! Und Herr Maulvoll ist ein Mann, der einen heiligen Lebenswandel schätzt? Gut. Gut. Ich komme. Ich komme gleich mit."

Während er sich reisefertig machte, kam ein Bote und meldete, daß ein armer Taglöhner am Sterben sei und gerne noch mit dem Herrn Pfarrer beten wolle.

„Ich habe eine wichtige Abhaltung," sagte der Pfarrer; „so schnell stirbt sich's nicht; er soll bis morgen warten."

Du wirst gleich sehen, wie schnell sich's stirbt, dachte sich Hans Wurst, half dem dicken Pfarrer in die Kutsche, setzte sich auf den Bock und fuhr los. Die Pferde liefen wie der Wind, die Kutsche sprang und tanzte nur so über Stock und Stein.

„Nicht so schnell, nicht so schnell," rief der Pfarrer; „das Essen wird mir nicht bekommen, wenn ich so durchgerüttelt werde."

„Aber mürbe wirst du werden!" rief Hans Wurst.

„Mürbe? Wieso? Was heißt das?" keuchte der Pfarrer.

„Das heißt, daß du ein zäher Heuchler bist. Hü! Rappen! Hü! Rumbo hat Hunger."

„O Gott! O Gott! O Gott!" stöhnte der Pfarrer. „Der Teufel sitzt auf dem Bocke."

„Nein, des Teufels Küster sitzt in der Kutsche," sagte Hans Wurst, kehrte die Peitsche um und schlug mit dem dicken Ende den schlechten Pfarrer tot.

Wie Rumbo diesen dicken Mann sah, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und er wollte sich gleich über ihn hermachen.

„Nein, Meister Rumbo, damit wollen wir noch ein bißchen warten," sagte Hans Wurst. „Ich habe mir einen herrlichen Spaß

ausgedacht. Den Pfarrer ſoll der Teufel verſpeiſen. Ihr aber den Teufel!"

„Du biſt ſelber des Teufels!" rief Rumbo. „Wo denkſt du hin! Der Teufel iſt ſtärker als ich."

„Ja, wenn er keinen Pfarrer im Leibe hat. Von dem da aber kriegt er das Bauchgrimmen von wegen der Geweihtheit, und dann werden wir ſeiner ſix Herr."

„Hm. Das läßt ſich hören. Wie willſt du aber den Teufel herbekommen?"

„Das laßt nur meine Sorge ſein!"

Hans Wurſt, wie ihr wohl ſchon bemerkt habt, verſtand ſich auf Teufeleien, und ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich auch auf den Charakter des Teufels und ſeiner Großmutter verſtand. —

Er ging zu einer Felſenſpalte, wo, wie er wußte, der Teufel herauskam, Kienäpfel zu ſuchen, die er zur Heizung der Hölle brauchte.

„He," rief er da, „Herr Baron! Herr Baron!"

„We . . . we . . . wer ruft denn da?" meckerte es aus der Felſenſpalte. „Mein Enkel hat keine Zeit. Er macht ſich eine Klaviatur aus Geizhalsknochen."

„Ah," rief Hans Wurſt, „hochwohlgeboren die Frau Teufelin-Großmutter! Nein, was für eine ſchöne Stimme! Sie ſollten die Königin der Nacht ſingen! Ich hab' mein Lebtag keinen ſolchen Sopran gehört."

Des Teufels Großmutter hatte ein Gefühl, als würde ſie mit altem Dachsfett eingerieben, ſo angenehm fuhr ihr dieſe Schmeichelei über die runzelige Haut. Sie erſchien ſofort in der Spalte.

Jeder andere Menſch würde vor ihrer Häßlichkeit in Ohnmacht geſunken ſein. — Ihre Naſe war ein Schweinsrüſſel, ihr Mund eine grüne gezackte Furche, die von Ohr zu Ohr reichte; ihre Ohren aber waren zwei alte, feuchte, graugelbe Waſchlappen. Von Zähnen

hatte ſie nur zwei, die aber ſtanden wie Hauer einer Wildſau krumm empor, ganz braun, und der eine wackelte. Ihre Augen ſaßen wie Krebsaugen an Stielen und waren gelb und grauſig wie Pfifferlinge. Anſtatt Haaren hatten ſie graugrüne Tannenflechten, die mit ſchmutzigem Harz verklebt waren. Zwei gräßliche braune, mit gelben Adern überzogene Kröpfe baumelten ihr wie große Flaſchenkürbiſſe am Halſe. Als Kleidung trug ſie lederne Hoſen und eine Jacke aus demſelben Stoffe, beides Stücke der Ausrüſtung eines eben in der Hölle angekommenen Automobiliſten, der als Klecks an einer Gartenmauer geendet hatte, nachdem unter ſeinem Mordwagen zwanzig Menſchen umgekommen waren. Auch die Lärmtrompete dieſes Straßenmörders trug ſie am Gürtel, und es machte ihr Spaß, zuweilen auf den Gummiball zu drücken, daß er nur ſo tutete.

Frau Baronin beherrſchen auch noch dieſes modernſte aller Muſikinſtrumente?" rief Hans Wurſt, den ihre Erſcheinung durchaus nicht außer Faſſung gebracht hatte. „Nein wie talentvoll Sie ſind! Und wie Sie ausſehen! Wie Sie ausſehen! Die ewige Jugend! Wirklich, es iſt ein Verbrechen, daß Sie ſich der Bühne entziehen!"

Des Teufels Großmutter wand ſich vor Entzücken, daß alle ihre Knochen knackten, und ſprach: „Sie haben viel Lebensart, mein Herr, und ich hoffe, Sie bald bei uns begrüßen zu können. Aber was wünſchen Sie eigentlich?"

„Ach," antwortete Hans Wurſt, „eine Kleinigkeit. Mein Meiſter, der berühmte Rumbo, möchte eine Menſchendörrmaſchine anlegen, weil er das rohe Fleiſch nicht mehr verträgt, und da es dafür keine Inſtallateure gibt, möchte er den Herrn Baron, Ihren Enkel, bitten, die Anlage zu übernehmen. Über den Preis werden ſich der Herr Baron und mein Meiſter ſchon einigen."

„Gewiß, gewiß, mein Herr. Mein Enkel arbeitet zwar ſonſt ſeit

den Zeiten der Inquiſition nicht mehr außer Hauſe, mit Ausnahme der Automobilbranche, aber er wird mir zuliebe ſchon eine Ausnahme machen. Was krieg' ich denn für meine Fürſprache!"

„Einen Kuß," ſagte Hans Wurſt, machte ohne Zaudern einen Schritt vorwärts und küßte die Alte auf ihre grüne Furche.

Darauf mußte er, wieder zu Hauſe angekommen, ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben die Zähne putzen.

Ihr könnt euch denken, was für Augen Rumbo machte, als er hörte, daß der Teufel ſelber ihn beſuchen wollte. Er war außer ſich vor Freuden darüber, denn er zweifelte gar nicht mehr daran, daß es ihm gelingen werde, den Teufel zu verſpeiſen.

„Denke dir bloß," ſagte er zu Hans Wurſt, indem er ſich fortwährend die wulſtigen Lippen mit ſeiner breiten Zunge ableckte, „ich werde den Teufel als Nachtiſch genießen, als Pille einnehmen, als Bonbon ſchlucken! Das wird nicht bloß ein großes Vergnügen für mich, ſondern das erſte Verdienſt ſein, das ich mir um die Menſchheit erwerbe. Paß auf, ſie werden mir in einer ſchönen Hurra-Allee neben lauter Kaiſern, Königen, Herzogen, Prinzen, Generalen und Diplomaten ein zuckerblankes Denkmal ſetzen und darauf ſchreiben: ‚Ihrem großen Wohltäter Rumbo, der den Teufel gefreſſen hat, die hochachtungsvoll dankbare und ganz ergebene Menſchheit.' — Ha, und wie er nach Pech und Schwefel ſchmecken und wie heiß ſein Blut ſein wird! Wahrhaftig, Hans Wurſt, du biſt ein Hauptkerl! Komm her, ich muß dir einen Kuß geben!"

„Lieber nicht!" ſagte Hans Wurſt, „es könnte ſein, daß du mir dabei vor lauter Zärtlichkeit den Kopf abbiſſeſt, und ich habe mir ſagen laſſen, daß das ein unangenehmes Gefühl iſt. Wir wollen uns lieber darüber einigen, wie hoch du mir den Teufel anrechneſt. Denn das iſt doch wohl klar, daß er mehr gilt als ein Menſch."

„Das verſteht ſich," ſagte Rumbo, „alles, was recht iſt: der

Teufel muß mehr gelten, als ein Menſch. Darüber ſind ſich die Gelehrten einig."

„Na, das freut mich, daß du das einſiehſt, obwohl du viel dümmer biſt, als lang und breit," meinte Hans Wurſt, den ſeine Erfolge noch unverſchämter gemacht hatten, als er von Natur ſchon war, „aber nun wollen wir mal ſehen, ob du dir auch einen Begriff machen kannſt, um wieviel der Teufel mehr gelten muß als der Menſch."

„Ich glaube," ſagte Rumbo nach einigem Nachdenken, „wir können ihn für fünf Menſchen rechnen."

„Warum gerade fünf?" fragte Hans Wurſt.

„Wenn fünf Menſchen ihren Verſtand zuſammentun," antwortete Rumbo, „ſind ſie imſtande, den Teufel zu betrügen."

„Das iſt richtig," ſagte Hans Wurſt, „aber der Verſtand iſt auch des Teufels ſchwächſte Seite. Du mußt mehr ſagen, Rumbo!"

„Hm," ſann der nach, „hm, warte mal: ſagen wir zehn!"

„Warum zehn?" fragte Hans Wurſt.

„Wenn zehn Menſchen", antwortete Rumbo, „ihre Bosheit zuſammentun, iſt es ſo viel Bosheit, wie der Teufel allein beſitzt."

„O," meinte Hans Wurſt, „da irrſt du dich. Wenn es auf die Bosheit ankäme, brauchten wir den Teufel nicht höher zu berechnen als einen Menſchen, denn ein Menſch hat für ſich allein mehr Bosheit im Leibe als der Teufel und ſeine Großmutter zuſammen. Trotzdem iſt aber zehn eine zu niedere Zahl; du mußt ſchon noch was drauf legen."

„Hör' mal," ſagte Rumbo, „du biſt doch wirklich ein Frechdachs. Du tuſt gerade ſo, als wenn ich ein kleiner Junge wäre und ich ſäße bei dir in der Rechenſtunde. Sage mir lieber gleich, wie hoch ich dir den Teufel anrechnen ſoll."

„Du ſollſt ihn mir", ſagte Hans Wurſt, „für hundert Men-

ſchen anrechnen, denn ein Teufel iſt hundertmal ehrlicher als ein Menſch."

„Ich denke, er iſt der Vater der Lüge?" meinte Rumbo.

„Das ſchon," erwiderte Hans Wurſt, „aber er leugnet das auch gar nicht. Er lügt immer und ewig, nur in einem nicht: er ſagt nicht: ‚Ich bin die Wahrheit', wie er auch nicht ſagt: ‚Ich bin die Liebe', oder: ‚Ich bin die Güte'. Nein, der Teufel iſt die Lüge, der Haß, die Bosheit, aber das bekennt er auch, während die Menſchen ſich immer beſſer ſtellen, als ſie ſind, und keiner treffgenau das iſt, was er ſcheinen möchte. — Aber, um das zu kapieren, biſt du wirklich zu dumm, Rumbo, denn nicht einmal die Menſchen, die doch im allgemeinen klüger ſind, als du, wollen das einſehen. Gib dir weiter keine Mühe, das Rechenexempel zu faſſen, und nimm es einfach für richtig an. So haſt du am wenigſten Schererei und darfſt dabei die angenehme Empfindung haben, an eine große Wahrheit wenigſtens zu glauben, wenn du ſie auch nicht begreifſt."

Von dieſen Bemerkungen ward es dem Rieſen in ſeinem dürftigen Gehirne ſchwindelig, und er ſagte, um nicht weiter denken zu müſſen: „Alſo ja, meinetwegen, laſſen wir ihn für hundert gelten. —"

Am nächſten Sonntag machte Hans Wurſt aus dem Pfarrer ein ſchönes Ragout, das er, da er den Geſchmack des Teufels kannte, ſehr ſtark pfefferte. Rumbo aß nichts davon, weil er ſich den Geſchmack nicht verderben wollte, denn, ſagte er ſich, ein ſchlechter Pfarrer iſt zwar ein Teufelsbraten, aber der Teufel ſelber iſt doch noch eine größere Delikateſſe.

Punkt zwölf Uhr kam der Teufel in einem feuerroten Automobil angefahren, das aber nicht mit Benzin betrieben wurde, ſondern mit der Speiwut verleumderiſcher Menſchen, deren Seelen im Kraftbehälter eingeſperrt waren und einander gegenſeitig zum Explodieren brachten. Infolgedeſſen lief das Automobil in der Stunde tau-

ſend Kilometer, doch ſtank es dafür auch noch hundertmal mehr als ein gewöhnlicher Motorwagen. Es hatte vorn eine große und etwas weiter hinten an der Seite zwei kleine Laternen. Die vordere brannte ſo entſetzlich ſtechend grün und grell, daß alle Blumen, die ihr Schein traf, verwelkten. Es war nicht Azetylen, was darin leuchtete, ſondern der Neid. Die rechte Seitenlaterne hatte ein rotes zuckendes Licht, das eine große freſſende Hitze ausſtrahlte. Es war der Haß, der in ihr brannte. Die linke Seitenlaterne gab ein fahles, blaues, kaltes Licht, in dem alles tot, erbärmlich, winzig ausſah. Dieſes Licht war die Verkleinerungsſucht. — Als Bremsleder hatte der Teufel unzählige übereinandergepreßte Häute von ſolchen Menſchen verwendet, die, auf kein anderes Recht fußend, als das der Majorität der herrſchenden Dummköpfe, Zeit ihres Lebens mit Erfolg beſtrebt geweſen waren, die Arbeit heller und heiterer Köpfe zu ſtören. Dieſe Bremsleder funktionierten mit unfehlbarer Sicherheit; doch hatten ſie einen Nachteil: ſie ſchnurrten und brummten entſetzlich, wenn ſie in Tätigkeit waren. — Luftſchläuche verwandte der Teufel an den Rädern ſeines Automobils nicht. Er hatte ſich aus den Gehirnen von Höflingen und Demagogen eine Maſſe konſtruiert, die ſo elaſtiſch und nachgiebig war, daß ſie jeden Stoß aufhob. — Die Laufmäntel aber waren aus einer Paſte geknetet, die im weſentlichen aus dem Rückenmark von Menſchen beſtand, die während ihres Lebens keine höhere Wolluſt gekannt hatten, als ſich aus trotzigem Eigenſinn beharrlich gegen jede beſſere Einſicht zu ſperren. Es war eine überaus zähe Paſte, mit der man ruhig über Granitſplitter fahren konnte. — Als Polſter auf den Sitzen ſeines Laufwagens verwandte der Teufel Luftkiſſen, die aber nicht mit gewöhnlicher Luft, ſondern mit dem blauen Dunſte utopiſtiſcher Ideen gefüllt waren. Beſonders bequem ſaß man auf dem einen Kiſſen, das der Teufel das Egalité-Kiſſen nannte.

Der hölliſche Baron ſah in ſeinem Chauffeurkoſtüm ſehr ſchick, alſo ſehr ſcheußlich aus. Er trug das Fell nach außen, einen zottigen, roſtroten Gorillapelz als Joppe und ſchwarze Bockslederhoſen, die unten von Elchledergamaſchen umſchnürt waren. Seine Fahrbrille hatte natürlich rote Gläſer, und in ſeiner Mütze waren zwei Löcher für die Hörner angebracht, welche ſich für das Automobilfahren als beſonders praktiſch erwieſen, weil ſie ein Sturmband erſetzten. Statt der Hupe benützte der Baron von Pechheim auf Schwefelhauſen eine der Poſaunen des jüngſten Gerichtes, die bei ihm in Vorſatz gegeben ſind bis zu dem Augenblick, wo man ihrer benötigt.

„All Unheil!" rief der Teufel, als er angekommen war, „da bin ich! Ich komme direkt vom Balkan, wo ich jetzt los bin. Viel Zeit habe ich nicht; da oben gibt's jetzt alle Hände voll für mich zu tun. — Aber zuerſt etwas zu eſſen, wenn ich bitten darf; dann will ich gleich den Menſchendörrapparat aufſtellen. Übrigens haben die Menſchen ſchon ſelber genug ſolcher Apparate konſtruiert; ſie nennen ſie Fabriken, Bureaus, Schulen und ſo fort, aber ich ſehe ein, Sie brauchen einen, der ſchneller arbeitet. — Alſo ſchnell, ſchnell, einen Happen-Pappen!"

Hans Wurſt rannte in die Küche und trug, die Serviette unterm Arm, das klerikale Ragout auf.

„Was iſt das, wenn ich fragen darf?" ſagte der Teufel.

„Ein kleines Ragout fin aux fines herbes paſtorales als Vorſpeiſe," antwortete, die Schüſſel präſentierend, Hans Wurſt, während Rumbo, auf dem Bauche liegend, den Teufel ſo mit ſeinen Blicken verſchlang, als genöſſe er ihn in der Phantaſie bereits leibhaft.

Die ganze Szene war von Hans Wurſt ſo arrangiert, daß Rumbo in der Tat bloß zuzuſchnappen brauchte, — wohlgemerkt, wenn der Teufel vorher gefeſſelt war, und zwar kreuzweiſe, denn ſolange der

Teufel nicht das Zeichen des Kreuzes in feſter Verknüpfung von hanfenen Seilen an ſich ſpürt, iſt er von niemand zu faſſen und zu fangen. Ihn kreuzweiſe zu feſſeln, dachte ſich Hans Wurſt aber, wird nicht weiter ſchwer ſein, wenn erſt das Magenweh nach genoſſenem Filet de curé eingetreten iſt. Der Teufel wird ſich an den Leib faſſen, ſobald ihm von dem geweihten Fleiſche übel wird, und in dieſem Augenblicke der Schwäche werde ich ihm kreuzweiſe die Schlinge über Hände und Bauch werfen. Und dann, hurra! hinein mit dem Schwefelfritzen in den offenen Rumborachen. (Denn der Teufel ſtand direkt vor dem Maule Rumbos, mit der angenehmſten Ausſicht auf das Dolomitenpanorama der Zähne des Rieſen.)

Man ſieht, alles fußte auf der Vorausſetzung, daß den Teufel, da er ja kirchlich Geweihtes durchaus nicht vertragen kann, vom Fleiſche des Pfarrers Übligkeit und Schwäche anwandeln werde. (Iſt es ja doch bekannt, daß allein der Wind, der durch das Umblättern eines Meßbuches entſteht, ihn tauſend Meilen weit wegzutreiben vermag, und wenn er ſich gleich in einen zwei Zentner ſchweren Viehhändler verwandelt hätte!)

Indeſſen, Hans Wurſt hatte eines vergeſſen: daß nämlich der von ihm erſchlagene Pfarrer ein ganz gottloſer und ſchlechter Pfarrer war, bei dem die Weihe lediglich am prieſterlichen Gewande, nicht aber an der Perſon haftete. So kam es, daß der Teufel das Ragout bis auf den letzten Reſt verſpeiſte, ohne das mindeſte Bauchweh zu verſpüren. Wiſchte ſich mit Behagen den Mund und ſprach: „Gut geweſen, das Ragoutchen; ein bißchen weichlich zwar und mit einem ganz leiſen, etwas widerlichen Geſchmacke von Weihrauch, aber ſonſt mein Kompliment! Nun, bitte, die nächſte Platte!“

Hans Wurſt ſtand faſſungslos hinter des Teufels Stuhle, das Seil zum Wurf bereit in der Hand, und ſtammelte: „Gleich, Herr, gleich . . . ich . . .“

„So wirf doch," brüllte Rumbo, „wirf doch! Ich halt's nicht mehr aus." Und er klappte seine Kiefer zu, daß es nur so krachte; riß sie aber gleich wieder auseinander in höchster Freßbegierde.

Hallo! dachte sich der Teufel, da ist was los! drehte sich um, sah Hans Wurst hinter sich mit dem Seile stehen und dachte: Gucke mal an! Das Bürschchen da wollte den Teufel fangen. Respekt! Und das große Maul da wollte ihn vermutlich fressen? Ausgezeichnete Idee! Ihr zwei gefallt mir. Ihr sollt der Ehre gewürdigt sein, auf eine noch nie dagewesene Manier von mir geholt zu werden. — Na? Ihr bettelt ja gar nicht?

„Wenn es einige Aussicht auf Erfolg hätte, würde ich es gewiß tun," sagte Hans Wurst, der schon wieder seine Fassung gewonnen hatte. „Aber so weit bin ich denn doch in die Geheimnisse der Dämonologie vorgedrungen, daß ich weiß: betteln hilft nicht bei Seiner höllischen Majestät; es macht ihm zwar Vergnügen, es anzuhören, aber er steckt einen doch in seinen Wurstkessel. Bitte sich zu bedienen! Ich stehe dem Herrn Baron zur Verfügung. Bin neugierig, auf was für eine neumodische Manier er mich holen wird."

Diese Frechheit imponierte dem Teufel.

„Du gefällst mir, Hallunke!" sprach er. „Deine Seele ist so ausgepicht, daß es mir schwer fallen dürfte, dir höllische Überraschungen zu bereiten. Du hast ganz das Zeug dazu, ein Dienstteufel zu werden. Ich mache dich zu meinem Leibchauffeur. Einige Unbequemlichkeiten sind mit dem Amte ja immerhin verbunden, denn mein Verfluchter-Seelenmotor hat manchmal seine Mucken, und du wirst beim Umdrehen oft Gelegenheit haben, zu bereuen, daß du dich zu Lebzeiten so schlecht aufgeführt hast, als daß du nach dem Tode der bequemen Ehre hättest gewürdigt werden können, als Tugendtenor in der himmlischen Vokalmusik mitzuwirken." — Damit gab er Hans Wurst einen Tritt in die Magengegend. Hans Wurst stöhnte: „Verdammt nochmal!" und war tot. Der Umstand, daß

er nicht oben, ſondern unten die Probe auf das Exempel der Unſterblichkeit machen ſollte, äußerte ſich darin, daß ſeine Seele ihren Ausweg nicht durch ein oberes, ſondern durch ein unteres Körperventil ſuchte und fand, und daß ſie dementſprechend nicht nach Lilien duftete, wie es der Fall beim letzten Entweichen tugendhafter Seelen iſt. Der Teufel machte eine Bewegung, als finge er eine Fliege in der Luft, und da hatte er die Hanswurſtiſche Seele auch ſchon. Statt ſie aber in ſein Portemonnaie zu ſtecken, wie er ſonſt zu tun pflegte, rieb er die Leiche des verſchiedenen Hans Wurſt in der Nabelgegend damit ein, worauf dort wie in blauer Tätowierung das Monogramm des Teufels (er benutzt neuerdings eines in van de Veldeſcher Unleſerlichkeit) erſchien und Hans Wurſt als Dienſtteufel zu einem neuen Leben erwachte. Es war ihm in den paar Minuten auch ſchon ein niedliches Hörnerpaar aus der Stirnwand geſproſſen, was ſich gar nicht übel ausnahm, und hinten wackelte dienſtbefliſſen ſchmeichleriſch ein kleines, artiges Schwänzchen, das den Hoſenboden offenbar ohne viele Mühe perforiert hatte. In einem Dialekte, der wie engliſch ausgeſprochenes Latein klang, aber das Höllenvolapük war, ſprach er: „Befehlen Eure Satanität, daß ich den Motor andrehe?"

„Ja, tu das, mein Sohn," antwortete der Teufel durchaus freundlich, aber erſt ſag mir mal: was iſt denn mit dieſem Rumbo los, daß er immer noch mit offenem Maule daliegt? Hat er etwa auch keine Angſt?"

„Aber Meiſter!" ſprach Hans Wurſt, „ſeid Ihr wirklich ein ſo ſchlechter Pſychologe? Ihr ſolltet Euch auf Seelen doch von Berufs wegen verſtehen. So dumme Kerle haben natürlich nie Angſt. Die Stupidität iſt durch paſſive Courage vor allen anderen Lebeweſen ausgezeichnet."

„Bei meinem Schwanz! Das hatt' ich ganz vergeſſen," ſagte der Teufel. „Und es iſt doch, weißderhole, eine Wahrheit von vielen

Karaten. Indeſſen ſoll dieſer Held der Dämlichkeit einmal keinen Orden kriegen für ſeinen heroiſchen Mangel an Einſicht, ſondern in ſeinem letzten Stündchen doch noch lernen, daß Kreaturen nicht zum Vergnügen auf der Welt ſind. Wir wollen in ſeinem Rachen ein bißchen Automobil fahren."

Rumbo hatte in der Tat durchaus nicht begriffen, was los war. Die Einbildung, daß er dazu auserleſen ſei, den Teufel als Pille einzunehmen, hatte ſo feſt von ihm Beſitz ergriffen, daß ein anderer Gedanke jetzt unter keinen Umſtänden bei ihm Eingang finden wollte. Er lag alſo noch immer auf dem Bauche, das Maul weit aufgeriſſen, die Zunge lechzend lang heraushängend.

Dieſen Umſtand machte ſich der Teufel zunutze.

„Jetzt paß auf," ſagte er zu Hans Wurſt, der den Motor nach dreitauſendſechshundertundfünfundachtzig Kurbelumdrehungen endlich zum Laufen gebracht hatte (wobei auch ſein Schweiß ſowie ſein Zungenwerk ins Laufen geriet, denn er trieſte und fluchte dabei erklecklich), „jetzt paß auf: du ſollſt gleich das erſtemal ein kleines Meiſterſtückchen im Fahren leiſten dürfen. Du ſiehſt dieſe von zu vegetariſcher Koſt etwas belegte und infolge von Appetitsphantasmagorien reichliche Feuchtigkeit abſondernde Zunge des gewaltigen Hohlkopfes aus dem Rumboniſchen Maule gleich einer Zugbrücke auf das Erdreich niederhangen. Dieſe glitſchige, aber ſonſt keineswegs glatte, vielmehr von unzähligen Furchen durchzogene Brücke müſſen wir hinauffahren. Es iſt keine kleine Sache, Hans Wurſt, denn die Steigung iſt beträchtlich; und ſie wird, weil das Terrain, wie ich ſchon bemerkte, feucht und uneben iſt, doppelt ſchwer zu nehmen ſein. Es wird ſich nur mit der kleinſten Geſchwindigkeit machen laſſen, und du darfſt ja nicht vergeſſen, beide Rücklaufſtreben hinunter zu tun, ſonſt rutſchen wir womöglich rückwärts, und das wäre, Gott verdamme mich noch einmal, nicht bloß gefährlich, ſondern auch blamabel."

„Machen wir!" rief Hans Wurſt, tat den Gehhebel nieder, und töff — töff, ſauſte die Exploſionskarre los, ſcharf auf die Zungenſpitze Rumbos zu. —

Ah! Ich ſoll alle zwei haben? dachte ſich der und bekam vor unausſprechlicher Wolluſt butterig glänzende und gleich rieſigen Kirſchen heraustretende Augen.

Indeſſen fuhr des Teufels Laufwagen unter angeſtrengtem Gekeuche des Motors, dem in der Tat ein bißchen ſehr viel zugemutet wurde, die Zunge hinauf, daß der Speichelſaft des Rieſen rechts und links nur ſo wegſpritzte. Hans Wurſt hatte alle Hände und Füße voll zu tun, da er bald einer Furche auszuweichen, bald ein Ausglitſchen zu parieren, bald eine andere Geſchwindigkeit einzuſchalten hatte, aber es ging ganz gut, — bis zu dem Augenblick, wo ſie ſchon ganz nahe am Zäpfchen Rumbos waren, das gleich einem umgekehrten Kirchturm herabhing und den Eingang zum Schlund verſperrte. Dort aber war der Motor am Ende ſeiner Kräfte angelangt. Er huſtete, raſſelte, rumpelte noch, vermochte jedoch den Wagen weder weiter zu ziehen noch auch nur auf der erreichten Höhe feſtzuhalten. Kein Zweifel, daß das hölliſche Automobil ſofort zurückgerutſcht wäre, wenn ſich jetzt nicht die beiden rieſigen eiſernen Rücklaufſtreben mit ihren ankerſcharfen Widerhaken tief ins Zungenfleiſch des Rieſen gebohrt hätten, der ſeinerſeits bisher nur deshalb nicht zugeſchnappt hatte, weil er felſenfeſt glaubte, das Automobil werde von ſelbſt ſeine Inſaſſen in ſeinem Magen abladen. Wie er aber die beiden eiſernen Haken in ſeiner Zunge ſpürte, brüllte er tobend auf: „Das kratzt ja!" und ſchnappte in ſinnloſer Wut zu.

Darauf hatte der Teufel nur gewartet. In dieſem Augenblick ſuggerierte er den im Baſſin befindlichen Neider- und Verleumder-Seelen, ſämtliche Parlamente der Welt hätten beſchloſſen, die Unanſtändigkeit der üblen Nachrede mit Prügelſtrafe zu belegen, und

brachte ſie dadurch in eine ſolche Wut, daß ſie, einander überraſend, eine Geſamterploſion aller Niedertrachtsgaſe erzeugten. Dieſem Knalleffekte war auch das Interieur und die knochige Umwandung des Rumbomaules nicht gewachſen: es platzte. Gleichzeitig fuhren ſämtliche ſchuſtige Seelen in den Magen des Rieſen und erfüllten ihn ſo mit Giſt und Stank, daß auch er entzweiging. — Rumbo war tot.

Seinem linken Naſenloche entſtieg der Teufel, dem rechten Hans Wurſt. Sie waren über und über voll von Ruß und fanden, daß das ihnen ſehr gut ſtünde.

„Schade, daß das Automobilchen mit hin iſt," meinte der Teufel, „aber ein guter Spaß iſt's doch geweſen. Ich werde mir jetzt eins mit einem Konfeſſionszankmotor made in Germany konſtruieren. Der wird noch raſender gehen. — Fürs erſte wollen wir jetzt nur noch ſchnell die Seele des großen Lümmels fangen. Da bei ihm alles langſam vonſtatten gegangen iſt, wird ſie eine gute Weile zum Entweichen brauchen."

Es dauerte auch noch richtig eine Viertelſtunde, bis ſich aus der Gegend von Rumbos Hinterquartier eine Art gelben Staubdunſtes erhob, wie von einem zertretenen Boviſt.

Der Teufel fing das Zeug in die hohle Hand, betrachtete es aufmerkſam, roch daran und ſprach: „Zu ſchlecht für meine Domäne." Dann blies er es von ſeiner Hand weg mit den Worten: „Nichts als Dummheit, Gefräßigkeit und blöder Dünkel, aber guter Kunſtdünger für künftige Ernten an Bosheit und Niedertracht. Sie ſind mir ſicher."

Der gelbe Dunſt flog nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Annemargret und die drei Junggesellen

Eine äußerſt dunkle Zeit das Mittelalter!
Eine äußerſt unmoraliſche Geſellſchaft die Raubritter!

Es iſt wahr: unſere Gardekavallerieoffiziere ſtammen meiſtens von ihnen ab. Aber auch ſie müſſen heutzutage ſo viel Examina machen, daß wir mit Genugtuung konſtatieren können: die Wurzelbürſte der allgemeinen Bildung hat ſie bürgerlich moraliſiert, und kein ehrſamer Ziviliſt braucht ſich mehr vor ihnen zu fürchten. Ja: ſie ſelber weinen viel Druckerſchwärze über die ſchlechten Sitten ihrer Vorfahren und ſind gar ſehr betrübt darüber, daß in ihren Familien ſolche Sachen paſſiert ſind.

Was für Sachen! Ah: was für Sachen! Man möchte wirklich manchmal daran zweifeln, daß unſere heutigen lieben glatten Herren von, auf und zu die richtigen Nachkommen dieſer unmoraliſchen Rauhbeine ſind, die ſolche Sachen gemacht haben.

Denn, um das gelindeſte Wort zu brauchen: ſaftige Kumpane ſind ſie geweſen, dieſe Herren von Eiſenbeiß auf Eiſenſteiß, und rund um ſie herum war nicht der Exerzierplatz, nicht das Bureau, ſondern der dicke, dunkle Wald.

Der gehörte ihnen; den hatten ſie lieb. Aber die Städte und die Städter konnten ſie nicht leiden.

Was da in engen Gaſſen herumkroch, war ihnen ein übel tugendhaft Geſindel: einzeln feig, in Maſſe frech; geſchäftig und geſchwätzig; krummbucklig und ſcheelſüchtig; krittlich und profitlich; in allen Dingen nach der Elle gerichtet und abgemeſſen; eingepackt in Sippſchaften und Zünfte; klettentreu zuſammengefilzt und miteinander verbacken in Schmutz und Schweiß und ſchmieriger Biederkeit.

Sie dagegen, die edlen Herren vom ſpitzen Sporn und Stegreif, die Junker Schlagdrauf, Greifzu, Haltfeſt, fühlten ſich als Einzelne, Eigene, Freie, und es ſchien ihnen ihr gutes Recht zu ſein, die Säcke der Krämer in ihre Kammern zu leeren, obwohl es die Obrigkeit nicht gut hieß.

Denn die Obrigkeit konnten ſie auch nicht leiden, außer wenn ſie ſelber Obrigkeit waren.

Man erſieht aus alledem, wie ungebildet die Raubritter geweſen ſind.

Hätten ſie Schulbildung genoſſen gehabt, ſo würden ſie ſich ohne weiteres haben ſagen müſſen, daß das ſo auf die Dauer nicht fortgehen konnte, und daß ſie ſich mit einem ſolchen Betragen für alle Zeit in der Weltgeſchichte ein miſerables Renommee ſchaffen mußten. So iſt es auch gekommen. Die Tugend hat geſiegt; überall herrſcht Ordnung und Geſetz; jede Körperverletzung wird unnachſichtlich beſtraft; wer ſeinen Mitbürger an ſeinem Eigentum ſchädigt, kommt, mit oder ohne Wappen, hinter Schloß und Riegel; und die ganze gebildete Menſchheit hat alle Urſache, jene abſcheulichen Zeiten höchſt verächtlich zu finden, mit ſich aber ſehr zufrieden zu ſein.

Nur Degenerierte und Dichter (was auf eins hinausläuft) ſind imſtande, an dieſem Chorus der Freude nicht mit teilzunehmen. Sie allein vermögen es auch, dem Raubrittertume noch einigen Geſchmack abzugewinnen.

Es muß da irgendeine Verwandtſchaft beſtehen. Vielleicht war das Raubrittertum eine Art angewandter Lyrik? Vielleicht iſt Lyrik eine Art verhindertes Raubrittertum? Wie es auch ſei: dem tüchtigen Bürger ſind beide gleich unſympathiſch, und dieſer Umſtand beweiſt allein ſchon, daß ſie irgendwie zuſammengehören.

Da mir an meiner Reputation gelegen iſt, und da ich nicht wünſche, daß die Geheimrätin X. und der Schuhmachermeiſter Y. ſich darauf einigen, mich für einen verſpäteten Raubritter zu halten, darf ich nicht unterlaſſen, hier zu erklären, daß ich nicht zu jenen Raubritterpoeten gehöre, daß ich, wie ſehr auch der Anſchein gegen mich ſprechen mag, im Beſitze der bürgerlichen Ehrenrechte bin, und daß ich mit der kleinen Geſchichte von Annemargret und den

drei Junggesellen keineswegs das verabscheuliche Ziel verfolge, zum Mädchenraub aufzufordern.

Diese Geschichte ist vielmehr durchaus moralischer Natur und beweist auf das klarste, daß das Mittelalter wirklich finster war.

Stellen Sie sich vor, sie spielte nicht damals, sondern heute. Würde sie mit Mord und Totschlag endigen? O nein! Es gäbe ein niedliches, kleines, viereckiges Verhältnis; nichts weiter: wie es sich für anständige junge Leute aus guter Familie ziemt, schickt und paßt.

In Wahrheit hat sie sich auch so begeben, und Annemargret fährt heute auf Gummirädern. Ich habe sie erst gestern Unter den Linden gesehen.

Seien wir stolz! Seien wir heiter! Es lebe die Aufklärung!

* * *

Und nun die Geschichte

Es waren einmal drei junge Junggesellen, recht adelige Burschen: nämlich Söhne eines alten Raubritters.

Der war aber tot und lag mit seiner Frau, der weiland Raubritterin, in seinem Erbbegräbnisse tief im Walde. Sein Wappen, ein behelmter Wolf, der eine dreigespaltene Zunge sehr rot und im zierlichsten heraldischen Schnörkelschwunge aus dem raffzähnigen Rachen bleckte, lag in Stein gehauen über ihm; und das war gut, denn damit war die Sicherheit gegeben, daß der alte Raubritter den Landfrieden, den er dem Tode hatte schwören müssen, auch wirklich hielt. Es wäre ihm schon zuzutrauen gewesen, daß er auch noch als Gerippe auf Krämer ausgeritten wäre.

Seine drei Söhne: Welf, Ralph und Rolf besorgten das ja auch, aber doch nicht mit der ganzen väterlichen Leidenschaft. Sie taten es nur berufshalber und wenn die Münze ausging, nicht aus

Sport und innerlichem Bedürfnis. Die Jagd war ihnen vergnüglicher, und ſie hetzten den Bären lieber als den Juden.

So lebten ſie recht angenehm bewegt in ihrem alten Schloſſe am Walde, tranken ſowohl roten als auch weißen Wein in beträchtlichen Mengen und aßen vielen ſaftigen Braten dazu, den ihnen ihre alte Haushälterin, die ehr- und tugendgeachtete Jungfrau Barbara, genannt das Reibeiſen, gar vorzüglich am Spieße zu braten verſtand.

Aber eines Tages, gerade, als ſie einen Rehrücken am Spieße hatte und emſig drehte, ſagte ſie plötzlich ohne erſichtliche Urſache: Mein Jeſus, Barmherzigkeit! fiel hin und war tot. Der Rehrücken verbrannte, der Brandgeruch, erſt ganz angenehm, dann ſchon mehr unlieblich, ſtieg bis ins Turmgemach, wo Welf, Ralph und Rolf ſich eben die Würfelknochen unter erkleclichen Flüchen ins Geſicht ſchmiſſen, und lockte die Brüder zur Küche.

Da wurden ſie ſehr traurig, als ſie das Reibeiſen tot auf dem Steinboden liegen ſahen, ſchlugen haſtige Kreuze und fluchten mörderlich.

— „Wer ſoll uns nun kochen und braten!“ rief Welf.

— „Sie konnte es ſo ſchön knuſperig!“ klagte Ralph.

— „Und dennoch blieb er innen ſaftig!“ bemerkte Rolf.

— „Du mußt jetzt den Spieß drehen!“ entſchieden Welf und Ralph, die beiden Älteſten, indem ſie ſich zu Rolf, dem Jüngſten, wandten.

— „Ich werde euch den Spieß in den Bauch rennen!“ bemerkte dieſer gelaſſen.

Darauf prügelten ſie ſich eine Weile mit Hingebung.

Aber damit war die Dienſtbotenfrage nicht erledigt.

Da kam Welf'n ein guter Gedanke:

— „Laßt uns eine Köchin aufheben.“

— „Ha!“ riefen die andern und umarmten ihn, „das iſt eine Idee!“

„Legen wir uns an den Kreuzweg am Unkenteich, wenn die Dorfdirnen zur heiligen Urschel paternostern gehen!" schrie Welf, der entschieden der Taktiker unter den dreien war.

— „Ha!" riefen die andern, „das ist wieder eine Idee!"

— „Machen wir aber schnell, denn ich bin hungrig!" brüllte Welf mit ritterlichem Ungestüm.

— „Los!" brüllten die andern.

Und sie stiegen in die Rüstkammer, schnallten sich die Harnische um, ergriffen die gewaltigen Schlachtschwerter, vergaßen auch nicht die dicken Streitkolben, setzten sich die Helme mit den Wolfsrachen aufs lockige Haupt und schwangen sich auf die ebenso mutigen wie dicken Rosse.

Hei, wie wieherten die, als es im Donnersaus über die Zugbrücke ging und dann am Wald entlang zum Unkenteiche!

Der alte Christoph, der einzige Knecht, der den dreien nicht davongelaufen war (weil er Rheumatismus hatte und nicht laufen konnte), und der nun alle männlichen Ämter bekleidete, die es auf einer rechtschaffenen Ritterburg gibt, zog die Zugbrücke wieder hoch und knurrte in seinen grauen Bart: Wenn sich wenigstens einer von den dreien den Hals brechen wollte!

Dann ging er hin und wunderte sich, daß das alte Reibeisen tot war.

Unterdessen lagen die drei Junker hinter den Kreuzwegbuchen am Unkenteiche und ließen die Weiblichkeit des Dorfes Sankt Ursula Revue passieren, die in die Kapelle zum Rosenkranz ging.

Es waren aber meistens alte Weiblein, die da mit dem Rosenkranze vorbeihumpelten, und die drei hatten auf dem Hinritt beschlossen, keine Alte zu fangen. Denn, wie Rolf sehr richtig bemerkt hatte: Eine Alte stirbt bald, und dann haben wir gleich wieder Wechsel. Und sich ewig an neue Köchinnen gewöhnen müssen, ist lästig.

Eine Junge alſo! Den Spieß drehen und Betten machen kann ſchließlich jede, und die richtige Reibeiſentradition wollen wir ihr ſchon beibringen.

Aber, wie nun auch Junge vorüberkamen, ſetzten ſie doch ihren Gäulen nicht ſogleich die Zinken ein und fuhren darauflos, ſondern es gab über jede ein kritiſches Gewiſpere und mancherlei Ausſetzungen hinter den Buchen:

— Zu dick!
— Zu dürr!
— Läuft über die große Zeh!
— Zu braun!
— Zu blaß!
— Hat ſcheelen Blick!
— Hat keine Bruſt!
— Watſchelt!
— Zu lang!
— Zu kurz!
— Krummbein!
— Schiefmaul!
— Knollnaſe!
— Satthals!
— Pinkel im Geſicht!
— Leberfleckig!
— Warzenacker!

Und ſo, ſtreng kritiſch, immerfort, daß man hätte meinen ſollen, es handelte ſich hier gar nicht darum, eine Köchin zu rauben, ſondern eine künftige Burgherrin für Wolfsturm.

Da kam aber eine, in einem kurzen, roten Rock mit ſchwarzem Mieder, aus dem, um einen vollen, weißen Arm, die weißen Hemdärmel ſauber blitzten: und die gefiel allen dreien offenbar ganz über die Maßen wohl. Sie hatte ein friſches, rundes Geſicht, mit ein

paar allerliebſten, lachenden Augen darin, die ſchwarz und funkelnd waren, wie reife Brombeeren. Schwarz und glänzend war auch das volle Haar, das in einem dichten Kranze doppelt ums Hinterhaupt ging. Dazu wohlbeſchlagen im Mieder, kräftig im Gehwerk, — kurz: nett ganz und gar und etwa achtzehn Jahre alt.

— „Die!" ſtieß Welf haſtig hervor.

— „Ha!" ſtieß Ralph nach.

— „Los!" kommandierte Rolf.

Und, heißa, heidi, klapp, klapp, klapp! brachen die Gäule aus dem Unterholz und ſperrten den Weg.

— „Jeſusmariaundjoſ . . .!" ſchrie die Kleine auf und guckte erſtaunt die Geharniſchten an.

— „Halt!" donnerten die drei Junker.

— „I ſteh ja ſchon!" antwortete das Mädchen und zog trotzig die Lippen hoch. „Was ſoll i denn noch?!"

Viel Furcht hatte der Balg nicht.

— „Aufs Pferd zu mir!" ſchrien die grimmigen Brüder.

— „Auf alle drei Pferd?" antwortete das Mädchen und lächelte dazu.

— „Auf mein Pferd!" brüllte jeder einzelne und preſchte vor.

Das Mädchen ließ den Roſenkranz fallen und flüchtete hinter einen Baum. So, einſtweilen ſicher, drehte ſie den drei Gaulgebietern himmliſch vergnügt eine Naſe.

— „Kommſt vor!?" drohte Welf.

— „Kommſt her!?" drohte Ralph.

— „Wart Balg!" rief Rolf, ſprang vom Pferde, packte das Ding, hob's in den Sattel, ſprang nach und ſauſte davon, gerade wie die beiden andern abgeſprungen waren.

Die kletterten, unſäglich fluchend, wieder aufs Schlachtroß und galoppierten, Pferdenaſe an Pferdenaſe, hinter dem Flüchtigen drein,

der in einer Weiſe lachte, daß ſich die älteſten Eichen nicht erinnerten, je ein ſolches Lachen gehört zu haben.

An der Zugbrücke, die der alte Chriſtoph natürlich wieder nicht rechtzeitig hochgezogen hatte, trafen ſich die drei.

Das Mindeſte, was Welf und Ralph vorhatten, war, den ſchnöden Rolf ans Brückentor zu nageln. Die Schwerter hatten ſie ſchon heraus, und fluchen taten ſie auch, wie es der Situation angemeſſen war. Aber Rolf war nicht geneigt, ſich annageln zu laſſen. Er zog gleichfalls blank, warf den Gaul herum und legte aus. Dazu brüllte er gewaltig, und da die beiden anderen nicht weniger brüllten, ſo gab es einen richtigen Raubritterſpektakel.

Das paßte der Kleinen aber gar nicht. Sie hielt ſich beide Ohren zu und ſchrie in das Getöſe: „Ob ihr gleich ſtille ſeid?! Wenn ihr euch erſtechen wollt, ſo laßt mich wenigſtens vorher in die Burg!"

Da ſanken den dreien die Schwerter.

Richtig! Darauf kam's ja am Ende bloß an: daß die Kleine in die Burg kam.

Schlump! fuhren die Klingen in die Scheiden, und Hahaha! und Hohoho! lachten die Reiſigen, daß den Roſſen ganz übel im Bauch wurde von der Erſchütterung.

Die Kleine aber ſprang vom Pferde, ſchüttelte ſich die zerknillten Röcke, rieb ſich ein bißchen in der Gegend, die den Sattel gefühlt hatte, und rief: „Alſo gut, ihr unverſchämten Junker, jetzt geh ich in eure Burg. Da mag's nett ausſehen! Na, ich bin bloß geſpannt, was ich da drinnen ſoll, in dem alten Wolfszwinger."

— „Braten, Jungfer, hahaha!"

— „Betten machen, hohoho!"

— „Strümpfe ſtopfen! Wämſer flicken!"

— „Weiter nichts? Das kann ich gut und noch viel mehr."

Mit dieſen Worten ſchritt die kecke, kleine Beſtie über die Zug-

brücke, als hätte ſie zeitlebens keine andere Schwelle gekannt, zupfte den alten Chriſtoph, der völlig Glasaugen gekriegt hatte vor blödem Staunen, am Bart, ging, während die zwölf Hufe über die Brücke donnerten, geradewegs zum inneren Burghofe, guckte ſich gelaſſen um und rief:

— „Ja ſo! Wieviel Lohn krieg ich denn?"

— „Einen Dukaten für den Braten!" lachte Welf.

— „Zwölf Batzen fürs Schüſſelauskratzen!" lachte Ralph.

— „Zehn Groſchen für die ſüße Goſchen!" lachte Rolf.

Mit der zufriedenen Heiterkeit, die ſich nach wohlgetanen Werken bei allen Menſchen von friſch zugreifender Sinnesart einzuſtellen pflegt, ſprangen die drei jungen Junggeſellen von ihren Pferden, griffen, hübſch einer nach dem andern, dem Mädchen unters Kinn und fragten:

— „Jetzt aber: wie heißt die Jungfer!"

— „Annemargret, wie ſie geht und ſteht, die die Betten macht und den Bratſpieß dreht."

— „Ich weiß noch einen Reim drauf!" erklärte Rolf.

— „Na?"

— „Die mit dem Junker ins Be . . ."

Aber da hatte er auch ſchon einen derartigen Klaps auf dem Munde, daß er einſtweilen das Reimen ſein ließ.

Klapſe, die der eine kriegt, ſtimmen die andern heiter. Das war auch ſchon in den alten Raubritterzeiten ſo. Und deshalb iſt es kein Wunder, daß Welf und Ralph ſich jenes Mal vor Lachen ſo weit bogen, als es ihre Harniſche zuließen, während ſich Rolf unterm Schnurrbart rieb und etwas unwirſch bemerkte: „Racker verdammter!"

Indeſſen war Annemargret aber ſchon in der Küche verſchwunden, und aus allerlei Geräuſchen konnten die drei Brüder entneh-

men, daß das reſolute kleine Mädchen bereits dabei war, die ſo jäh unterbrochene Tätigkeit der ſeligen Barbara aufzunehmen.

* * *

Die drei Junker auf, zu und von Wolfsturm waren im allgemeinen ſelten einer Meinung, aber darin ſtimmten ſie bald völlig überein, daß es im Grunde eine Gnade des Himmels geweſen ſei, das ehr- und tugendhafte Reibeiſen zu ſich und in die Schar ſeiner Seligen aufzunehmen. Denn Annemargret war der verblichenen Barbara wirklich in jeder Hinſicht überlegen. Vielleicht machte ſie den Braten nicht gerade beſſer, als die am Bratſpieß ſelig entſchlafene, aber, daß er beſſer ſchmeckte, daran war kein Zweifel erlaubt. Selbſt ein Bärenſchinken bekommt ein Anſehen von Fröhlichkeit, wenn die Zinnplatte, auf der er in Burgunderſauce zwiſchen geröſteten Kaſtanien dampft, von zwei netten, kleinen Händen auf den Tiſch geſetzt wird. Und dann ſchon das Geträller von der Küche her, während der Bratenwender den Grundton ſchnurrt. Man ſieht dem Kommenden mit größerer Heiterkeit entgegen, und ſelbſt ein verſalzenes Mus hat von vornherein mildernde Umſtände in ſich, wenn es von ſo gerne geſehenen Fingern verſalzen worden iſt.

Vielleicht war Barbara das beſſere Gemüt, die frommere Seele geweſen; aber ſo aufbetten wie Annemargret hatte ſie nicht gekonnt. Viel Wert hatten die drei rauhen Junggeſellen ja auch nicht darauf gelegt, daß der Strohſack immer aufgeſchüttelt, das Kiſſen friſch überzogen, das Leintuch glattgebreitet wurde — wenn nur immer der Schlaftrunk handbereit ſtand. Aber nun war es doch angenehm, ſich auch in dieſen Dingen wohlbeſorgt zu fühlen. Die kleine Unbequemlichkeit, daß man auch ſelber, ſchandenhalber, ſich etwas ordentlicher zu führen hatte und nicht, nach längeren Schlaftrünken oder ſo, mit den Stiefeln ins Bett ſteigen durfte, ließ ſich

mitnehmen. Man ließ ſich überhaupt ganz gerne ein bißchen glatt lecken, da es ja nicht bis auf die ritterliche Seele und den rauhen Kern des deutſchen Mannes ging, wenn man es ſich gefallen ließ, daß die Lederwämſer Nähte in den Wolfsturmſchen Farben, blaurot, kriegten, die Stiefel auch an Wochentagen geputzt, die geknickten Helmfedern durch neue erſetzt und überhaupt allerlei Dinge getrieben wurden, die eigentlich gegen die Tradition der Wolfsturms waren. Annemargret hatte ſogar ein Heer von alten Weibern aufgeboten und die Dielen ſcheuern, die Vertäfelung putzen und die Küche weißen laſſen, — lauter Dinge, die ſeit dem Tod der ehedem gebietenden Frau Mutter nicht geſchehen waren und den Brüdern als krämerhafte Albernheiten gegolten hatten. Es war ſogar Geld dafür ausgegeben worden, und Welf hatte ſich bei Erwerbung dieſes Geldes einen kleinen Leibesſchaden zugezogen, da er die ſchwere Kaſſette dem renitenten früheren Inhaber eigenhändig entriſſen hatte.

Doch das wurde alles gerne ertragen, da man ſich unter dem neuen Regime wirklich behaglich fühlte.

Ja, die drei Brüder brachten noch weitere Opfer für das kleine, aber unentbehrliche Mädchen.

Da Annemargret die Tochter des Bürgermeiſters von St. Urſula war, eines gewichtigen Mannes unter den Bauern, und da dieſer Mann und Bürgermeiſter die Hartnäckigkeit beſaß, Herausgabe der Tochter zu fordern, andernfalls er mit Klagen bei irgendeinem Herzoge drohte, der ſich Landesfürſt nannte, und da überdies Annemargret ſelber recht ſchön bat, man möge alles in Frieden ordnen, ſo ließen ſich die drei Brüder, die eigentlich prinzipiell gegen jede friedliche Ordnung einen angeborenen Widerwillen hatten und es ſchlechterdings würdelos fanden, ſich mit jemandem zu „vertragen", herbei, dem in St. Urſula hauſenden Volke für ewige Zeiten Freiheit von jeder Brandſchatzung durch das Wolfsturmſche

Haus ſchriftlich mit beigeſiegeltem Wolfsrachen zu verſprechen, zu verheißen und zuzuſagen.

Welf und Ralph hatten ſich gegen dieſes Anſinnen als echte Wölfe von Wolfsturm lange und mannhaft gewehrt, aber Rolf war ſchließlich damit durchgedrungen, daß er nicht weniger als zwanzig Möglichkeiten nachwies, den Vertrag beiſeitezuſchieben; ſchlimmſten Falles dadurch, daß man ſich mit den Vettern auf Zinkenberg, Feſtenburg, Geyerſtein, Rabenhorſt verbände und das Neſt unten überhaupt beſeitigte, — womit denn der Kontrakt auch beſeitigt wäre, da eben der eine Kontrahent nicht mehr exiſtierte.

Schließlich wirkte aber doch am gründlichſten das Mädchen ſelber.

Den Welf brauchte ſie nur im Nacken zu krauen, ſo ward er milde wie Mandelöl.

Bei Ralph genügte ſchon ein kleiner Patſcher auf die Backen.

Und den Rolf hatte ſie überhaupt ſchon und ohne jede beſondere Hantierung.

Das ging nun alſo alles vorzüglich, und auf Wolfsturm herrſchte ein vorzüglicher Humor. Ralph blies ſogar die Klappentrompete, und Welf, der weniger muſikaliſch war, rührte zuweilen vor lauter Wohlgefühl die große Keſſelpauke, die in der Waffenkammer ſtand. Rolf aber — ſang.

Zu den eigentlichen Minneſängern, die nun in der Literaturgeſchichte ſtehen und von den höheren Töchtern auswendig gelernt werden müſſen, gehörte er ja nicht. Er dichtete und ſang etwas kunſtlos, aber Reime auf et fand er immerhin eine erkleckliche Menge, obwohl es des Peregrinus Syntax Reimlexikon damals noch nicht gab.

Oft, während die beiden Älteren draußen im wilden Walde den Jagdſpieß ſauſen ließen, ſaß er, gleich Herrn Walter von der Vogelweide, auf einem Steine und deckte Bein mit Beine. Doch gehörte das eine Beinpaar der Annemargret. Auch dichtete und ſang

er in dieſer Stellung keineswegs unabläſſig, trieb vielmehr andere zum poetiſchen Hausgebrauch notwendige Dinge. Als da ſind: Ausmeſſung des Parallelismus der Glieder beim Strophenbau, Rhythmenabklopfung auf rundlichen, rhythmiſch wohlgebauten und daher als Maßeinheit dienlichen Stellen, Gleichklangſtudien unter Zugrundelegung des Geräuſches, das zwei Lippen hervorbringen, die, ſoeben noch feſt aufeinandergepreßt, ſich plötzlich voneinander löſen.

Die weniger dichteriſch veranlagten Brüder bemerkten dieſe Übungen in praktiſcher Poetik mit Unbehagen und ermangelten nicht, dem Benjamin von Wolfsturm klar zu machen, daß ſie ihm die Knochen im Leibe zerbrechen würden, wenn er fürderhin zu Hauſe wilderte, während ſie draußen mit Wölfen und Bären Stelldicheins hatten.

Aber Rolf rümpfte nur die Naſe dazu und zog die Lippen hoch, ſchlug auch wohl aufs Schwert, daß es nur ſo klirrte, und meinte, der Buſch, in dem er jetzt jagte, dünkte ihm lieblicher als der wilde Wald, und wenn ihm da einer ins Gehege käme, ſo wäre es wohl möglich, daß er mit ihm verführe, wie mit einem frechen Bauern, den's nach Edelmanns Hirſchen lüſtete.

Derlei Reden, hin und her geſchleudert wie Jagdſpieße, trübten den Humor auf Wolfsturm zuweilen etwas, und wenn nicht Jungfer Annemargret ſo unbändig klug geweſen wäre, wie ſie wirklich war, ſo hätte der Humor wohl bald ein Ende gehabt, und es wäre nicht bei geredeten Jagdſpießen geblieben.

Aber, ei, wie war Margretlein klug! Hatte ſie's mit Junker Rolf, wenn die andern draußen mit Bruder Petz tanzten, ſo hatte ſie's doch auch mit dieſen, wenn die Gelegenheit gut war.

Der grimmige Welf war ſicher, ſie nicht gar ſelten oben im Treppenwinkel zu treffen, wenn er, Ausguck zu halten, zum Turme ſtieg. Und da ſchwand ſein Unmut ſchleunig, hatte er im Dunkel das runde, gefügige Ding im Arm, das er noch lieber an ſich preßte,

als den Urhumpen der Wölfe von Wolfsturm. Wie wunderſüß ging's ihm ins Ohr, wie ſie an ihm hing und flüſterte: „Liebs Welfle du, was biſt du ſtark!"

Ralph aber kriegte ſein Teil wohl zugemeſſen unten im Weinkeller. Dort, wo's ſo kühl und heimlich war, zwiſchen den großen, werten Tonnen, ſaßen ſie eng beieinander auf dem Tonnenſchragen, rechts den braven Malvaſier und links den lieblichen Traminer, und hielten einander ſo nahe und enge, daß es ihnen bei aller Kellerkühle gar freundlich warm wurde. Ach, wie wunderhold's ihm im rundwölbigen Keller widerklang, wenn ſie liſpelte: „Lieb's Ralphle lieb's, was biſt du g'ſchmeidi!"

So glaubte ſich denn im Grunde jeder Hahn im Margretenkorbe und lachte heimlich die andern aus, die nach demſelben Biſſen leckten, und keiner wußte, daß ein Korb drei Hähne beherbergen kann, wenn die Körblerin es nur einzuteilen weiß.

Ein bißchen dumm waren die drei jungen Junggeſellen ſchon, wie man ſieht. Aber was will man bei ſo ungenügenden Volksſchulverhältniſſen, wie ſie in den Raubritterzeiten herrſchten, anders verlangen? Es war halt das finſtere Mittelalter.

Alſo: gut ging's im allgemeinen. Es kriegte jeder ſein Annemargretiſch Teil, und, ein paar Verdachtswolken abgerechnet, die ſich hie und da über dem Haupte Rolfs gleich ſchwarzen Kutteln himmliſcher Rieſenkühe zuſammengezogen, trübte nichts die verliebte Selbſtſicherheit jedes einzelnen.

Ralph blies bereits ſchelmiſche Triller auf der Klappentrompete, Welf verübte ganz virtuos leidenſchaftliche Donnerwetter der Liebe auf der Keſſelpauke, und Rolf hatte ungefähr ſämtliche Reime beiſammen, die die deutſche Sprache auf et hergibt. Es wurde faſt idylliſch auf Wolfsturm, und ſämtliche Bewohner dieſes adeligen Sitzes, Chriſtoph und die gewaltigen Streitroſſe nicht ausgenommen, ſetzten einigermaßen Fett an.

Da kam das Schickſal in Ritterſtiefeln und trat alles entzwei.

Es war ein ſchöner, klarer Herbſttag und die Weinleſe eben vorüber.

Welf ſaß oben auf dem Geländer des Turmumgangs und guckte aus. Plötzlich rief er in den Hof hinab, wo Margret eben die drei Paar Ritterſtiefel im Brunnentrog ſpülte: „Ralph und Rolf: wo ſtecken die Junker!?"

— „Im Keller und klopfen die Tonnen ab, wieviel noch Wein drinnen."

— „Ha, das iſt gut, bei meiner Seel! Ruf ſie herauf!"

Annemargret ſchickte ein gutes Blickchen empor, das mit eiſengepanzerter Kußfauſt ſehr ritterlich erwidert ward, beugte ſich zu einer allerliebſten Rundung zuſammen, daß Welf beim Anblick der kühn ausgebogenen Hinterfülle vor Entzücken ſtöhnte, und rief mit ſüßer Stimme ins dunkle Kellerloch: „Junkerchen herauf! Der Welf hat was!"

Ralph und Rolf traten gebückt aus der niederen Kellertür und ſchrien zum Turm: „Hallo, was iſt?"

— „Gewimmt*) iſt! Die Bauern fahren das Praſchlet**) zur Stadt."

— „Alle Teufel und Satansbrut!" rief Ralph, — „ſchon?"

— „Ei freilich! Es iſt Zeit! Ihr ließt wohl alles den Krämern in die Löcher fahren, ſäß ich nicht hier und guckte aus. Wie ſteht's in den Tonnen?"

— „Nieder!" antwortete Rolf. „Die Traminerin klingt hohl wie deine Pauke."

— „Und den Malvaſier kann eine junge Katze auslecken," fügte Ralph hinzu.

*) Tiroliſch für Weinleſen.

**) Die Maiſche.

— „So denn mit Eilen in Stiefel und Sattel und hurtig Erſatz geſchafft!"

Welf ſchwang ſich vom Gelände und polterte die Treppe herab.

„Her die Stiefel, Annemargret,
Her die Stiefel, eh es zu ſpät!"

ſang anmutigen Eifers voll der nie um Reime verlegene Rolf.

— „Sind alle noch naß!" gab die zurück.

— „Was ſchiert mich das!?" reimte Rolf entgegen und fuhr in die patſchnaſſen Lederhöhlen.

Indeſſen brüllte Ralph nach den Pferden, rumorte Welf im Waffengelaſſe, klirrte Chriſtoph mit den Zaumketten, klapperten die Gäule aus dem Stalle, lachte und kicherte Margret. Kurz, Wolfsturm machte mobil.

Wie die drei glücklich im Sattel ſaßen und den Schlußtrunk genommen hatten, den Annemargret jedem erſt annippen mußte, ehe ſie ihn dem vom Gaul Gebeugten in die Eiſenpfote gab, wurde der Kriegsplan gemacht.

— „Ich reit auf die Traminer!" erklärte Welf.

— „Ich hol den ſüßen von Margreid!" entſchied ſich Ralph.

— „Ich will mich hinter Urſchel nach Schilcher*) umtun!" gab Rolf kund.

Aber Annemargret proteſtierte: „Nix hinter Urſchl! Urſchl hat's ſchriftlich! Ihr ſeid mir die Nettern!"

— „Ho, die Urſchl-Margret, hohohoho!" lachten die drei.

„Alſo reit ich anderswohin auf den Schilcher, daß uns Annemargretlein nit ſauer wird, die Urſchlerin!" erklärte Rolf. „Bleibt ſie uns dann ſüß?"

— „Süß allen dreien!" lachte das Mädchen und ſtemmte die Arme in die Seiten, feſt und keck wie eine flinke Bäuerin.

*) Schillerwein halb weiß halb rot.

— „Fallt's mir fei' nit ins Praſchletſchaff*)," fügte ſie hinzu, wie die Junker abritten.

Dann ſtand ſie noch lange und blickte den nach drei Richtungen auseinanderſprengenden von der Mauer aus nach und ließ jedem ihr Tüchlein zuwehen, wenn er ſich umwandte und ihr mit der gepanzerten Fauſt winkte.

Sind doch alle drei recht liebe Junker, dachte ſie ſich. Jeder hat was beſonders Liebes. Der Welf iſt wie ein Bär ſo kräftig und grimmig. Hu, wie er zupakt! Schier blaue Flecke gibt's und iſt doch gar lieb. Der Ralph iſt nicht ganz ſo ſtark, aber hitzig. Küßt er, iſt's wie ein Biß, und der Atem geht einem aus vor lauter Schönſein. Aber der Rolf hat was gar Zart's und Fein's und kann reden, daß man die Augen zumachen muß, — ſo lieblich ſchwatzt er. Wenn er ſo leiſe um die Hüften greift, geht's kitzlich überallhin, als wenn jed's Blutströpfel im Leibe lachen ſollt'. Lacht auch jed's. — So iſt's mit allen dreien wundergut in Heimlichkeit. Möcht' keinen miſſen. Muß aber immer fein ſchlau und achtſam ſein. Hu, wenn der eine mich mit dem andern ſäh. Das gäb böſes Getu.

So ſinnierte ſie aufs angenehmſte vor ſich hin. Dann ging ſie aufbetten.

Wie ſie mit den Junkerbetten fertig war, dachte ſie ſich: Will doch heut die dreie mit dem Wein in Putz überraſchen! Und ging in ihre Kammer, den Sonntagsſtaat anzulegen.

Schon damals, in den wilden Raubritterzeiten, zogen ſich hübſche Mädchen gerne aus und an, und, wenn die Spiegel auch klein und trübe waren, ſie ſahen ſich doch gern darin. Es war alſo das Anziehen eine liebliche Beſchäftigung für die Kleine, und als ſie ihre Röcke von ſich hatte und in kurzärmeligen Leinenhemdchen daſtand, da drehte ſie ſich wohl viele Male vor dem Spiegel hin und her

*) Maiſchbottich.

und betrachtete ſich ſelber mit viel Aufmerkſamkeit, Ernſt und Genugtuung.

Da plötzlich ging die Kammertür auf, und Junker Rolf ſtand auf der Schwelle.

Aber nicht lange. Denn kaum hatte er das Mädchen in dieſer auch für Junker beſonders lieblichen Verfaſſung geſehen, da war er mit einem Satze bei ihr und umfing ſie mit den geharniſchten Armen.

— „Hu, biſt du kalt!" rief ſie erſchrocken aus, die über der Kälte dieſer eiſernen Umfaſſung ganz vergeſſen hatte, daß ſie ſich erſt ſchämen mußte.

Aber auch ihm war das Eiſen jetzt unbequem. Haſtig entſchiente er ſich, und krach, bumm, knirr flogen die Harniſchteile von ihm, und er ſtand im Lederwamſe. Es ging viel ſchneller als ſonſt mit dem alten Chriſtoph.

Nun war es gar nicht mehr kalt, wie er ſie umfing.

Eine Weile lang hatten die Lippen mehr zu tun, als zu reden.

Dann aber fragte Margret: „Ja, aber, daß ich das Pferd nicht auf der Brücke gehört hab'! Und wo iſt denn das Praſchlet?"

— „Draußen angebunden das Pferd! Praſchlet mögen die andern bringen! Du biſt mir lieber, als aller Wein! Du, mein rotweißer Schilcher und ſüßer Malvaſier! Lieb's Ding im Rock, viel lieber noch im Hemd! Du! Du! Du! Oh, was du weiß und weich biſt! Dräng dich, drück dich, leg dich mir nah! Oh du mein Wein von Urſula! Du heiße, weiße, voll und rund! Gib deinen Mund! Gib deinen Mund! Und wieder, wieder! Gretlein, mein Mädlein!"

Sie aber ſagte nichts und küßte bloß.

Da: Treppengepolter. Da: Raſſeln vor der Tür. Da: krach eine Fauſt wider das Türgetäfel.

Rolf ſprang auf und ſprang zur Tür, — g'rad vor die Bruſt Welfs, der ſie eben aufgeriſſen hatte.

Ein Heulen wie aus Wolfsrachen, ein Stoß mit der geſchienten Fauſt, vor Rolfs Bruſt. Der taumelt zurück, bückt ſich, ſucht ſein Schwert.

Aber ſchon wirft ſich, mit beiden Fäuſten ſein Schwert nach unten ſtoßend, Welf über ihn und rennt dem Gebückten den Stahl durch den Rücken.

Starr ſaß Annemargret im Hemd auf dem Bett und hielt kindsängſtlich die Finger an den Mund.

Jetzt .... kommt .... das Schwert .... zu mir ....

Welf zog das Schwert aus dem verröchelnden Leibe, warf es nieder und ſtellte ſich vor der Starrenden ſchnaufend auf.

— „Dich ... droſſl' ich ... ſo ..."

Er ſtreckte die auseinandergekrallten Eiſenfinger nach ihrem Hals.

Sie ſank vom Bett und kniete vor ihm bettelnd nieder.

— „Lieb's Welfle, ſtark's, ſei gut ...!"

Und nimmt die beiden eiſernen Hände und legt ſie ſich auf die hochgehende Bruſt und lächelt.

— „Du! .. Du! ..."

Er hebt ſie hoch auf und wirft ſie aufs Bett, und nimmt ſie wieder hoch und preßt ſie wütend, klammernd an ſich, und nimmt ſie wie ein Kind auf den Arm und trägt ſie in der Kammer herum und ſchluchzt und brummt und küßt ſie und erdroſſelt ſie halb vor Grimm und Liebe.

— „Heio! Heio! Der Süße von Margreid! Zehn Yrn*) und gut gemeſſen! Heio Margret, für dich der Süße von Margreid!"

Ralph hielt im Burghofe neben einem Praſchletfuder, das zwei geknebelte Knechte eben eingeführt hatten.

— „Für dich der Süße von Margreid! Da, ſchau, Mar-

*) Altes tiroler Weinmaß.

gret!" ſchrie Welf und trat, mit dem Mädchen auf dem Arm, ans Fenſter.

— „Was tuſt du da!" brüllte Ralph, bebend vor Zorn, als er das ſah.

— „Meine Margret! Meine Margret!" brüllte Welf. „Willſt du ſie auch noch? So komm und hol ſie!"

Mit einem Satze ſprang Ralph vom Pferde und die Treppe hinauf.

Welf ſetzte Margret aufs Bett, hob ſein Schwert auf und ſtürzte hinaus.

Draußen auf der Treppe raſſelten ſie aneinander. Brüllen. Fluchen. Schnaufen. Gepolter. Ein Schrei.

Ralph rollte, erſchlagen die Treppe hinunter.

— „Hahahaha! Hahahaha! Annemargret, jetzt ſind wir allein! Geh in den Keller und hol, was noch im Faſſe iſt! Ei, geh immer im Hemd! Sollſt mir fürder immer im Hemd gehn! Denn ſo hab ich dich doppelt lieb, du mollig Ding!"

Annemargretlein — lächelte und ging. Mit beiden Händen den Humpen tragend, kam ſie wieder.

— „Trink an, mein Schätzel!"

Sie nippte und bot ihm den Humpen. Er nahm einen langen Zug.

— „Nun lös mir die Riemen und nimm mir die Schienen ab... So, mein lieb's Ding ... Und küſſe mich auch! ... So, mein lieb's Ding!... Und ſetz dich mir auf den Schoß!... So, mein lieb's Ding! ... Ei, iſt es nicht beſſer zu zweit? Sag's, mein lieb's Ding!"

— „Ja! ..."

* * *

Nun lagen Ralph und Rolf draußen im wilden Walde bei ihrem Vater, dem alten Raubritter im Erbbegräbnis, und die ehrbare

Steinmetzzunft der Nachbarſchaft hatte Arbeit, ihnen das Wappen auf ihren Grabplatten auszuhauen. Das Blut auf der Treppe und in Margrets Kammer war zwar nicht ſo leicht abzuſcheuern, aber man ſah es bei der Dunkelheit, wie ſie in Raubritterburgen gewöhnlich herrſchte, auch nicht eben ſehr, und überdies war Margret ausquartiert.

Somit wäre alſo alles gut geweſen, und es blieb eigentlich nur noch die Fahrt zum Heiligen Grabe übrig, die Welf, um nicht unliebſames Aufſehen zu erregen, doch wohl unternehmen mußte. Denn, wenn auch die Polizei damals zu wünſchen übrig ließ, wenn es ſich um ritterliche Familienangelegenheiten handelte, ſo hatte der Beichtſtuhl doch ſeine Prinzipien, und alles ließ ſich am Ende nicht mit ein paar Meſſen oder auch Stiftungen abmachen. Aber es hatte ja Zeit.

Indeſſen kam es böſer.

Zuerſt kam Welf bloß unter den Pantoffel.

Das war nicht angenehm, ließ ſich aber doch ertragen, denn Welf war ſehr verliebt, und Annemargret ließ es an nichts fehlen, dieſe Verliebtheit immer warm zu erhalten.

Aber eine Weile hin, und ſie kriegte Launen.

Und das war ſchlimmer. Denn Unfriede in der Liebe geht auf die Nerven, — ſogar bei raubritterlichen Junkern, denen ſelbſt ein paar eilige Brudermorde noch lange keine Nervenzuſtände zuziehen. Das Schmollen bald und bald Zanken, das Kammertürverriegeln und Beichtevorſchützen und dann wieder das Gebettel: „Geh, ein Ringlein ins Ohr, ein Kettlein um'n Hals, ein ſeiden Fürtüchel, ein paar rote Schuh! ... Hol's der Teufel und ſein ſchwänzig Geſinde!"

Indeſſen: man ritt halt öfter auf die Krämer; man wetterte mal und brüllte ſich aus: tat dann auch wieder recht fein und lieblich um den Balg, und ſchließlich war der am guten Ende auch wieder fein,

und es ſchmeckte die Liebe um ſo ſüßer, wenn vorher der Zank recht ſauer geſchmeckt hatte.

Aber eines Tags, juſt, als es anfing, kalt zu werden und Welf die Fenſter mit Moos ausfütterte, kam Annemargret, ein Bündel in der Hand, auf ihn zu und ſagte ganz kurz: „Junker, i geh!"

— „Was tuſt du!!"

— „Aufkünden tu i. Heim mag i."

— „Wa . . . s?? . . .!"

— „Ja ſell*). Is mir zu öd hierheroben jetzt."

— „Wa . . . s??? . . .!"

— „Früher, wo ihr dreie ward, is ja gangen. Hättſt halt nit den Ralph derſchlagen und den Rolf. Die Langweil hab i."

Dem Junker ſchwollen die Schläfenadern.

— „Alſo, ich allein bin dir nicht genug. — Du . . . du . . . ha!"

— „So is."

— „Alſo die andern fehlen dir!!?"

— „Freili!"

Sie ließ die Schürzenbänder wirbeln und legte den Kopf auf die Seite. Das war ihre Trotzpoſe.

Da ging dem Junker Welf der Ritterzorn durch, und er gab ihr eine Ohrfeige, daß die Trotzpoſe auf die andere Seite verlegt wurde. Ein Glück, daß er die Eiſenhandſchuhe nicht anhatte. Es langte auch ſo.

— „Jetzt geh i erſcht recht!" ſagte ſie, heulte gar nicht mal erſt lange, nahm ihr Bündel auf, drehte ſich um, daß die Röcke flogen, und ging.

Welf war ganz ſtarr. Dann überlegte er ſich, ob es nicht das beſte wäre, ſie auch totzuſchlagen. Aber da er zum Überlegen immer ſehr viel Zeit brauchte, war ſie ſchon zum Tore hinaus, als er da-

*) Das.

mit fertig war. Übrigens hatte er ſich auch anders entſchieden. Er war keines heroiſchen Entſchluſſes fähig. Wie vor den Kopf geſchlagen, ſaß er da und riß das Moos in Flocken. Dann ſprang er plötzlich auf, ſtieß ein Fenſter ein und brüllte hinaus: „Luder! Luder!"

Einen eiſernen Topf, der gerade neben ihm ſtand, ſchmiß er in gewaltigem Bogen hinter ihr drein.

Sie aber ſtand jenſeits der Zugbrücke und drehte ihm eine lange Naſe.

— „Bhütigod, grimms Welſle, verkühl di nit!"

Welf tat einen grauſamen Fluch, reckte ſich die Arme, haute aufs Fenſterbrett, brüllte, daß die Scheiben klirrten, riß ſich am Bart und rannte in die Waffenkammer. Raſend rührte er dort das Inſtrument ſeiner Leidenſchaft und paukte in Donnerwirbeln ſeinen Ingrimm aus.

Wie er nicht mehr konnte, ſank er auf die Rüſtbank nieder und fühlte ſich leichter.

Und ſiehe: es ward ihm weich zu Sinne, und in ſeinem Gemüt war eine welke Empfänglichkeit für chriſtliche Gedanken.

— „Chriſtoph!" rief er, und in ſeiner Stimme klang ſeltſame Milde.

— „Ja, Herr!" antwortete der.

— „Haben wir noch einen Pilgermantel mit Muſcheln?"

— „Ja, aber recht ſchäbig ſieht er aus, ſind die Motten drin, und ein paar Muſcheln gehen ab."

— „Macht nichts! Bürſte ihn aus und nähe die Muſcheln feſt. Ich walle nach Jeruſalem."

— „Wo . . . hin!?"

— „Frage nicht, — bürſte!"

Chriſtoph ſperrte den Mund auf und wunderte ſich. Dann bürſtete er den Pilgermantel derer von Wolfsturm und freute ſich,

daß er nun auf eine Weile keine Stiefel mehr zu putzen haben würde.

Erſt drei Paar, dann ein Paar, dann kein Paar!

So ſteht Gott ſeinen treuen Knechten bei und verhilft ihnen zu einem ruhigen Alter.

Der Meßner-Michel

Die Geſchichte vom Meßner-Michel iſt nicht von mir, ſondern vom alten Torggler auf Moos im Eppan, und der alte Torggler hat ſie auch nicht aus ſeinem eigenen grauen Schädel, obwohl er ein paar recht ſpitzbübiſche Fabuliſtenaugen hat, ſondern er wird ſie wieder von einem andern alten Burſchen haben, der wie er gern an der Mendel herumkraxelt, bis ins Welſche hinein, und ſich um den Wald kümmert und um das, was die Füchſe erzählen und die alten Weiber ſagen. Solche Geſchichten wachſen wild irgendwo auf, vielleicht von Samen, der weit hergetrieben wurde und von exotiſchen Pflanzen kommt, die in königlichen Gärten unter heiterer Sonne ſtanden, und ſie verändern ſich je nach dem Boden, der ſie nährt.

Kundige werden bald erkennen, wer der norddeutſche Bruder des Meßner-Michels iſt. Der alte Torggler weiß das nicht. Für ihn iſt der Meßner-Michel kein Hergelaufener, ſondern ein geborener Tiroler. Und in ſeinem Munde ſieht er auch ganz ſo aus.

Ein Heimatskünſtler, der alte Torggler! Schade, daß ihm das Schreiben ſo ſchwer fällt. Er würde es beſſer gemacht haben, als ich, „g'ſchmalzener". Aber am Ende hätte es die Polizei nicht erlaubt, die für die Reize des Volkstons mitunter kein Verſtändnis zeigt. An meinem Ton wird ſie kaum etwas auszuſetzen haben. Und in meinem Ton geht die Geſchichte ſo:

Es lebten einmal im Tiroliſchen (da, wo Welſche und Deutſche ſo eng beieinander wohnen, daß ſie ihre Buben und Mädel zur Erlernung der benachbarten Sprache auf die Zeit der Lehrjahre austauſchen) friedlich nebeneinander ein Pfarrer und ein Meßner. Der Meßner verheiratet, der Pfarrer mit einer Häuſerin, aber einer recht alten. Den Pfarrer wollen wir bloß Hochwürden nennen, wie ſich's gehört; der Meßner aber hieß Michel. Hieß Michel und war eine faule Haut. Daß er vom Meßnergelde nicht leben konnte, verſteht ſich. So war er denn Bauer zugleich und ſchlug auch Holz

im Walde. Aber, eben, er tat's nicht gerne. Er fand, daß er was Kirchliches wäre eigentlich, und daß ihm deshalb ein Bauch gut ſtehen müßte, ſo ein richtiger Pfarrbauch. Aber wie ſoll man bei Holzhacken und dem mühſamen Weinbau zu einem Bauche kommen? Arbeit frißt Speck. Alſo tat er lieber nichts. Aber als der Bauch ſchon auf dem beſten Wege war, ſich zu runden, juſt da ergab es ſich, daß die Geldlade leer war, ein Umſtand, der viel zu aufregend iſt, als daß man, ihn im Rücken, rein geiſtlich weiter leben könnte.

Deshalb — machte ſich Michel auf, ging in den Wald und hackte Holz? Nein, das tat der Michel nicht. Aber er klopfte drüben im Pfarrwittum an, machte ein Geſicht wie ein Wüſtenheiliger, der täglich außer Heuſchrecken nichts zu ſich nimmt, als immer neue Sehnſucht zum Himmel, flüſterte lang und viel von der Not des Lebens und pumpte ſchließlich Hochwürden um dreihundert Gulden an. Hochwürden, der ſchon damals wußte, daß Zinsnehmen kanoniſch erlaubt iſt, ging zu ſeinem ſchwarzen Geheimſtrumpf und nahm die Zettel heraus, hielt eine kleine Predigt, beſtimmte Prozente und Termine und gab ſie hin.

Niemand war vergnügter als Michel. Kaum, daß er aus dem Schatten des Wittums war, gingen die Vertikalfalten ſeiner Heiligkeit ins Horizontale eines durchaus weltlichen Grinſens über, und er führte mit ſeiner Frau Aloiſia einen kleinen Rundtanz ehelicher und anderer Zufriedenheit auf.

Aber die Tage gingen und die Gulden mit. Und wie die halbe Zeit bis zum Termine verſtrichen war, kam Tag für Tag Hochwürden ins Meßnerhaus und erkundigte ſich mit Würde und Nachdruck nach den ökonomiſchen Fortſchritten ſeines werten Gehilfen beim Dienſte des Herrn. Michel merkte: Hochwürden leiht zwar, aber er tut das nicht als fromme Übung, ſondern er will wieder im Strumpfe haben, was aus dem Strumpfe kam, und ein paar Gulden extra dazu. Es blieb nichts übrig: die Kuh muß aus dem Haus. Sieht

Hochwürden, daß Michel wiedergibt, wird er auch wieder leihen, und Michel kann ja das nächste Mal fünfhundert Gulden nehmen. Die halten länger an. Trieb also, wie im nächsten Orte Viehmarkt war, die Kuh aus dem Stall und machte sich auf. Hochwürden ließ es sich nicht nehmen, ihm gute Lehren auf den Weg zu geben. Und eines vor allem schärfte er ihm ein:

— „Gib die Kuh keinem Ploderer."

— „Ploderer?"

— „Na, wer so viel daher redt!"

— „Ah so!"

Michel kommt auf den Markt, pflockt die Kuh an, stellt sich daneben. Kommt einer und fragt nach dem Preis, sieht sich die Kuh vorne an, hinten an und an den Seiten an und redet allerlei, fragt und forscht, was ihr fehlte, und was sie gäbe, und was sie wert wäre und so fort. Michel denkt sich: Ploderer! und sagt bloß: „Mach di furt, Ploderer!"

Kommt ein anderer und tut ebenso. Michel sagt bloß: „Mach di furt, Ploderer!"

Kommt ein Dritter, Vierter, Fünfter —: Mach di furt, Ploderer!

Schließlich sahen ihn die Bauern schief an, griffen sich an den Kopf und überlegten sich, ob sie ihn nicht gemeinsam durchprügeln sollten. Aber fragen tat keiner mehr, denn keiner trat mehr an ihn heran.

— Lauter Ploderer! dachte Michel. Also gean ma!

Da kam er auf dem Wege vor dem Orte an einem Bildstöckl vorbei. Auf dem stand der heilige Hans und winkte ganz offenbar mit den Armen.

— Ah, dachte Michel, willscht eppet du, Hannes?

Führte also seine Kuh vor das Bildstöckl.

Na? Der heilige Hannes winkte stumm und sagte nichts, sah aber mit deutlichem Begehren die Kuh an.

Das iſt kein Ploderer! dachte ſich Michel. Der kriegt die Kuh. Band ſie ans Bildſtöckl und ging.

Zu Hauſe erzählte er dem Pfarrer, wie es ihm auf dem Markte ergangen.

— „Recht ſo!" meinte Hochwürden. „Recht haſt 'tan. Aber wer hat die Kuh?"

— „Oh, ſell iſcht koa Ploderer! Und er zahlt mi g'wieß. Morgen hol i's Geld."

— „Geht ſchon gut," meinte der Pfarrer.

Am nächſten Tag geht Michel zum Bildſtöckl. Das ſtand ſchon da, aber die Kuh war weg.

— Hot er eppet die Lies ſchon g'freſſ'n? dachte ſich Michel und ſtellte ſich vor den heiligen Hans und rief: „Alſo, was is mit'm Geld!"

Der Heilige winkte bloß freundlich weiter.

— „Krieg i's Geld oder krieg i's net?!"

Hannes winkte.

— „I, du ..." ſchrie Michel. „Deeſch war mir a Geſchäft, jiatzt ſoll di doch glei der Deixel!" holte aus und gab dem Winkenden eine Watſch'n daß er rechts über in den Straßengraben fiel.

Und ſchau: Unter ſeinem Fußgeſtell lag ein großer Beutel voll lauter geprägtem Silber und Gold. Hatten's wohl Diebe dort verſteckt.

— „Bal' deeſch g'ſagt hätſcht, hätſcht koa Watſchen net braucht," meinte Michel, nahm das Geld, ſtellte den Winkenden wieder auf ſeinen Stein und ging heim.

Hochwürden war innig erfreut, Geld und Zinſen zu erhalten, Michel aber war nicht weniger froh, als er beim Auszählen fand, daß für ihn noch einmal dreihundert Gulden übrig blieben. Damit gab er ſich wieder eine Weile der Vervollkommnung ſeines geiſtlichen Äußeren hin.

Als aber das Geld zum zweitenmal aus der Lade war, ging er

wieder zu Hochwürden, flüſterte noch gedämpfter, entwickelte noch vertikalere Falten und borgte ſich fünfhundert Gulden. Hochwürden ging wieder zum Strumpf des Hauſes, nahm wieder das Geld heraus, hielt eine längere Rede, ſtipulierte größere Prozente und dachte ſich: Gewiſſenhaftigkeit mit Nutzen zu fördern, iſt kanoniſch erlaubt.

Michel war mit den fünfhundert Gulden diesmal ſchneller fertig als mit den dreihundert. Er hatte ſich's eigentlich ſo gedacht, daß ſie bis zu dem Termin der Rückzahlung reichen ſollten, aber die Lade war ſchon leer, als Hochwürden es eben erſt an der Zeit hielt, mit Mahnen zu beginnen.

— Jeſſes, der Pfaff fangt ſcho an! dachte ſich Michel und überlegte, wie dieſen läſtigen Beſuchen der Geiſtlichkeit am beſten zu begegnen ſei. Er ſann nicht lange, da hatte er's auch ſchon. Und er enthüllte ſeinen Plan ſeiner Frau Aloiſia.

Der aber war ſo: Er, Michel, lege ſich jetzt ins Bett und ſei tot (Aloiſia erſchrak, Michel lächelte). Nit recht tot. Bloß für Hochwürden. Alſo: Er, Michel, ſei von einem Baum erſchlagen und tot. Sie, Aloiſia, ſolle ſchleunigſt Weihwaſſerbecken und Kerzen richten und Hochwürden rufen. Verſteht ſich: mit Geplärr! Dann aber, wenn Hochwürden gekommen ſei, ſolle ſie ihm bloß immer ſagen: „Wenn i lei' das Pfeiferl fänd, das Pfeiferl fänd!" — „Was für ein Pfeiferl?" werde Hochwürden fragen. Und nun ſolle ſie ihm erzählen, daß das eine Pfeife ſei, die Michel von einer alten weiſen Frau bekommen hätte, und mit der man Tote ins Leben zurückrufen könnte. Dieſe Pfeife nun, ein ganz gewöhnliches Ding, wie man ſie beim Kramer für einen Kreuzer kriegt, ſteckte er ſich ins Bett, daß es recht ausſähe, als wäre ſie ihm koſtbar. Dort ſolle ſie Aloiſia ſchließlich finden, und was dann geſchehe, werde ſie ſchon ſehen.

Aloiſia tat, wie ihr geſagt, denn ſie war eine chriſtliche Haus-

frau, die wohl wußte, was Hochwürden den Weibern predigte: Er ſoll euer Herr ſein, euer Mann! Und ſie plärrte den Pfarrer ſo ſchrecklich an, daß er in ſeinen Lehnſtuhl zurückfiel. Als er aber zu ſich kam, rief er bloß: „Jetzt iſch mei Geld aa hin! Hin iſch! Hin iſch!" Und ging zur Leiche. „So a Unglück! Hin iſch! Hin iſch!"

Nun fing aber Aloiſia vom Pfeiferl an. Und ſuchte und ſuchte und erzählte dabei, was nötig war. Hochwürden fand die Sache zwar bedenklich, ja unchriſtlich gar — aber, wenn das Pfeiferl wirklich . . .? Die fünfhundert Gulden bloß ſo mit einem Pfiff wieder lebendig machen?

— „Such's Pfeiferl! Such's Pfeiferl!"

Endlich fand's Aloiſia im Bett.

— „Gib her, 's Pfeiferl!"

Und Hochwürden pfiff.

Jeſus, Maria und Joſef! Der Michel reißt die Augen auf!!

— „Michel, wie ſchaut's im Jenſeits aus?!"

— „Schreckli, Hochwürden, ſchreckli!"

— „Was ſiehgſt denn?"

— „Schreckli, Hochwürden: die geiſchtling'n Herr'n brot'n allſamt in an Schmalztiegel."

— „Warum broten's denn?"

— „Weils Zinſen g'nomma ha'm und alles glei einfordern tean. Hui, ſie brüll'n wie Ochſen."

— „Ich d'rlaß dir die Zinſ'n. Brauchſcht lei' das Kapital z'gebn und erſt im Spätjahr!"

— „Jo, jo! Weckt mi nor völli auf!"

Und Hochwürden pfiff, wie die Weinwächter nachts in den Weingütern.

Da ſprang auch Michel wirklich geſund aus dem Bett, und alle waren recht froh.

Hochwürden aber mußte oft an die Pfeife denken. Seine alte

Häuſerin behandelte ihn gerade um dieſe Zeit gar ungattig. Was ſie ihm mittags vorſetzte, war ſchon gekochte Kaſteiung. Und dazu ein ewiges Gekeif, gerade, als wenn ſie verheiratet wären.

Und Hochwürden litt ſo ſehr, daß er auf einen recht böſen Gedanken kam. Er dachte ſich: Fortſchicken kann ich die Alte aus allerlei Gründen nicht, aber los ſein möchte ich ſie ſchon. Wie wär's wenn ich ſie beiſeite brächte? Verſuchsweiſe, verſteht ſich. Vielleicht ſchmeckt mir's beſſer, wenn ich mir ſelber koche. Stellt ſich's dann heraus, daß ich noch ſchlechter koche, pfeiſe ich ſie wieder lebendig.

Und ſo tief hatte ſich dieſe unchriſtliche Idee bei ihm eingefreſſen, daß er Michel die Pfeife für tauſend Gulden abkaufte.

Der böſe Anlaß fand ſich bald. Die alte Pfarr-Thres ſervierte eine allzu maſſive Polenta. Hochwürden warf ſie ihr an den Kopf, und ſie war tot.

Nun konnte Hochwürden ſelber kochen. Er nahm dreimal ſoviel Butter und ſparte nicht im Hühnerhof, aber er mußte ſich ſagen, daß vergleichsweiſe die Alte eine Künſtlerin am Herde geweſen war. So zog er ſie aus der Waſchküche heraus, in die er ſie geſteckt hatte, und gedachte mit einem Gefühl von Wehmut, ſie wieder lebendig zu pfeifen. Aber die alte Thres blieb, ſo ſchluchzend Hochwürden auch trillerte, ſo tot wie ein Glockenſchwengel.

Da erfaßte Zorn und Entſetzen den Pfarrer. Er rannte ins Meßnerhaus und ſchrie: „Erſt haſt du mich zum Mörder gemacht, ſakriſcher Tuifel, nun ſollſt du wenigſtens vor mir in die Hölle fahren!" Sprach's, nahm einen Sack, ſteckte Micheln hinein und ging, den Sack auf dem Buckel, hinaus, dem Fluſſe zu.

Aber, wie er mitten auf dem Wege war, ſpürte er, wohl durch die Anſtrengung des Tragens, das Bedürfnis, ſich einer drückenden Laſt zu entledigen, aber nicht der auf dem Rücken. Wär er ein grober Bauer geweſen, ſo hätte er nicht viel Umſtände gemacht und was zu tun war, gleich am Wege getan. So, als ein Hoch-

würden, begab er ſich zu dieſem Zwecke abſeits, tief ins Geſtäude, legte aber den Sack auf dem Wege nieder.

Nun kam aber, während Hochwürden ferne im Geſtäude ſaß, ein welſcher Schweinetreiber des Weges. Der ſah, wie dort im Sack ſich was hin und her wand.

— „Iſch war in Sack?" fragte er.

— „Jo, i bin's, der Meßner-Michel!"

— „Wos tuſcht do ſell?"

— „I laß mich in' Himmel 'nein trag'n vom Pfarrer."

— „In Himmel 'nein?"

— „Ja, in Himmel 'nein. Aber i mag net."

— „Warum denn net?"

— „Weil i noch jung bin und a Erbſchaft gemacht hab. Sonſt mecht' i ſchon, denn im Himmel iſch's herrli ſcheen!"

Nun war aber der welſche Schweinetreiber ein armer, alter Mann, der keine Erbſchaft gemacht und auch keine in Ausſicht hatte. So ſagte er: „Per dio! Geh, laß mi' ſtatt deiner in den Sack eini ſchliefen. I laſſet mi' recht gern in' Himmel 'nein tragen."

— „Geht ſchon gut! Mach! Eil di'! Knipfel den Strick auf! Schlief eini!"

Der welſche Schweinetreiber tat's. Michel ſprang heraus, lachte ins Geſtäude und trieb die Schweine, drei große und ſieben Ferkel nach Hauſe zu.

Der Pfarrer aber, leicht und froh, kam aus dem grünen Verſtecke, nahm den Sack, trug ihn zum Fluſſe, warf ihn hinein und rief: „So, rinn in d' Hell'n, du ſakriſcher Tuifl!"

Dann ging er, ein Maul voll Wein im Rößl nehmen, und davon heim.

Da ſaß Michel zwiſchen ſeinen Schweinen im Hof und ſang ſich ein luſtiges Lied.

— „Herrgott, Michel, biſcht net d'rſoff'n!?"

— „Na, Hochwürden, deesch grad net, aber zehn Schweine hab i, drei alte und sieben Ferkel. Hättscht mi tiefer eini g'schmiss'n, hätt i lauter alte, fette."

— „Wos isch, — tiefer?"

— „Jo, woascht, Hochwürden, die fetten san halt alli unten in der Tiefsten!"

Sakra, dachte sich der Pfarrer, der bei den Schweinen seine alte Häuserin ganz vergessen hatte: So a zehn, zwölf fette Schweine brauchet i auch! Und da er so deutlich Micheln, den er ins Wasser geworfen hatte, mitten unter leibhaftigen Schweinen sah, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Was ich Micheln getan habe, mag mir nun Michel tun. Bat den also wegen seines üblen Vorhabens um christliche Verzeihung und schlug ihm vor, was er sich gedacht.

Michel kratzte sich hinterm Ohr: „Ja, Hochwürden, wann i an Sack hätt' für Eure Dickt'n."

— „Nähscht halt mei' Bettuch z'sam, Michel!"

Und sie gingen miteinander ins Wittum, und Michel nähte den Pfarrer ins Bettuch. Dann nahm er ihn auf den Rücken.

— „Sakra, Hochwürden, du bischt sei schwaar! Da muß i an Tragerlohn ha'm!"

— „Nimm dir an Guld'nzettel aus'm Strumpf. Aber nit mehra! Ischt alles nachgezählt!"

— Du wirscht mi nimmer kantrallieren, dachte sich Michel, nahm den ganzen Strumpf, huckte den Pfarrer auf, trug ihn an den Fluß, warf ihn hinein und rief: „Nehmt sei bloß d'fetteschi', Hochwürden!"

Dann ging er heim und zählte den Strumpf aus. Es waren achttausenddreihundertundneunundsiebzig Gulden und dreizehn Kreuzer.

Der mutige Revierförster

König Leberecht, der ſchon in vorgerückten Jahren befindliche, aber immer noch recht rüſtige Beherrſcher eines angenehm im Gebiete der mittleren Zone gelegenen Landes, liebte es, die Büchſe im Arm, auf hohe Berge zu ſteigen und dort all das Wild zu erlegen, das man mit viel Mühe und Kunſt in die unmittelbare Nähe ſeines Feuerrohres brachte.

Auf dieſen Jagdzügen begleiteten ihn, der gerne Menſchen um ſich hatte, weil er wohl wußte, daß es für Fürſten nicht gut iſt, allein zu ſein, nicht nur eine Schar bevorzugter Männer des Hof- und Staatsdienſtes, ſondern auch eine wohlausgewählte Muſtergarnitur ſolcher Leute, die ſich durch ſachgemäße Überdeckung größerer Leinwandflächen mit Farbe oder durch andere Hantierungen von gewiſſermaßen künſtleriſchem Charakter in der Leute Mund gebracht und überdies durch die Annahme des Titels von Profeſſoren bewieſen hatten, daß ſie, obwohl keiner ernſthaften Beſchäftigung obliegend, doch Sinn für das bürgerlich Reputierliche beſaßen.

Es war, und deſſen war ſich ein jeder in des Königs Jagdgefolge wohl bewußt, eine große Ehre, mit Seiner Majeſtät durch die Felder und durch die Auen zu ſtreifen ſowie auf ſchmalen Pfaden die erhabenen Gipfel der Bergwelt zu erklimmen, die wie wenig anderes dazu angetan erſcheint, dem Menſchen einen Begriff davon zu geben, wie großartig die Welt iſt. Indeſſen, wie die meiſten Ehren, ſo war auch dieſe mit Anſtrengungen und Unbequemlichkeiten verbunden. Schon das Klettern allein erſchien den älteren Miniſtern, vortragenden Räten, Kammerherren und Kunſtprofeſſoren als eine im Grunde nicht ganz erfreuliche Muskelübung.

Denn, abgeſehen davon, daß der königliche Bergſteiger ſchon an und für ſich in ſeiner Eigenſchaft als Fürſt jenen elaſtiſchen und lebhaften Gang hatte, von dem wir immer in den Zeitungen leſen, wenn von einem in Bewegung befindlichen Landesvater die Rede iſt, war König Leberecht auch noch beſonders auf dieſen Sport trai-

niert, da er Zeit ſeines Lebens die meiſten freien Stunden, die ihm die Regierungsgeſchäfte ließen, hauptſächlich dazu verwandt hatte, ſich in der ebenſo geſunden wie vornehmen Kunſt des Kletterns auszubilden. Es wäre, wenn ihm die Schickſalsgöttinnen ſtatt einer Krone einen Gamsbarthut und ſtatt des Zepters einen Bergſtock in die Wiege gelegt hätten, zweifellos ein ebenſo vortrefflicher Bergführer geworden, wie er nun in Wirklichkeit ein ſcharmanter König geworden war.

Aber die böſe Notwendigkeit, mit den untrainierten Beinen des Untertanen den trainierten Beinen des Souveräns in gleichem Schritt und Tritt zu folgen, war noch nicht einmal die fatalſte Begleiterſcheinung jener ehrenvollen Jagdpartien. Das unangenehmſte waren die kalten Bäder, die die höchſt badeluſtige Majeſtät auf luftiger Höhe im ſchneekühlen Gewäſſer munterer Gebirgsbäche zu nehmen liebte, und von denen ſich keiner ihrer Begleiter ausſchließen konnte, da ſich der Waſſerſcheue ſonſt dem Verdachte ausgeſetzt hätte, daß er nicht unter allen Umſtänden geſonnen ſei, ſeinem höchſten Herrn überallhin zu folgen.

Wie viele miniſterielle, geheimrätliche, kammerherrliche, kunſtprofeſſorale Schnupfen die Erfüllung dieſer harten Untertanenpflicht im Laufe der Jahre zur Folge hatte, darüber beſteht keine Statiſtik, doch darf ruhig angenommen werden, daß ihrer viele und die meiſten davon hartnäckiger Natur waren. Denn nicht jeder verträgt zehn Grad Reaumur im Waſſer. Die Loyalität iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

Nach einem ſolchen Bade in der Höhe von eintauſendfünfhundert Metern bei entſprechender Waſſertemperatur begab es ſich nun einmal, daß der König, dem von der genoſſenen Waſſerkühle ſelber die Finger etwas klamm geworden waren, ſeine Toilette (mit gebotener Delikateſſe zu ſprechen) nicht ganz zu Ende führte. Anfangs bemerkte niemand dieſen Umſtand, da ein jeder nur von dem

einen Wunſche beſeelt war, die eigene geſunkene Blutwärme durch allſeitig luftdichten Verſchluß der Kleider wieder in die Höhe zu bringen. Als ſich aber ſpäter die königliche Jagdgeſellſchaft auf einem angenehmen Wieſenplane zur Raſt niedergelaſſen hatte, nahm man den kleinen, aber durch ſeine Örtlichkeit fatal auffälligen Mangel wahr.

Nun iſt ſolche Wahrnehmung ſelbſt unter gewöhnlichen Menſchen, wenn der eine nicht gerade die Frau des andern iſt, mit einer gewiſſen Peinlichkeit verbunden. Denn es handelt ſich hier, wenn man der Sache auf den Grund geht, um einen Umſtand, der geeignet iſt, das ſittliche Gefühl zu verletzen, um einen dolus eventualis auf dem beſonders heiklen Gebiete der Erbſünde ſozuſagen. Indeſſen, ſchließlich gibt ſich doch immer einer den gewiſſen Ruck, nimmt den Betreffenden (in den meiſten Fällen iſt es ein alter Profeſſor oder Dichter) beiſeite und flüſtert (wenn man das Wort „geradezu" im Wappen führt): „Sie, Ihr Hoſengürtel iſt offen", oder (wenn er delikater iſt) mit einem ſchnellen orientierenden Blicke: „Es iſt etwas bei Ihnen nicht in Ordnung." Ja es gibt ſogar Leute, die ſelbſt bei ſo peinlichen Gelegenheiten zu frivolen Scherzen aufgelegt ſind und etwa die Bemerkung machen: „Sie, verlier'n S' ſei' nix!"

Kann man aber ſo etwas einem Fürſten, einem Könige ſagen? Nein: man kann nicht! Der höfiſche Stil verſagt hier vollkommen. Es gibt durchaus keine Redewendung in der Phraſeologie des Umgangs mit Majeſtäten, die es ermöglichte, derlei vor ein allerhöchſtes Ohr zu bringen, als über welchem bei feierlichen Anläſſen nur durch ein paar Zentimeter getrennt eine Krone zu ſitzen kommt. Nicht einmal der mit allen Eſſenzen höfiſcher Eleganz und Wortbiegungskunſt gewaſchene Zeremonienmeiſter Baron von Bemſl, der doch eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete höfiſcher Linguiſtik iſt, und von dem man hoffte, er werde die ſchwierige Miſſion

übernehmen und ſo ſeinem dichten Lorbeerkranze als königlicher Hausdiplomat ein neues leuchtendes Blatt einverleiben, erklärte, dies überſchreite ſeine Fähigkeiten; dieſer Fall ſei von einer Heiligkeit, daß man ſeine Löſung nicht einer Menſchenzunge, ſondern der Vorſehung ſelber überlaſſen müſſe, die übrigens ſo, fügte er mit anmutiger Zuverſicht hinzu, noch immer bewieſen habe, daß ſie über das königliche Haus mit beſonderer Aufmerkſamkeit wache. Sohin (er liebte dieſes kuriale Wort) werde ihr auch dieſer Umſtand nicht entgehen, und ſie werde zweifellos Mittel und Wege finden, ihn zu beheben, ohne daß ſich ein ſchwacher Menſch den Mund zu verbrennen brauche.

— „Das iſt alles ſehr ſchön und ſehr gut, und ich bin ſchon von Reſſorts wegen der letzte, der an der Vorſehung zu zweifeln wagt," bemerkte der Kultusminiſter, dem es trotz eines kaum überſtandenen Schüttelfroſtes jetzt ſehr heiß zumute wurde, „aber ſie müßte äußerſt ſchnell eingreifen. Bedenken Sie, lieber Baron, daß uns am Fuße dieſes Berges eine Deputation der ländlichen Bevölkerung erwartet, darunter vier weißgekleidete Jungfrauen, von denen die jüngſte ein Huldigungsgedicht auswendiggelernt hat. Ich wette meinen Kopf, daß die Jungfrau aus dem Konzept kommt, wenn ihr Blick zufällig auf die derangierte Gegend fällt, und dieſe infamen Bauernlackel werden dem höchſten Herrn ſämtlich, ich ſagen Ihnen: ſämtlich nicht ins Geſicht ſehen, ſondern — ebendorthin. Mein Gott, mein Gott! Die Situation iſt von einer märchenhaften Scheußlichkeit. Wir können uns, ſo gern wir dazu bereit ſind, hier nicht auf höhere Mächte verlaſſen: wir müſſen ſelber handeln. Wozu ſind Sie denn Zeremonienmeiſter, wenn Sie ſofort verſagen, wo es einmal gilt, die durch einen tückiſchen Zufall bedrohte Würde des Königtums zu retten! Hic Rhodus! Hic ſalta! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Zeremonienmeiſter, der es bisher immer zu vermeiden ge-

wußt hatte, in Anwesenheit des Königs Schweiß abzusondern, war nicht imstande, die plebejische Feuchtigkeit zurückzudrängen, die ihm angesichts dieser grauenerregenden Perspektive auf die Stirn trat. Er fühlte die ganze furchtbare Verantwortung, die ihm diese entsetzliche Situation aufbürdete. Er sah das Ansehen des Hofes in Gefahr, die Regierung wanken, den Staat konvulsivischen Zuckungen preisgegeben. Vor seinem inneren Auge jagten sich Feuer, Pulverdampf und blutigrote Wogen der Rebellion. Vor allem aber bebte sein ganzes Gemüt und schoß molkig zusammen wie Milch, wenn's wittert, bei dem Gedanken, daß seine Stellung auf dem Spiele stand. Denn in der Tat, dieser Toilettenmangel gehörte in sein Ressort, da kein Kammerdiener zugegen war.

Sollte er vielleicht doch? . . . Sollte er nicht doch vielleicht mit dem Anstand, den er hatte, diskret sich in den Hüften wiegend, an den König herantreten und mit delikatem Augenniederschlag lispeln: „Majestät haben Allerhöchst geruht, zu vergessen, sich die . . ."

Aber bei allen Heiligen und Nothelfern, das geht ja doch nicht! Niemals noch, solange es Zeremonienmeister gibt, haben Zeremonienmeisterlippen derartiges zu einem König zu sagen sich erkühnt.

In seiner fassungslosen Verwirrung überfiel ihn die phantastische Idee, zu den Mitteln der Mimik zu greifen und, sich dicht vor Seine Majestät postierend, an sich selbst, gewissermaßen wie an einem Lehrphantom, scheinbar die Handlung vorzunehmen, die der König an seiner Kleidung tatsächlich unterlassen hatte.

Aber das war ja grotesk, skurril, Wahnsinn! Ebenso hätte er direkt hingehn und, an das respektive Kleidungsstück der allerhöchsten Person Hand anlegend, den Mangel brevi manu reparieren können — eine Vorstellung, bei der er fast in Tränen der Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Aber Verzweiflung ist ein zu gelindes Wort, um auszudrücken, in welchem Zustande sich das zeremonienmeisterliche Gemüt befand.

Es war der Auflöſung nahe. Schon konnte er kaum mehr ſeine Augen regieren, die immer nur den einen, ſich zu einem ungeheueren Schlund und Abgrund klaffend erweiternden Punkt ſuchten, der die ſchauderhafte Quelle dieſer unſäglich grauſamen Prüfung für ihn war. Gewaltſam mußte er ſeine Blicke von dort weg wenden, um ſie ziellos im Kreiſe herumirren zu laſſen. —

Ob denn nicht doch irgendeiner der Anweſenden es wagen würde?

An die Staats- und Hoffunktionäre ſich zu wenden, war ganz ausſichtslos: das fühlte er mit der Gewißheit des Erfahrenen. Aber vielleicht einer dieſer Kunſtprofeſſoren?! Unter ihnen, die ja auch ſonſt zu ſeinem Entſetzen oft genug gegen den höfiſchen Ton verſtießen, mußte doch einer zu finden ſein, der, wenn man ihm einen Orden oder einen Auftrag oder ſchließlich den perſönlichen Adel verſprach, das unerhörte, kaum auszudenkende Wageſtück unternahm.

Er zog jeden einzelnen beiſeite, bat, flehte, rang die Hände, verſprach ſchließlich den gebührenfreien Freiherrntitel und die Erblichkeit der Profeſſur in der Familie, eingeſchloſſen die weibliche Nachkommenſchaft, — nichts half. Alle erklärten, lieber eine Literflaſche Maſtixfirnis auf das Wohl des erhabenen Landesherrn leeren zu wollen.

Der Zeremonienmeiſter hatte das abſolut ſichere Gefühl, daß der jüngſte Tag herangebrochen ſei; in ſeinen Ohren dröhnten deutlich die Poſaunen. Da fiel ſein Blick auf den Revierförſter Meier, der hinter einem Baum ſaß und mit Mißmut konſtatierte, daß ſein Enzianſchnaps zu Ende war.

Ein letzter Hoffnungsſtrahl flackerte, aber nur ganz ſchwach, im Ingenium des halbtoten Hofmanns auf. Der Meiſter des höfiſchen Parketts trat zum Meiſter des gebirgigen Forſtes und entwickelte ihm, indem er ſich bemühte, durch leiſe Dialektfärbung ſeiner Sprechweiſe etwas Volkstümliches zu verleihen, den ganzen Kom-

pler der verhängnisvollen Verlegenheit hinzufügend, daß er, der biedere Mann aus dem Volke, allein befähigt und berufen ſei, den Hof, die Regierung, den Staat zu retten, indem er den König auf jenen Punkt aufmerkſam machte, auf jenen Punkt . . ."

„Das Hoſentürl? Wenn's weiter nix is?!" meinte Meier.

„Aber Sie dürfen natürlich nicht ſo geradezu, lieber Meier," flüſterte der Zeremonienmeiſter, dem doch etwas bange wurde bei dieſer ſchnellen Entſchloſſenheit des offenbar ganz ungeleckten Bären . . . „Sie müſſen durch die Blume gewiſſermaßen . . . von hinten herum ſozuſagen . . . abſtrakt . . ." Er fand durchaus nicht die populären Akzente. Das lag zu weit weg von ſeinem Reſſort.

„Verſteh ſchon! Natürlich! Ich kenn' mich aus. Von der Schleichſeitn zuweripürſchen muß ich mich. Nicht gleich mit dem Hoſentürl ins Haus fallen. Beileib! Beileib! Fein andrehn muß man ſo was. So, in der Art, daß der König meinen könnt', es wär' einem andern ſein Hoſentürl! . . . Schwer is ſchon. Aber ich hab' ſchon andere Füchſe gefangen."

Nach dieſen Worten überzeugte ſich der Revierförſter nochmals, daß ſeine Flaſche vollkommen leer war, ſchob ſie reſigniert in ſeinen Rucksack und ſtand mit der Miene eines Mannes auf, der heftig nachdenkt und zu allem entſchloſſen iſt.

Der Zeremonienmeiſter ſah ein, daß dieſer Mann, wenn nicht vorher der Himmel einfiel, binnen zwei Minuten das Unglaubliche zum Ereignis machen werde. Ihm ward zumute, als ob plötzlich der feſte Boden unter ihm zu wanken begänne; eine grauslich hohe Woge hob ihn, ſenkte ihn und führte ihn aufs hohe Meer hinaus, einem ungewiſſen Schickſal entgegen, das irgendwo den Rachen aufſperrte, ihn zu verſchlingen. Wie er bemerkte, daß der Revierförſter ſich in Bewegung ſetzte, fühlte er alle Schrecken der Seekrankheit in ſeinen Eingeweiden. Wie durch einen Schleier, einen gelbgrauen Nebel ſah und hörte er, was ſich nun begab.

Der Revierförſter Meier ging gerade auf den König zu, ſah ihn aus ſeinen katzengrauen Augen zutraulich von unten an, nahm ſeinen bis ins Zeiſerlfarbene verſchoſſenen, vor ſehr langer Zeit einmal dunkelgrün geweſenen Hut ab und — machte eine Verbeugung. Sodann ſetzte er ſeinen Hut wieder auf und ſtand ſtramm.

Mit dem ſcharfen Blicke, der ihn ſtets auszeichnete, bemerkte König Leberecht, daß dieſes durchaus reglementswidrige Gebaren ſeinen Grund in etwas Beſonderem haben müſſe, und er fragte mit dem huldvollſten Tone, der das erſte iſt, was ein richtiger König ſich anzueignen keine Mühe und Übung ſcheut:

„Na, Meier, was gibt's?"

(In dieſem Augenblicke gab es dem Zeremonienmeiſter einen ſchmerzlichen Ruck, und er ſah ſich direkt vis-a-vis dem Rachen des Ungeheuers, das ihn verſchlingen wollte. Sein Herzſchlag ſetzte aus. Ein überlebensgroßer Knödel kroch in ſeiner Speiſeröhre mit einer unangenehm ſchlickernden Abart des Rollens empor und verſetzte ihm auch den Atem. Sein letzter Gedanke war der Orden vom heiligen Kajetan, von dem er ſchon lange träumte. Dann Nacht und Vernichtung.)

Meier aber trat einen Schritt vor und ſprach mit der markig feſten Stimme des deutſchen Mannes, der keine Menſchenfurcht kennt: „Ich möchte bloß die hohen Herrſchaften was fragen."

Alles war ſtarr. Keiner begriff. Auch König Leberecht nicht. Aber ſein Ton war doch noch immer huldvollſt, als er ſagte: „Fragen Sie nur zu, Meier!"

Und Meier ließ ſeine Stimme fröhlich erſchallen und ſprach: „Wie wär's denn, meine Herrſchaften, wenn wir alle miteinander unſere Hoſentürln zumachten?"

Eine Reflexbewegung ſeiner Hände belehrte den König über den Sinn dieſer rhetoriſchen Frage. Er richtete, was zu richten war, und lachte dann ſo herzlich laut auf, daß ſeine Umgebung

überzeugt sein konnte, es sei durchaus im Sinne der Etikette gehandelt, wenn sie mitlachte. Und da es zugleich ein Lachen der Befreiung war, war es ein brausendes, dröhnendes, herzerfreuendes Lachen.

Selbst die Spechte, die die hohen Stämme der Fichten bepochten, hielten mit Hämmern inne und lachten mit.

Der Zeremonienmeister aber erwachte unter diesem Ensemblesatz des Vergnügens zu neuem Leben und fand sogleich, daß es unschicklich sei, in der allerhöchsten Nähe zu wiehern, wie unerzogene Rösser. Wäre ihm nicht gleichzeitig jener fatale Knödel gottlob zergangen und verschwunden, so daß er wieder frei atmen und sich im Vollbesitze seiner Contenance fühlen konnte, hätte er noch einen schlimmeren Vergleich gewählt.

König Leberecht aber sprach, indem er dem Revierförster eine Zigarre anbot (die dieser jetzt noch und mit der ausgesprochenen Absicht, daß sie bis ans Ende der Tage dort bleiben soll, in seinem Glaskasten aufbewahrt): „Meier, Sie sind ein ganzer Kerl. Schade, daß ich Sie nicht in der Regierung verwenden kann. — Ja, meine Herren," und damit wandte er sich zu den übrigen: „das Volk, das Volk! . . . Es ist eine schöne Sache um das Volk . . .!"

Dann stieg er langsamer, als es sonst seine Art war, in tiefes Sinnen versunken, den Berg hinab, an dessen Fuße ihn ein junges Mädchen in weißen, gestärkten Kleidern mit den Worten begrüßte:

Wir jauchzen laut mit Herz und Mund
In dieser gnadenvollen Stund'.
Wo uns das Glück geschieht,
Daß seinen König Leberecht
Das biedere Landvolk treu und echt,
In seiner Nähe sieht.

Es steht sein hochberühmter Thron
Seit mehr als tausend Jahren schon

In unſerer Mitte feſt.
Drum lieben wir ihn auch ſo ſehr,
Wie wenn er unſer Vater wär',
Der keinen je verläßt.

Er weiß, daß in der Landwirtſchaft
Beruht des Staates größte Kraft,
Drum liebt ihn für und für
Der ſchwergeprüfte Bauersmann
Und hält als treuer Untertan
Ihm offen jede Tür.

Bei dieſen Worten ſtellte ſich bei Seiner Majeſtät eine Ideenaſſoziation ein, die ein Lächeln des königlichen Mundes zur Folge hatte, woraus alle anweſenden Gemeindevorſtände aufs neue die Überzeugung gewannen, daß der hohe Herr nach wie vor den Intereſſen des Nährſtandes ſeine beſondere Huld zuwendete.

Die Haare der heiligen Fringilla

Es lebten einmal (wer weiß, wie lange es her iſt), durch das Band des heiligen Sakramentes der Ehe rechtmäßig und katholiſch miteinander verbunden, in einem ſchönen Schloſſe ein Prinz und eine Prinzeſſin. Den Prinzen wollen wir Flodoard, die Prinzeſſin aber Eulalia nennen, — denn wir haben uns aus dem Taſchenbuch der fürſtlichen Häuſer davon überzeugt, daß es keinen Prinzen Flodoard gibt, der mit einer Prinzeſſin Eulalia ehelich und katholiſch verbunden wäre.

Der Prinz, — nun, das war ein ganz annehmbarer Herr. Hübſch wohl eigentlich nicht, auch nicht gerade aufdringlich intelligent, aber er konnte ſo mit hingehen und machte mit den anderen Prinzen ſeines Hauſes eine ganz harmoniſche Gruppe. Eine roſige Hautfarbe, gehoben durch einen kohlpechrabenſchwarzen Spitzbart und muntere, ganz hellblaue Augen, alerte Bewegungen, die Kleider direkt aus London, — wer mehr verlangt, iſt unverſchämt. Zudem ſtrich er die Kniegeige und war ein Gönner der mimiſchen Künſte.

Prinzeſſin Eulalia ermangelte der Reize, die in Märchenbüchern und Zeitungsberichten den Prinzeſſinnen anzuhaften pflegen. Dafür entſtammte ſie aber auch einem grauſam alten Fürſtenhauſe, das infolge ſeiner unerhörten Vornehmheit eigentlich auf fortwährende Inzucht angewieſen und daher auch noch durch allerhand kleine geiſtige Schönheitsfehler ausgezeichnet war. Wir müſſen es uns verſagen, darauf näher einzugehen, weil wir weder die Abſicht noch den Beruf haben, ein Lehrbuch der Pſychopathologie mit beſonderer Berückſichtigung der älteſten Dynaſtengeſchlechter zu ſchreiben, und es muß uns genügen, auf die ſpezielle Form hinzudeuten, in der die pſychiſchen Leberflecke bei der Prinzeſſin Eulalia auftraten. Die hohe Dame war, um es mit der gebührenden Delikateſſe auszuſprechen, religiös etwas ſtark empfindlich. So bekam ſie z. B. Zuſtände epileptoider Natur, wenn ſie genötigt geweſen war, einem

Ketzer die Hand zu reichen; erſt eine dreiſtundenlange Waſchung in reichlich mit Weihwaſſer verſetzter Eau de Cologne war, wie ſie behauptete, imſtande, die alſo beſudelte Hand wieder in den früheren Zuſtand rechtgläubiger Immakulanz zu verſetzen. Dies nur ein Beiſpiel, dem wir noch eine ganze Reihe ähnlicher anzufügen vermöchten, wenn wir nicht vorzögen, zu unſerer eigentlichen Geſchichte zu kommen.

Prinz Flodoard wußte die Ehre wohl zu ſchätzen, die darin lag, daß er mit einem, wenn auch etwas welken Sproß jenes grauſam alten Fürſtenhauſes durch die Ehe verbunden war, aber er huldigte der vielleicht frivolen, aber begreiflichen Anſchauung, daß dieſe Ehre ihn nicht an dem Genuſſe derjenigen Vergnügen hindern zu müſſen brauchte, die ihm jene Ehe nur in unvollkommenem Maße gewährte. — Wie wir ſchon erwähnten, ſchenkte er den mimiſchen Künſten den Vorzug ſeiner Gunſt. Wäre ſein Intereſſe nur von der oberflächigen Art geweſen, wie ſie auch in den bürgerlichen Schichten des Volkes auftritt, ſo würde er ſich darauf beſchränkt haben, es von ſeiner Loge aus zu betätigen: da er aber ein Mann von Gründlichkeit und überdies einer jener vorurteilsfreien Prinzen war, die auch die direktere Berührung mit den Untertanen nicht ſcheuen, ſo überſchritt er die Schranke, die ihn von den darſtellenden Künſtlern trennte, und begab ſich ſo oft, als es nur ging, d. h. ſtets dann, wenn er ohne ſeine hohe Gemahlin das Theater beſuchte, hinter die Kuliſſen. Nur ſo, ſagte er ſich, kann ich mit dieſer wunderlichen Welt in innigeren Kontakt kommen. Und ſo war es.

Das Fräulein hieß Fanni und verkörperte die heroiſchen Weiblichkeiten jüngeren Alters. Denn ſie beſaß eine ſtarktönende Stimme, lange Beine, volle Arme, glutvolle Augen und einen Buſen, der jeder vorgeſchriebenen Wallung gewachſen war.

Ob Fanni den Ruhm einer großen Künſtlerin verdiente, das mögen auf Ehre und Gewiſſen jene Herrſchaften entſcheiden, die

in der Stadt ihrer Tätigkeit über dieſe Dinge gegen das übliche Zeilenhonorar zu Gerichte ſitzen; an uns iſt es lediglich, zu konſtatieren, daß Prinz Flodoard in jeden gewünſchten Kontakt mit ihr kam und keine Urſache hatte, daran zu zweifeln, daß ſie Temperament beſaß und heroiſcher Anſtrengungen fähig war.

Somit wäre alles gut geweſen, und wir brauchten dieſe Geſchichte nicht zu ſchreiben, wenn nicht Prinzeſſin Eulalia durch eine boshafte Manikure (mit der Fanni einen kleinen Raufhandel gehabt hatte) von der Sache Wind bekommen hätte.

— „Oh!" ſagte ſie, „oh!" und ließ ihren Beichtvater kommen.

Pater Ivo war ein Kapuziner von der verehrungswürdigen Einfalt eines frommen Greiſes und dem treuherzigen Glauben eines unverdorbenen Kindes. Seit mehr denn fünfzig Jahren trug er ſeine Kutte und wußte nichts mehr von der Welt und ihrer Argliſt, denn was er davon gewußt hatte, hatte er vergeſſen. — Dieſem wackeren Mönche alſo erzählte Prinzeſſin Eulalia mit ſanft umſchreibenden Worten das Greuliche und fragte zum Schluß: „Was iſt zu tun? Was kann hier helfen?"

— „Nichts, als die Haare der heiligen Fringilla," antwortete Pater Ivo.

— „Ah!" ſagte die Prinzeſſin.

— „Ja!" ſagte der Pater.

— „Nämlich," fuhr er fort, „die Haare der heiligen Fringilla, auf der bloßen Bruſt in einer geweihten Kapſel aus dem Holze des Judasbaumes getragen, haben die Kraft, die böſen Lüſte zu vertreiben, indem ſie ſie im eigentlichen Sinne hinfällig machen, ſo zwar, daß . . ."

— „Ich verſtehe," ſprach die Prinzeſſin, indem ſie zu den übrigen Falten ihrer Stirn noch eine bekam; „das wird das richtige ſein. Wie aber und woher bekommen wir ſo ſchnell Haare von der heiligen Fringilla und Holz vom Judasbaume?"

— „Hier," antwortete Pater Ivo prompt, griff in ſeine Kutte und brachte eine Kapſel zum Vorſchein, „hier ſind Haare und Kapſel. Ich bedarf ihrer ohnehin ſchon längſt nicht mehr," fügte er mit einem milden Lächeln hinzu.

Die Prinzeſſin nahm die Kapſel mit Dank und Andacht entgegen und hätte ſie gerne geküßt, wenn ſie nur etwas gelüftet geweſen wäre. So mußte ſie ſich begnügen, ſie mit Devotion zu betrachten. Das Ding ſah eigentlich wie eine der alten Taſchenuhren mit hohem, rundem Glasdeckel aus, nur daß unter dem Glas kein Zifferblatt, ſondern, auf einem Pölſterchen von weißem Samt, eine Anzahl brauner, ganz, ganz feiner ſchlichter Haare zu ſehen war, die ſich faſt wie Seidenfäden ausnahmen, ſo fein waren ſie.

Mit dieſer Kapſel in den überaus weißen und natürlich hellblau geäderten Händen begab ſich die Hoheit Eulalias in die Gemächer ihres Gatten, der eben die Kniegeige traktierte, indem er den ganzen Schmelz ſeiner Empfindungen für Fanni auf ihre vibrierenden Saiten ſtrich. Als er ſeine hohe Gemahlin bemerkte, beendigte er die empfindungsreiche Piece mit einer mehr ausdrucksvollen als harmoniſchen Figur und ſah den Sproß des grauſam alten Fürſtenhauſes fragend an.

Der Sproß aber ſprach: „Nimm, mein Geliebter, hier in dieſer Kapſel aus dem Holze des Judasbaumes einige Haare vom Scheitel der heiligen Fringilla, hänge die Kapſel um deinen Hals und trage ſie fürderhin auf deiner bloßen Bruſt."

Was hat ſie denn? dachte ſich Prinz Flodoard: es herrſchen doch nicht die Pocken oder der Typhus in unſerer Stadt, und ich bin überdies in der Unfallverſicherung! Sprechen aber tat er ſo: „Aus welchem Grunde wünſcheſt du dieſes?"

— „Es iſt gut gegen allerlei Anfechtungen," erwiderte mit Betonung und einem eigentümlich bohrenden Blicke die Prinzeſſin.

Der Prinz hatte eine bange Empfindung, nicht unähnlich der,

die auch Prinzen haben, wenn ſie beim Zahnarzt ſind und dieſer die elektriſche Bohrmaſchine herbeizieht. Daher ſprach er ſchnell: „Ich danke dir ſehr für dieſe Aufmerkſamkeit. Wie du weißt, habe ich ſtets zu den beſonderen Verehrern der heiligen Fringilla gehört."

Die Prinzeſſin neigte hoheitsvoll, aber nur ein bißchen das Haupt und ſprach: „So wirſt du, hoff ich, immer und überall, ſtets und wo du auch biſt, jederzeit und bei allen Gelegenheiten eingedenk ſein, weſſen Haare du auf deiner Bruſt trägſt, ſo daß ſchon der Gedanke allein deinen Fuß vor jedem Straucheln behüten wird, abgeſehen von der magiſchen Kraft der heiligen Haare ſelber."

Daß ſie etwas weiß, iſt ſicher, dachte ſich der Prinz. Es iſt doch ſcheußlich, daß in dieſem Neſte alles auskommt. Sprechen aber tat er ſo: „Du kannſt dich in jeder Hinſicht vollkommen beruhigen, meine Teure. Ich werde die Kapſel ſofort umhängen und gewiß immer an ſie denken. Überdies iſt ſie, wie ich ſehe, ſo voluminös, daß ich ſie unausgeſetzt fühlen werde."

Prinzeß Eulalia tat, was ſie nur ſelten zu tun pflegte: ſie lächelte. Und indem ſie lächelte, ſprach ſie: „Daran erkenn' ich meinen Pater Ivo; er denkt an alles." Prinz Flodoard aber dachte ſich: Es wird höchſt unſchick ausſehen, wenn dieſer Knollen die Hemdbruſt aufbeult. Man wird denken, daß ich eine Hühnerbruſt habe.

Indeſſen, umhängen mußte er ſich die Kapſel doch.

* * *

Am Abend desſelbigen Tages, da ſich dieſes begeben hatte, befand ſich Flodoard (denn in ſolcher Geſellſchaft wollen wir ihn bloß Flodoard ſchlechthin nennen) bei Fanni. Es war ein ſchwüler Sommerabend, von der Art, wie die Dichter ſie bevorzugen, wenn ſie auf hitzige Ereigniſſe kommen wollen. (Doch wünſchen wir mit ſolchen Dichtern nicht verwechſelt zu werden, denn wir haben keinerlei hitzige Abſichten, — vielmehr wird dieſe Geſchichte gleich aus ſein.) Flo-

doard ſowohl wie Fanni befanden ſich in jenem leichten Koſtüme, in dem man ſich nur dann am offenen Fenſter zeigt, wenn man kein Vis-a-vis hat. Das Fannis war aus Seide und roſarot, das Flodoards dagegen, bis auf die große rote Krone unter der Bruſtkrauſe durchaus weiß und aus Batiſt. Der Schwüle wegen hatte Flodoard es unterlaſſen, den weißen Kragen ſeines Gewandes zu ſchließen, ſo daß der Hals ſowohl wie ein Teil der Bruſt ſichtbar ward, und ſo kam es, daß Fannis Blick unter anderem auch auf die uns hinlänglich bekannte Kapſel fiel.

Es war vielleicht indiskret, daß ſie es tat, aber Fanni fragte, indem die roſarote Seide ſich dem durchaus weißen Batiſte näherte: „Schau, was haſt du denn da hängen?"

Es war vielleicht frivol, daß er es tat, aber Flodoard antwortete, indem der durchaus weiße Batiſt die Berührung der roſaroten Seide ſanft erwiderte: „Das ſind Haare vom Scheitel der heiligen Fringilla."

— „Die helfen gewiß gegen Erkältung," meinte Fanni.

— „Nein, ſie ſollen vielmehr gegen Erwärmung helfen," witzelte Flodoard.

— „Haare von einer Heiligen hab' ich mein Lebtag nicht geſehen, die muß ich mir näher anſchaun," entſchied Fanni, hing dem witzigen Herrn die Kapſel ab und ging damit zum offenen Fenſter.

Obwohl wir vorhin bemerkt haben, daß es ein ſchwüler Sommerabend war, als ſich alles dies begab, erhob ſich doch plötzlich in den hohen Bäumen des Parkes, nach dem hinaus die Fenſter der neugierigen Heroine gingen, ein Wind und entführte („auf ſeinen Fittichen" wollen wir ſagen, weil es ſich um verehrungswürdige Gegenſtände handelt) die Haare der heiligen Fringilla in das grünſchwarze Dämmericht. Allwiſſend, wie wir es dank unſerer Eigenſchaft als epiſcher Dichter ſind, können wir hinzufügen, daß ein junger Spatz, der eben ſein erſtes Verhältnis mit einer faſt noch

weichſchnäbeligen Spätzin hatte und ſich in einem verlaſſenen Starkaſten der ausgelaſſenſten Flitterwochen erfreute, unverſchämt genug war, die zarten Reliquien mit ſeinem frechen Schnabel in freier Luft aufzufangen und ſie mit den Worten: „Gute Polſterung iſt das ſicherſte Fundament eines liebevollen Lebens“ ſeiner Geliebten unter die warme Baſis zu ſchieben. Habent ſua fata capilli.

Fanni, die offenbar nicht mehr Gewiſſen als eine Spätzin hatte, geriet über die Entführung der Haare nicht etwa in Verzweiflung, ſondern ſagte bloß kurzhin: „Weg ſind ſie!“

Aber Flodoard, der an die Dame aus dem grauſam alten Herrſcherhauſe dachte, rief erſchrocken aus: „Kruzi Türken, das iſt aber 'mal unangenehm!“

Worauf die Heroine eine ſpöttiſche Naſe machte, indem ſie ſich einer bei Menſchen ſonſt ſeltenen Fähigkeit bediente, die darin beſtand, daß ſie auf dem Naſenrücken ein paar Längsfalten erzeugte. Dazu ſprach ſie: „Du haſt aber auch immerzu Angſt vor deiner grauslichen Hoheit. Übrigens macht das gar nix. Ich leg' einfach ein paar Haare von mir in die alte Tombakuhr.“

Flodoard fand das im erſten Augenblick ingeniös, aber dann wurde er verzagt: „Das geht ja nicht; du haſt ja blonde Haare.“

* * *

Dies iſt die Peripetie der Geſchichte. Hier ſetzt das Wunderbare ein. Die ſonſt nie verſagende Füllfeder des Dichters erlahmt in dieſem Augenblicke und vermag nur das Äußerliche der mirakuloſen Begebenheit zu regiſtrieren: Fanni kicherte und ging ins Nebenzimmer, von woher man das Schnippſen einer Schere und ein nochmaliges Kichern vernahm.

* * *

Am nächſten Morgen, als Prinz Flodoard an der Seite ſeiner

hohen Gattin erwachte, ſah er, daß dieſe im Bette aufgerichtet ſaß und mit ſtarren Augen in die Kapſel ſah, die ſie ihm im Schlafe abgenommen hatte.

Der Prinz erſchrak heftig und fragte: „Wa .... Was tuſt du denn da?"

Prinzeß Eulalia ſtarrte weiter und flüſterte faſt ekſtatiſch: „Flodoard, ſage mir, haſt du die Kapſel geöffnet?"

Der Prinz antwortete hurtig aber ſanft: „Nein, meine Teure, das tat ich nicht."

Prinzeß Eulalia ſandte die Widerhaken zweier Inquiſitorenblicke in ſeine Seele und flüſterte noch ekſtatiſcher: „Schwöre, daß du die Kapſel nicht geöffnet haſt!"

Der Prinz überlegte ſich den Sachverhalt und ſprach dann mit Feſtigkeit: „Ich ſchwöre."

Die Prinzeß erhob ihre Augen zum Betthimmel, als ob dort, wo ſich die Falten des Mulls in einem gekrönten Bauſch trafen, etwas Unerhörtes zu ſehen ſei.

Auch Prinz Flodoard wandte ſeine Blicke dorthin, doch war es ihm nicht gegeben, irgend etwas Beſonderes zu bemerken.

* * *

An dieſem Tage wurde Pater Ivo zu früherer Stunde als je ins Schloß berufen. Prinzeſſin Eulalia empfing ihn mit allen Anzeichen feierlicher Gehobenheit. Und ſie ſprach: „Mein teurer Pater, ich glaube, daß die Gnade bei uns eingekehrt iſt."

— „Sie kehrt bei allen ein, die rechten Sinnes ſind," antwortete der fromme Greis. „Aber: wieſo?"

— „Seht her," antwortete die Prinzeſſin, — „die Haare der heiligen Fringilla haben Locken bekommen!"

— „Oh!" rief der Pater aus, „oh! oh! oh! Wie heiß muß die Bruſt des Prinzen ſein!"

Die Prinzeſſin nahm einen ſtrengen Ausdruck an: „Wie? So weltlich erklärt Ihr dies? Und ſelbſt wenn es die Bruſt meines Gatten geweſen wäre, die dies vermocht hat, — wäre es nicht ein Wunder? Schlichte Haare, die zu Locken werden, ohne daß man ſie wickelt oder brennt?!“

— „Ja, es iſt ein Wunder!“ entſchied der Mönch, der ſich ſeiner rationellen Anwandlung ſchämte.

— „Aber was mag es bedeuten?“ fragte die Prinzeß.

Pater Ivo überlegte eine Weile, durchdachte alle Wunder ähnlicher Art, erwog, verwarf, verglich, ſchied aus und ſagte ſchließlich was folgt: „So iſt es, meine erhabene Tochter; merket wohl auf! So und nicht anders: Gleich einem göttlichen Zugpflaſter haben die Haare der heiligen Fringilla alle böſe Brunſt aus dem Herzen Eures hohen Gatten gezogen und ſind ſo im Feuer verbotener Lüſte zu Locken geworden! Nicht zufrieden damit, ein Abwehrmittel zu ſein, ſind ſie ein Heilmittel geworden. Preiſen wir die Macht der Gnade! Der Prinz iſt für alle Zeiten gerettet! Meine erhabene Tochter darf fürderhin ruhig ſchlafen!“

* * *

Von dieſem Tage an erhielt Prinz Flodoard ſogar den Hausſchlüſſel.

Daß die Kapſel aber wirklich eine wunderbare Kraft in ſich ſchloß, bewährte ſich, ſooft er ſie nur anſah; denn regelmäßig folgte dieſem Blicke der Befehl an ſeinen Kutſcher, ihn nach dem Hauſe zu fahren, deſſen Fenſter nach dem Parke gingen, in dem die echten Haare der heiligen Fringilla jenem Spatzenpaare zum Polſter dienten.

Die Stimme des Blutes

Nach Eugen Demolder

Das alte Schloß

Am Rand des Fluſſes ſtand das Schloß, in dem Walburga geboren worden war. Seine breiten Grundmauern ſtemmten ſich in den Fluß ſelber, und wenn die Schwäne, langſam, feierlich, zum jenſeitigen Ufer ruderten, ſo ſchien es immer, als ſetzte ſich auch das alte Mauerwerk in Bewegung, um über die Schelde zu gleiten. Und Walburga ſtellte ſich vor, es zögen die Schwäne den ſteinernen Rieſen wirklich mit ſich in ihrer blinkenden Waſſerſchleppe. Aber jahrhundertelang ſtand nun das Schloß geſtemmt und feſt und ohne zu wanken, und Geſchlecht auf Geſchlecht der weißen Vögel hatte ſich vergebens gemüht, es in die Schlingen ſeiner Ruderwellen zu ziehen.

Einſt ging hier das Leben ſo: im erſten Frühſchein blieſen auf den Türmen die Herolde ihren Weckruf durch den Zinnenſpalt, ſüdwärts nach Flandern, nordwärts nach Zeeland. Im Glaſt der Morgenröte blinkten ihre Meſſinghörner, und ihr Fanfarenruf, hallend von Burg zu Burg, zerriß die Nebel. Dann ſenkte ſich die Zugbrücke. Und die vlämiſchen Bauern kamen heran und trugen herbei: Milch in Krügen aus Stein, Früchte in Körben aus Weidenzweigen, Fiſche in tropfenden Netzen und den erlegten Eber auf ihren Schultern. Im Hofe rauſchte der Brunnen, auf dem, ganz eiſern, König Sutorius Bonbon von Tongres ſtand und die abgehackte Hand des greulichen Rieſen Antigon ſchwang. Die Mägde, helle Häubchen auf den blonden Haaren, füllten die kupfernen Eimer mit friſchem Waſſer; dann gingen ſie wieder in die Korridore zurück, mit ihren nackten Armen raſch die ſchweren Vorhänge hebend, die deren Eingang verdeckten. War auch der Himmel trübe: wohin man ſah, war Heiterkeit. An Kirchweihtagen flatterten die Banner über den Schießluken, und auf den Balkonen, wo die Waſſerſpeier ihre Fratzenrachen aufriſſen, ſtanden die Grafen

und lachten unter ihren Kronen. Der Schloßherrin zierlich die Hand zur Stütze bietend, ſtiegen ſie die große Treppe hinab, hinter den Minneſingern im weißen Pelzwams her, die auf ihren Flöten bliesen; und ſie gingen in das Dörfchen unten und ſahen den ländlichen Tänzen zu. War es aber Herbſt, ſo ritten ſie auf ihren ungebärdigen Roſſen zum Jagen, die Saufeder in der Fauſt, die Armbruſt zur Seite; ein Dolch ſchlug gegen ihre Schenkel, und ein Straußenſtutz, der dreihundertmal ſein Gewicht in Gold gekoſtet hatte, nickte von ihrer Mütze. Die Gräfinnen ritten hinter ihnen drein; auf ihrer vollen Bruſt prangte als Einſatz ihr Wappenſchild. Dann, hinter der roten Meute, das Pagenvolk im kurzen Überrocke, den Falken auf der Fauſt, einen kurzen Dolch im Hoſenſchlitz. Wie lachten die Jungen in der Luſt des Aufbruchs unter ihren joniſchen Mützen aus Ziegenfell!

Jetzt iſt das Schweigen der Herr im Schloß. Die Pfefferbäume verdorren, in den Türmen klaffen Riſſe; aus der Seite des einen wächſt eine Birke und läßt ihr Gezweig über den Graben wehen. Stein auf Stein bröckelt ab und fällt zwiſchen die Waſſerroſen des Grabens, und jedem Falle antwortet ein Seufzer aus den Ruinen, ein Murmeln im Waſſer. Und Walburga, der letzte Sproß des Grafengeſchlechtes, iſt nie über die Zugbrücke ins Land hinausgeſchritten. Denn Bertrane, ihre Amme, hat ihr als Kind geſagt und ſagt es ihr noch immerzu: „Niemals, Walburga, darfſt du aus dem Schloſſe gehen, denn überall lauern im Lande Gefahr und Hinterhalt; Erde und Waſſer ſind ſo voll Unheil wie der Donner des Himmels.“ So kennt die junge Schloßherrin kein Stäubchen von der Welt, als was ſie von ihren Fenſtern aus erblicken kann; die ſchwarzen Sümpfe und die weißen Störche; die langſamen Schiffe auf der trägen Schelde; den ſchnurgeraden Kanal zwiſchen Ulmenreihen. Dann hat ſie noch Herden geſehen, hinter denen der Ochſenhirte herſchritt, auf ſeinem Horne blaſend,

und Zigeuner auf der Landstraße, und die Rabenscharen auf den Nußbäumen des Dammes. Nun ist sie sechzehn Jahre alt. In ihrem rosigen, ruhigen Antlitz träumen blaue Augen; wie das Morgenrot auf Lilien, so leuchtet ihre Stirne rein. Gleich ihren Ahnen ist sie blond. Aber ein Miniaturenmaler aus Brügge, der einmal während der Dämmerung unter den Mauern des Schlosses vorbeiging und die junge Gräfin sah, die noch am Fenster stand, sagte aus, ihr dunkles Auge brenne heiß unter schwarzen Wimpern, und ihr Antlitz sei von stetiger Blässe. Als man das Vertrauen erzählte, erschrak sie heftig, beruhigte sich aber bald wieder: was soll so ein einfältig Kind wohl zwei Gesichter haben? Im Widerschein der Abendhelle sieht vieles verändert aus.

* * *

Die Stunden

Seit ihre Mutter, die weiße Habane, tot war, die einst, als sie einsam den Eisvogel jagte, in einem Schneesturm verschwand, lebte die Grafentochter nun hier in dem traurigen Schlosse.

In Plünderungszeiten hatten Kriegsknechte davongeschleppt, was an Siegestrophäen aus früheren Tagen vorhanden gewesen war: krumme Türkensäbel aus den Zügen ins heilige Land, alte Partisanen, Netzstecher, Degen, Dolche und drehbare Armbrüste. Aber auch die Chorpulte hatten sie zerbrochen, die Ofenbänke, die Anrichten; die Betten waren zerrissen worden, die Decken besudelt, die Bilder in ihren Schreinen zerstört; verbrannt die Gildenbanner und die Stickereien von Beauvais, auf denen die Gerechtigkeit Kaiser Ottos in Seide leuchtete. Die wilden Kriegsgesellen hatten sogar das Reliquienkästchen mitgehen heißen, auf dem die Edelsteine in der Form von Gazellenaugen geschliffen waren, und das

der Biſchof von Utrecht einſtmals den Grafen gegeben hatte. Und auch die heilige Lampe war fort, die von einer goldenen Taube angezündet wurde.

Hier wuchs Walburga auf, in dieſen Schatten zerſtörter Mauern, wo ein Nachzittern von Grauſen und Gotteslästerung war. In Sälen atmete ſie, die bei Nachtzeit niemand zu betreten wagte, und wo die Sonne ſich vergeblich mühte, halb verwaſchene Blutflecke ganz aufzuzehren. Angſt ringsum. Die alte Bertrane öffnete nur mit Schaudern die Türen des Turmes, wagte ſich nicht in den Keller hinunter, ließ die Ziſternen feſt bedeckt und brachte es nie über ſich, im Dunkeln zu bleiben. Die Plünderer hatten alle Zimmer und Säle ausgeräumt und nichts als die nackten Wände ſtehen laſſen; nun waren die älteſten Möbel von den Speichern geholt worden, ſie, die den frühen Vorfahren gedient hatten. Da ſah man auf den Armſtützen der Stühle noch die ſchwarzen Spuren der Hände und auf den Lehnen Schatten von Köpfen. Einige Stücke ſtammten noch aus den Zeiten des großen Karl. Hier, inmitten dieſer Dinge, die hinſtarben, ſaß das junge Mädchen und blätterte in alten Gebetbüchern mit violetten Blumen und ausgetuſchten Bildchen. Gern ſah ſie darin die myſtiſchen Gärten an, wo gelbe Schmetterlinge flogen, gekrönte Heilige barfuß auf Maßliebchenwieſen gingen und in der Ferne über hügelige Wege geſchiente Ritter auf weißen Roſſen hergeritten kamen. Oder ſie ſpielte auf einem Pſalterion, das vier Schallöcher und ſechs ſilberne Saiten hatte. Mit einer Adlerfeder ließ ſie die klingen. Auch ſpinnen lernte ſie. Bertrane trug den alten Spinnrocken herbei, der hell glänzte, wie reife Felder in der Sonne, und den ein ausgebleichtes Band umwand. Ruhig gab Walburga all ihre Aufmerkſamkeit der Arbeit, wenn ſie daſaß und es ausſah, als entwirkte ſie Haare der Engel. Spitzen klöppelte ſie auch und nahm ſich als Muſter zuerſt die Spinneweben und den gekreuzten Furchen-

lauf der alten Mauern. Im Winter ſah ſie das wunderliche Gewebe der Fäden des Reifes an, wie es leuchtete gleich Salz im Feuer, und wie es von kriſtallenen Sternen beſetzt war. War Glatteis, ſtieg ſie abends in den Hof hinab; da war der Brunnen ſtill, und die Mauern glänzten im Kuß der Sterne. Der Boden aber war wie ein Teppich von Diamanten. Da, in dieſem weißen Leuchten, glaubte das Edelfräulein im Feenlande zu ſein, und ſie beugte ſich nieder zu dem brennenden Glanz. Aber, wenn dann draußen auf der Schelde das Eis krachte, lief ſie erſchrocken ins Haus. Und die alte Bertrane ſagte: „Schäfchen, wer wird aus dem Schloſſe gehen! Ah, wer weiß, was für ſchreckliche Dinge in der Finſternis ſind! Da gehen Gott weiß was für Tote um."

Die gute Alte wußte wohl, daß ein Tag kommen werde, da Walburga das Schloß verlaſſen würde, auf Nimmerwiederkehr, und in demſelben Augenblicke würde ſie, die alte Amme, um hundert Jahre älter werden und nach wenigen Tagen ſterben. Walburgas Mutter hatte es ihr verkündet, als eines Abends ein Gewitter tobte und gewaltige Blitze über den Horizont zuckten. „Ach, Bertrane," hatte Habane geſprochen, „ich ſah es im Leuchten dieſer zuckenden Ströme: in einer einzigen Nacht wird über dich das Alter der alten Burg des Kopfes von Flandern kommen, und an dein Haus wird der Tod klopfen. Ich werde dann nicht mehr auf Erden ſein, aber ich werde dir in dieſem Augenblicke erſcheinen. Es wird an einem traurigen Abend um die Veſperzeit ſein, dann, wenn dich Walburga bittet, ihr das Abenteuer des Ritters mit den ſchwarzen Augen zu erzählen."

Bertrane gab ſich alle Mühe, dieſen traurigen Schluß hinauszuſchieben. Aber ſie hatte bange Ahnungen, ſeit ſie merkte, daß etwas Seltſames über Walburga gekommen war. Das junge Mädchen ſtand und ſtand und ſah dem Flug der Möwen nach, den Atem angehalten, ſtarr, und, wenn der ſilberfiedrige Schwan im

Nebel verſchwand, ſeufzte ſie tief auf. Dann kamen manchmal Kaufmannszüge vorüber mit wohlriechenden Gewürzen Arabiens, Toledaner Klingen, Smyrnateppichen und Leder von Cordova. Und Walburga rief: „Amme, ich will ſehen, was in den Ballen iſt!"

— „Kind, armen Leuten tun ſie ſie nicht auf."

— „Kommen ſie aus ſchönen Ländern her?"

— „Ich weiß nicht, Walburga."

— „Es iſt, als brächten ſie die Sonne mit. Kommen ſie aus den Städten der heiligen drei Könige?"

— „Ich glaube nicht, Walburga."

Im Winter ging das Kind vom Fenſter nicht mehr weg.

„Bleib beim Ofen, Schätzchen," ſagte Bertrane, „du wirſt frieren und mir ſterben." Und ſie legte ein neues, hell aufpraſſelndes Scheit in den Kamin.

— „Ich ſeh den Schlittſchuhläufern zu."

— „Ach ja, ſie kommen ſelten in unſere Wildnis."

— „Sie ſind ſo ſchnell. Wie Schwalben, ſehe ich ihnen gerne zu."

— „Ja, und manchmal ſtürzen ſie."

— „Und ſtehen wieder auf! Und gleiten weiter!"

Walburga ballte die Fauſt.

War dann das Eis geſchmolzen, begannen wieder die Schiffe die Schelde hinabzuziehen. Walburga ſpähte ihnen nach: „Sie fahren wohl ſehr weit, Bertrane? Auch bis ins Land, wo der Himmel immer blau iſt?"

— „Nein, mein Lämmchen."

— „So iſt es wohl zu weit."

Eines Nachmittags im September betrachtete die junge Gräfin den gefrorenen Tau.

„Was haſt du?" fragte Bertrane.

— „Still! du weckſt ſie auf! Sie haben ein böſes Erwachen."

— „Wer?"

— „Die Stunden. Die häßlichen grauen Stunden."

— „Die Stunden?"

— „Die ſchwarzen Glockentürme haben ihren Lauf zerriſſen. Sie kommen wohl aus dem Meere."

„Torheit," murmelte Bertrane ganz entſetzt.

Walburga aber mit ſtarrem Blick und blaſſem Antlitz, deutete in die bewegte Ferne: „Das Schattengewand der dritten verhängt die Sonne; darum kann die nicht zu uns herſcheinen. Die vierte kauert hinter den großen Wolkeneulen und ſinkt im Regen in ſich zuſammen. Oh, wie ſie tut, —: tik — tak; das iſt ſo traurig wie das Geſeufze der alten Möbel; tik — tak, vorbei und in den Tod. Nun bald, Bertrane, kommen die nächtigen. Sie lauern an den Scheiben und warten auf das erſte Licht, das auf den Tiſch geſtellt wird. Wenn du die Laterne holen gehſt und dann zurückkommſt mit dem Licht in deinen alten Händen, folgen ſie dir wie die Haushunde." — Sie lächelte melancholiſch und fuhr fort: „Oh, das ſind ſie, die einzigen, die ich hier gern habe. Ich kenne ſie und weiß ihre Art: Die ſechſte wird leicht auf dem Tiſchtuch in Kringeln ſpielen, um die irdenen Krüge herum und die zinnernen Töpfe. Es iſt die Freundin der Mahlzeiten, Gaſt der gedeckten Tiſche. Die ſiebente kommt im Gefolge der Würzkuchen und lacht in das ſchäumende Bier. Die achte iſt die Schwätzerin und plaudert immer und redet viel und erzählt und erzählt: daß der Müller noch krank iſt, daß die Hexe geſchrien hat, daß die Fahne noch weht vom Turme von Rudemonde. Aber die zehnte ſchon wieder iſt traurig. Ach, Bertrane, alle Stunden ſind traurig hier." — Walburgas Stirn umwölkte ſich: „Die zehnte murmelt das Gebet, und im verklingenden Amen ſchwebt ſie hoch auf zu den Fledermäuſen, und nichts bleibt von ihr, als ein eiſiger Händedruck. Die elfte bringt die Müdigkeit. Sie ſteht an deiner Seite regungslos und ſieht dir

zu, wie du mein Bett aufdeckſt, und das Lied der Wetterfahne iſt ihr Wiegenlied für mich. Die zwölfte aber iſt die Allmächtige: Aus einem Bettler macht ſie einen König und aus einem König einen Toten, der kein Grab hat." Walburga beugte ſich zur Schulter der Amme nieder: „Die zwölfte neigte ihren Mund an den Spalt der goldenen Pforte der Träume, die wahr werden, und raunte mir zu, daß die Dämme beim nächſten Brechen des Eiſes zerriſſen werden und die Bauern auf Schiffen fahren in ihren Dörfern. Dann werde ich Segel weben für die armen Schiffer."

„Aber weißt du denn nicht," antwortete Bertrane, „daß dann der Flachs überſchwemmt ſein würde, bevor er ſeine blauen Blüten geweint hätte?"

Walburga hob ihr Haupt: „Dann werde ich die Nebel ſpinnen."

— „Ach, mein Kind, du haſt wohl zierliche Finger, fein genug, um Spinnenfäden zu drehen, aber die Seele des Waſſers zu ſpinnen, das in den Himmel ſteigt, das iſt Engelsarbeit."

— „Ich werde es verſuchen." Und ſeit jenem Abend ſchloß ſie ſich oft in das Kabinett ein neben dem großen Saale, wo ſie immer mit Bertrane war. Dort bleichte eine alte Freske an der Mauer: Der geſchiente Sankt Georg auf einem weißflügeligen Roſſe.

Die Nebel ſpinnen! . . .

* * *

Die Harfe

Eines Tages, als der Schnee in großen Flocken fiel, ſprach Walburga zu ſich ſelber: Schloß und Land wird der Schnee verdecken. Und ſie nahm die Harfe Habanens und redete zu ihr: Sanfte Stimme meiner Mutter, ſinge mir ein Lied. Sie griff in die Saiten. Die klagten ſchmerzlich auf. Walburga fuhr entſetzt zurück und

ließ die Saiten los. Die aber klangen weiter, wie das Schluchzen des Fluſſes, wenn am Abend die Winde ſtreichen.

— „Oh, Mutter, Mutter, ich flehe dich an, höre auf ſo ſchrecklich zu ſingen!"

Aber das Klagen ſchwoll an.

— „Mutter! Mutter!"

Walburga, von Entſetzen gepackt, lief in den Saal, riß das Häubchen von ihrem Kopfe, löſte ſich das Haar und drückte es gegen die Ohren: „Mutter, ich habe Angſt vor dir wie vor der Hölle!"

Die Harfe ſchluchzte tief auf.

„Oh, ſchweig doch," rief Walburga und raufte ſich das Haar, „ſchweig, oder ich ſterbe vor Angſt. Meine Seele erblaßt."

Die Harfe weiter, wie ferne Bäume im Winde, weinte wie die Trauerbäume auf dem Friedhof, den ſie vom Balkon aus liegen ſah.

— „Oh, Mutter!"

Walburgas Lippen wurden violett; ſie zitterte am ganzen Körper; ihre Augen wurden weiß.

Seltſam ſchauerlich rauſchte es aus der Harfe, wie wenn der Sturm im Schilf des Teiches geht.

Öffneten ſich die Gräber? Alle Qualen der Toten ſtöhnten her, das Grauen der nächtigen Ewigkeit wimmerte, der ganze Jammer des toten Schloſſes bebte ſich aus.

— „Das biſt nicht du, meine Mutter, was hier ſo heult. Das iſt Satan, Satanas, der dich und mich verhöhnt."

Walburga rang, in einen Winkel geduckt, die Hände. Dann hob ſie die Augen auf, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und betete: „Hilf mir, Maria!"

Da kam eine Eingebung über ſie. Sie ſprang auf, brach vor wie ein in die Enge getriebenes Wild und flog zu ihrem Spinnrocken. Blitzſchnell wand ſie die blonde Wolle von ihm los, blitzſchnell wand

ſie ſie um die Saiten der Harfe. Und wie ihre Hände mit den Fäden an den Saiten herabglitten, wurden die Töne allmählich leiſer, gelinder, beruhigter; das Gellende, Gequälte löſte ſich auf, und wie ſie mit den letzten Wollſträhnen am Boden des Inſtrumentes war, ward es ſtill. Ein tiefer Seufzer hob ſich aus Walburgas Bruſt, und der Alp ging von ihr. Ihr war: das Morgenrot kam nach einer furchtbaren Nacht. „Die heilige Jungfrau hat mich gerettet," murmelte ſie, „gelobt ſeiſt du, Maria!" Und kniete nieder und betete. Da kam das Blut ihr wieder ins Antlitz, und ihre Wangen wurden rot unter den blonden Haaren, die um ſie lagen.

Wieder kam es über ſie wie das Gebot einer Eingebung, und ſie nahm das Weidenkörbchen in ihre Hand, in dem Seidenknäuel von allen Farben für ihren Strickrahmen lagen. Sie ergriff mit ihren ſpindelfeinen Fingern den blauen, machte davon einen leichten Einſchlag und legte ihn in den Bodengang der Harfe über den Saiten.

O Wunder: Die ſangen nun wie Engelsſtimmen. Es war eine himmliſche Muſik, ein Klingen wie aus den Lüften des Paradieſes.

„Nun ſingt ſie mir, was ſie im Himmel hört," ſagte leiſe Walburga.

Und ſie dachte an ihre Mutter im Reiche der Cherubim und beſchwor ſich ihr Bild, wie ſie ſie zum letztenmal geſehen hatte: ganz in Weiß gekleidet und um die weiße Seide des Gewandes als Mantel ihr goldenes Haar; auf dem Kopfe ein Barett vom Gefieder des Silbertauchers, und mit der hirſchledern behandſchuhten Rechten nach ihrem Jagdbogen langend. Wie das Kind ſie ſo vor ſich ſah, ſprach es für ſich ſelbſt: „Da meine Finger einen Winkel des Himmels aufgetan haben, wo meine Mutter weilt, warum ſollten ſie mir die Holde nicht ganz geben können?"

Und ſie ſpulte Weberſchiffchen in allen Farben und ließ ſie zwiſchen die Saiten gleiten. Himmelblau nahm ſie, die Augen der

Jägerin zu bilden, Rosenrot für die Wangen, Silberfarb für das Barett; aber zum Haar nahm sie das Goldorange ihres Rockens. Bald leuchtete das Gesicht Habanens so, wie es bei ihren Lebzeiten gewesen war: innig, sanft voll Trauer. Dann bildete sich, weiß wie der Schnee, das Kleid. Walburga umgab die Mutter rings mit immergrünen Pflanzen, und von Habanens Bogen ließ sie einen Pfeil nach einem Eisvogel schnellen, der nach seinem Neste fliehen wollte; aber mit einem Blutfleck am Halse fiel er zwischen Wasserrosen nieder.

Unaufhörlich klang dazu die Harfe. Während Gesicht und Haare sich bildeten, klang sie in Wiegenliedern und ländlichen Weisen, als der verwundete Eisvogel starb, verklang ein melancholisches Halali. Dann ward es still.

In den Farben der neuerstandenen Habane aber war ein holdes Leben. Von dem Schneegrab, dem sie entstiegen war, haftete ihr ein Widerschein von Lilienweiß an; die blasse Stirn leuchtete, wie wenn es ein Morgen wäre von damals, als sie noch im Leben ging; aus den Augen sprach frauliche Güte; Frische strömte von den Händen, als seien sie in Lavendelwasser getaucht gewesen, und das Gold der Haare rollte in aller Herrlichkeit lebendig nieder. Walburga küßte das wunderbare Bild zärtlich auf Wange, Stirn und Finger, und streichelte die Haare, wie sie es als Kind getan hatte, und hätte sich gerne auch in Habanens Augen gespiegelt. Da trat die Amme herein. „O du meine Herrin," rief sie, „so bist du also wiedergekommen?" Ganz voll Freude hob sie die Arme empor, denn sie glaubte wirklich, daß Habane lebendig wäre. Als sie aber sah, daß sie sich getäuscht hatte, wunderte sie sich um so mehr. „Kleine," sprach sie, „du kehrst meinen Verstand um. Jetzt kann ich dich freilich nichts mehr lehren, denn dir führen Engel die Finger, und ich bin zu nichts mehr gut, als dir die Haare zu flechten." Darauf setzte sie sich auf die Holzbank, sah das Bildnis lange an, das aus der Harfe

leuchtete, und dachte ſich: „Wollteſt du mir zum letzten Male ſo erſcheinen?"

* * *

Der Ritter mit den ſchwarzen Augen

Die Nacht kam über die Erde. Leuchtend ſtand Habane. Leuchtend in Sternen ſtrahlte der Himmel, wie wenn die Flocken, die nun nicht mehr herunterkamen, ſich da oben entzündet hätten.

„Amme," ſprach Walburga, „meine Seele braucht deinen Rat, wie meine junge Kindheit die Milch deiner Bruſt gebraucht hat, als du mich das Lächeln lehrteſt. Nun ſetze dich und erzähle mir das Abenteuer des Ritters mit den ſchwarzen Augen."

Bertrane ward leichenblaß: „Walburga, wer hat dir davon geſprochen?"

„Meine Träume."

Die Amme richtete ſich ſtarr auf: „Es klopft!" Und faſt weinend ſagte ſie: „Deine Mutter hat mir geſagt, Walburga, dieſe Geſchichte wird die letzte ſein, die ich dir erzähle. Fragſt du mich, Walburga?"

„Ich frage dich."

„Es klopft wieder."

„Ich höre nichts."

„Nun werden meine geſchwätzigen Lippen das Schweigen lernen! Walburga: die Tür geht."

„Sie regt ſich nicht."

Die Alte kreiſchte auf: „Da, da, ſieh, ſchon iſt er da, er, der da kommt, zu hören und zu warten. Grauen: Würmer in ſeinen Zähnen und nicht zehn Körnchen mehr in ſeiner Sanduhr."

„Ich ſehe nichts von alledem."

„Mit ſeinen Augenhöhlen ſieht er mich an. Huh, wie er mit

ſeinem Knochenbein die Tür aufſtößt! Nun iſt er im Hauſe, und Gott ſelber jagt ihn nicht mehr hinaus!"

„Ich ſehe nichts."

„Er hebt ſeine grüne Krone grüßend gegen deine Mutter."

„Du biſt von Sinnen. Ich ſehe nichts."

„Oh, oh, oh, — da, da, da: Er ſetzt ſich auf die Bank. Golden glüht das Feuer des Herdes von ſeinem leeren Leibe. Er reibt ſich knackend die Fingerglieder, und ſein Gerippe kracht. Nun winkt er mir: ich ſoll beginnen."

„Du träumſt."

„Und jetzt hat deine Mutter gelächelt. Auch die will, daß ich rede. Ach Walburga, welch wilden Willen haſt du ihr in die Augen gelegt."

„Erzähle!"

„Ja. Ja. Da ihr es denn alle drei wollt, du Habane, Herrin von ehedem, du Walburga, Herrin von heute, und du Mann ohne Zunge, Herr von morgen: Ich will ſagen, was ich geſehen habe. Erſt aber zünd' ich die Lampe an, denn du wirſt dich fürchten, Walburga."

Die Amme erzählte:

„Es mögen ſechzehn Jahre her ſein, da war ein Feſt im Schloſſe. Habane war ſechzehn Jahre alt. Die Blüte des Immergrüns, das Vergißmeinnicht, die Kornblume, der Sonnenhimmel, das Südmeer waren nicht ſo blau, als ihre Augen, in denen nichts von Träumen war. Sie ſollte die Braut Triſtans ſein, des Grafenſohnes von Middelburg, und alles freute ſich dieſer Verbindung. Am Morgen fand ein großes Turnier ſtatt. Auch der Lehnsherr von Salamanca erſchien dabei mit ſeinen Soldaten, er, der der Geſandte ſeines Königs in Brabant war, er, — der Ritter mit den ſchwarzen Augen. Er warf mehrere Edelleute von Courtois und Vaes aus dem Sattel und beugte ſein Knie deiner Mutter, Walburga.

Jetzt ſchritten die Minneſänger in den Hof, der von Kirchenfahnen und Kriegsbannern wehte; dann gegen Abend war ein Bankett. Unter Flötenklang ging's zum Prunkſaal hinauf. Da prangte die Tafel im Schmucke der Damaſte, und köſtliche Früchte lagen zuhauf auf ſilbernen Platten. Humpen und Krüge lachten, und es lachten die Gäſte, die die duftenden Gaben des Gartens genoſſen. Die Truchſeſſe trugen Gang auf Gang zur Tafel: Wildſchweinköpfe, Rehkeulen, Lammsbraten und noch vieles mehr, bis zu den Gewürzen und Konfekten in hornenen Schalen.

Der Spanier, der bei der Tafel neben den beiden Grafen ſaß, ſprach kein Wort. Statt Weines trank er Waſſer. — Als das Mahl zu Ende kam, ſtand Graf Willebrode von Ruppelmonde, der Vater Habanens, auf und ſprach, indem er ſeinen goldenen Becher voll Rheinwein erhob, langſam, feierlich: ‚Auf die blauen Augen meiner Tochter Habane, Graf Middelburg, und auf den ſproſſenden Blondbart deines Sohnes Triſtan!‘ — Er hielt ſeinem Nachbar den Becher hin; der hob den ſeinen und ſprach: ‚Auf daß die hellen Augen Geſchlecht auf Geſchlecht ſich folgen mögen in unſern Häuſern!‘ — Sie tranken ihre Becher leer und umarmten einander. — Da glühten die ſchwarzen Augen des Spaniers, die ſchon den ganzen Tag hindurch mit dem goldenen Lichte aus den Augen Habanens ſich vermählt hatten, unheimlich auf, und bleich wie Elfenbein erhob ſich der Fremde. Und er rief: ‚Der Schleier der Madonna, der Himmel der Engel, die Augen der Jungfrauen ſind blau; die Tiefe der Hölle, die Augen der Männer, die Nacht der Toten ſind ſchwarz. Das will ich euch zeigen!‘ — Und er zog ſeinen nackten Degen unter dem Tiſch hervor und ſtieß ihn in die Umarmung der beiden. — Die goldenen Grafenkronen ſanken an den Mänteln herab und rollten in eine ſtrömende Lache Blutes. Alles ſprang auf und griff zu den Waffen. Aber die Begleitung des Spaniers löſchte die Fackeln aus und warf die Pechpfannen um:

nur eine blieb brennen. Aber es kam eine Eule vom Teufel geſandt, und löſchte auch die mit ihren Flügeln. Da konnte ich nur noch ſehen, wie der Ritter mit den ſchwarzen Augen die wehklagende Habane forttrug."

Hier ſchwieg die Amme.

„Ich fürchte mich nicht," ſprach Walburga, „erzähle weiter!"

„Oh," ſprach Bertrane, „der, auf der Holzbank, ſpielt, was ich ſpreche: Er zog den Degen und ſtach und ſchlug mit den Armen um ſich, wie die Eule mit den Flügeln. Jetzt hat er ſeinen Fuß auf die Katze geſetzt. Sieh: ſie iſt tot!"

„Amme, ſie ſchläft ganz ſanft. Ihn ſehe ich nicht."

Die Amme berichtete weiter: „Erſt war es Nacht um ihren Geiſt geworden; als es ſich wieder hellte, ſah ſie nichts als Blut, Brand und Plünderung. Erſt nur im Schloſſe, dann im ganzen Land. Wie wenn Hopfenfelder mit ihren Stangen herumzögen, bewegten ſich Söldnerheere mit Spießen. Flammen, Lärm und Kampf. Tot lagen viele im Land umher, hackende Raben zwiſchen den Augen. So den ganzen Winter hin: Sturmglockengetöſe, jagender Galopp von Panzerreitern über weiße Felder, Schloßtürme hochauflodernd wie Rieſenfackeln. Dann ging es dem Frühling zu, und eines Aprilabends klang unter den Schloßmauern eine Frauenſtimme. Bertrane ging, zu ſehen.

Auf der Landſtraße kam in atemloſem Laufe eine Begine auf ſie zu und fiel wie leblos vor ihr nieder. Bertrane hob ſie auf, die kindsleicht war, und trug ſie in ihr Bett. Und Wunder: als ſie den Schleier vom Antlitz der Fremden nahm, rollten goldene Flechten auf das Kopfkiſſen, — Habanens Haar. ‚Oh,' ſeufzte ſie, ‚Bertrane, wie dank' ich dir. Das ſind meine lieben vier Wände! Noch riecht es nach dem Obſt, das hier aufbewahrt wurde, und das Licht fällt noch gerade ſo durchs Fenſter, wie damals. Ach, mir iſt, ich läge in meiner Wiege . . . Aber wo iſt das Reliquienkäſtchen und

die Lampe mit der goldenen Taube?' ‚Alles fort, gnädige Frau ...' ‚Alles fort ... Die Jungfrau mit der Taube ... fort ...? O Himmel!' Und nun erzählte ſie, daß der Ritter mit den ſchwarzen Augen, den ſie ihren Gemahl nannte, von der Hand des Grafen Triſtan gefallen ſei, im Sturze den aber erfaßt und in den Grund der Schelde mit ſich hinabgezogen habe: ‚Dort liegen ſie noch, umſchlungen und die Waffen in der Fauſt. Ach, ich ſollte wohl bei ihnen liegen ... Aber es wäre ein großes Verbrechen, denn ich ſoll Mutter werden.'

Vier Monate lang weinte Habane. Dann kam Walburga zur Welt. Als das Kind die Augen aufſchlug, ſagte Habane: ‚Sieh, ſie ſind blau. Mein Vater vergibt mir.' Fünf Jahre ſpäter ſtarb ſie im Schnee."

So endigte Bertrane ihre Geſchichte.

Walburga überlief es kalt.

„Du zitterſt?" fragte Bertrane, „oh, du haſt kalt, draußen friert es ſtark. Die Schelde iſt ganz ſtarr."

„Wie in meinen Adern das Blut."

„Laß nur die Sonne kommen, Kind, und alles wird wieder gut. Dann läuft auch wieder die Schelde zum Meer."

„Und kommt die Sonne nicht zu mir, ſo will ich zu ihr gehen."

Walburga ſtand auf, ganz bleich.

Sie ſprach: „Deine Geſchichte hat mir in die Seele geleuchtet; nun kenn' ich mein Herz. Es brennt von der Seele meiner Eltern."

Sie ſetzte ſich wieder nieder und ſann. Es war ſo ſtill; nur ein heimliches Raunen kam von fern; das war der Gang der Sterne, den man in dieſem tiefen Schweigen hörte. Da neigte ſich plötzlich die junge Gräfin zu Bertrane nieder, und ſagte ſanft und zärtlich: „Nun, Gute, leg' mich in mein Bett, wie du es früher tatſt. Sing mich ein, meine liebe Bertrane, — weißt du die luſtigen Lieder noch?"

„Ach, wenn das Waſſer nicht klingt, klingt kein Lied luſtig.

Aber ſchlaf ein,
Mein Lämmchen, ſchlaf ein.
Keine Angſt ſoll in dir ſein.
Und wirſt du der Sonne entgegen gehn,
Eia, eia, popei,
Sollſt du auf ſilbernen Schlittſchuhen ſtehn,
Eia, eia, popei.
Die glänzen wie der Mondenſchein;
Der mag auch gern auf dem Eiſe ſein.
O ſüßes Jungfräulein,
Schlaf wie die Erde ein;
Die liegt auf dem Mantel von Hermelin,
Die ſilbernen Sterne beglänzen ihn.
Bald ſind die Schlittſchuhe dein!
Schlaf ein, du Bleiche, ſchlaf ein.

Walburga ſchloß die Augen ſanft und ſchlief mit ruhigen Atemzügen. Das Antlitz der Mutter im Rahmen der Harfe, das ſich während der Erzählung der Amme belebt hatte, erblaßte.

„Dich habe ich auch eingeſungen," ſprach die Amme, „aber der dort ſchläft nie."

Und ſie ſah ihn am Feuer ſitzen und die Schienbeine reiben, als fröre er neben der Flamme. Die Zinken der Krone, die ihm quer über den Augenhöhlen ſaß, leuchteten in einem zitternden Phosphorblau. Seine Arme ſtützte er auf die Knie, und ſein gebleichter Kiefer ruhte in der Knochenhand. Er ſann wohl nach.

* * *

Der kalte Weg

Kaum daß der Morgen graute, wachte Walburga auf. Der holde Frühling der Jugend umgab ſie da wie nie vordem mit einer flammenden Gloriole, daß ſie leuchtete wie ein ſiegfroher Cherubim. Das Gold ihres Haares, das Rot ihrer Lippen hatte ver-

doppelten Glanz. Auf ihren Schultern lag ein Licht, das schien durch Frühlingsblumen gestrahlt zu sein, ehe es auf diese Lilienweiße gefallen war. Als sähe sie ihn zum erstenmal, so selig erstaunt sah sie den blauen Himmel an mit ihren weiten gläubigen Mädchenaugen. Und sie sprach vor sich hin: „In meinem Herzen ist ein Nest mit kleinen Vögeln, und die singen süß."

Bertrane aber war auf der Bank am Kamin eingeschlafen, hingestreckt vom Schrecken der Nacht und ihrer Erinnerung. Da schlief sie noch, als Walburga in den Saal trat.

„Die gute Bertrane," sagte sie und wollte auf sie zu, ihr den Morgenkuß zu geben. Aber wie erschrak sie da! Die alte Amme war wirklich um hundert Jahre älter geworden. Nur ein paar weiße Haarsträhne lagen noch auf dem kahlen Schädel wie Schneestreifen auf Felsgestein, und das Gesicht sah verrunzelt und verhutzelt aus wie verwitterte Weidenrinde. Ihre ganz weißgewordenen Lippen murmelten im Traume ein Gebet. So mager war sie geworden, daß die Kleider an ihr hingen wie an einem Stock. Walburga schlug ein Kreuz und sprach: „Sie ist im Sterben und schon nahe dem Grunde der Ewigkeit. Oh, so erfüllt sich Wahrsagung." Und sie küßte das Mütterchen auf die Stirn: „Verzeih mir, Gute!" Dann aber setzte sie sich ruhig an ihr Spinnrad und drehte ihre Fäden im Traume, schon weit weg von diesem Geschehenen, das gekommen war, weil es wohl so kommen mußte.

Da schwang ein schwerer Seufzer von Bertranen her.

„Hat dich ein Traum betrübt, Bertrane?"

„Traum? Ach, alte Leute träumen nicht mehr, sie haben nur Erinnerungen."

„Küß mich, gute Amme, küß mich und sieh, wie die Sonne durch die Wolken scheint."

„Februarsonne, Schäfchen, Februarsonne — das tut bloß so scheinen."

Sie machte die Augen weit auf. Ganz gelb waren die. „Wo iſt denn die Sonne? Ich ſehe ſie nicht. Und das Spinnrad he, wo iſt das Spinnrad hin? Oh, oh, oh, wie ſtill es iſt. Ich höre keinen Laut, ich ... oh, Walburga, wie bleich und dünn iſt mein Blut." Sie taſtete ſich die Wand entlang. „Eine Laſt, eine Laſt, ich ſchleppe eine Laſt — das ſind meine Schultern; meine Schultern, die in der Nacht krachten, wie das Eis der Schilde im Winter."

Walburga ſah das alles mit demſelben ſtarren Entſetzen, wie ſie einmal eine verwundete Taube hatte in den Schloßhof fallen ſehen.

Bertrane flüſterte: „Alles trocken an mir, meine Haut ein hartes Tuch. Waſſer ... will ... ich ... holen ... auf die ... Stirne ..."

„Wart', ich bring' es dir," rief ſchnell Wallburga, denn ſie wollte nicht, daß Bertrane ſich im Eimer erblicken ſollte.

Aber da rief ſchon Bertrane: „Schäfchen, Schäfchen, ſieh doch meine Hände an! Als hätten ſie tauſend Leichentücher genäht, ſo ſehen ſie aus, und tauſend Tote müſſen ſie geküßt haben." Ein Zittern lief durch den mageren Körper, und ſie ſchrie grell auf: „Grauſen!" Mit ihrer knochigen Hand riß ſie ſich eine Strähne aus und ſank hin: „Habane, du haſt es geſagt. Die hundert Jahre ſind gekommen, wie ein Donnerſchlag. Hundert Jahre ..."

Sie erhob ſich mühſam wieder und ſtarrte mit ausgeſtreckten Fingern ins Leere: „Da! da! da! So ſieh doch!"

„Ich ſehe nichts."

„Der andere! Der andere! Mit ſeinen Fingern zählt er die Stunden ab. Oh, er weiß alles, denn er ſchläft nie, der, Er, der keine Augendeckel hat."

Und nun, ruhiger, feierlich: „Die Stunde deines Abſchieds iſt da. Ich kann es nicht hindern. Wie gerne wäre ich der Schatten deines Frühlings geweſen, Kind, das trockene Blatt, das dich beſchützt, du volle ſchöne Frucht. Aber mein Stundenzeiger ſteht

ſtill. Nun nimm die ſchönen Schlittſchuhe, Kind, die Schelde wartet auf dich."

„Ich fühl' es," ſagte Walburga, „auf einem kalten Wege ſoll ich zu den Blumen des Lebens gehen, die mir der Traum gezeigt hat, und zu dem Orte, wo der goldene Stern aufgeht. O Bertrane, es gibt Himmel, wo Adler fliegen. Dieſe Nacht war einer in meinen Träumen und wollte ſein Neſt auf dem Turme bauen, von wo die Seele meines Vaters entfloh. Denn ſie iſt nicht in den Waſſern der Schelde erloſchen: ſie brennt in meinem Herzen. Der Adler ſchlug die Flügel und gebot mir, zu ſehen."

„Träume ſind Boten der Schickſalsmächte, die über uns herrſchen," erwiderte Bertrane.

„Und du kommſt mit?" fragte Walburga.

„Ein Streckchen, Kind, ſoweit mein Atem reicht."

Sie traten aus der Burg durch das Tor eines Turmes, der ganz von Eis umklammert war. „Ich werde das Leben ſehen!" jauchzte erſchauernd Walburga.

Unſchön watſchelnd auf dem glitſchrigen Eiſe, kamen die hungrigen Schwäne auf ſie zu, oft ausgleitend und mühſam mit Flügelſchlägen ſich wieder aufrichtend. Sie, die ſonſt mit ſo graziöſen Bewegungen des Halſes das Brot im Waſſer haſchten, ſtießen heute knarrende Schreie aus.

„Von meinem Fenſter ſahen ſie ſich ſchöner an," dachte das junge Mädchen.

Sie band ſich und Bertranen die Schlittſchuhe an.

„Oh," rief die, „auch hier iſt er an unſerer Seite, Stahlklingen unter ſeinen Knochenferſen. Hu, wie er ſich auf einem Beine langſam dreht!"

Die Schwäne kreiſchten und haſteten davon.

„Was haben ſie?" fragte Walburga.

„Sie ſehen ihn," antwortete die Amme; „ach, ſieh, da fällt einer

tot um; den hat er geſtreift. Oh, dieſer Schreckliche! Jetzt nimmt er den Vogel auf und macht ſich einen Muff daraus."

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Walburga.

„Jugend weiß nichts von ihm."

Die drei glitten davon. Ein Abſtoßen des linken Fußes, und Walburga war zwanzig Schritte voraus.

„Kind!" rief die Alte, „du fliehſt wie die Jugend. Meine Schlittſchuhe aber ſind ſchwer wie Blei. Komm doch zurück!"

Frierende Leute zogen an ihnen vorüber, ohne ſie anzuſehen.

Walburga kehrte zurück: „Mir iſt unter den Menſchen einſamer, als in der Einſamkeit des Schloſſes."

Sie glitten weiter. Am Flußufer reckten Windmühlen bereifte Kreuze in die kahle Luft; die Schiffe, in Eis gefangen, ſahen aus, als wären ſie auf Fayencen gemalt; die kleinen Häuschen ſaßen als tonfarbene Flecke in der Landſchaft; die grüne Tür einer Hütte, ringsum bereift, leuchtete friſch wie eine junge Weide.

Der andere grinſte befriedigt und zeigte ſeine gelben Zähne: Tot alles ringsum. Er ward ganz übermütig und jonglierte mit ſeiner Sanduhr und fuhr groteske Achten.

Sie kamen an eine Stadt. Da ſtanden die Glockentürme rundherum, und auf ihren Spitzen glänzten die goldenen Hähne in der Sonne; die Mauern hatten einen Spitzenüberwurf aus Reif, der Wachtturm eine Schneemütze auf.

„Eine Stadt! Eine Stadt!" rief Walburga entzückt.

„Nu, nu, Kindchen, noch ſind wir nicht da!"

Aber ſie kamen näher. Da funkelte und wimmelte ein Farbenwirricht auf der Mitte des Fluſſes, und auf den Mauern ſaßen viele Menſchen.

„Ei," rief Walburga, „Tulpen im Winter! Wie bunt! Wie ſchön!"

„Es iſt der Karneval," ſagte Bertrane.

Ein närriſches Leben fuhr da herum. Da wehten grüne, gelbe, rote Federn von den Köpfen, da klingelten und göckelten Schellen an den Gürteln; ausgeſtopfte Buckel und Bäuche wippten lächerlich umher.

„Oh," rief voll Schrecken die junge Gräfin aus, „wie ſtarr ihre Geſichter ſind. Warum verſtecken ſie ihre Seelen?"

„Schau', ſchau', mein Mäuschen fängt an, die Menſchen kennen zu lernen," ſagte Bertrane.

„Fort! Fort!" rief Walburga.

Da tat es einen Krach: der Tod hatte im Vorübergleiten eine Maske an die Taille gefaßt, und während die noch kicherte und fragte: „Fremde Maske, wer biſt du?" öffnete ſich unter ihren Füßen das Eis, und ſie verſank.

Die drei fuhren weiter.

In den Bruchſteinen des Flußufers waren Vogelſchlingen aufgeſtellt; Lerchen und Gimpel kamen, die Körner zu picken; flugs flog der Begleiter der beiden Frauen in eleganter Kurve herbei und ließ die Schlingen um die kleinen Kehlen fallen.

„Die armen Tiere!" ſagte Walburga, „wie hinterliſtig die Bauern ſind!"

Um ein Loch herum, das in das Eis gebohrt war, ſaßen Knaben und griffen nach den emporkommenden Fiſchen; da ſaß der unheimliche Schlittſchuhläufer auch ſchon zwiſchen ihnen und griff mit ſeinem dürren Arm ins Waſſer, und es ſprangen dicke Aale und ſchwere Hechte aufs Eis. Die Knaben lachten und griffen nach der Beute, aber puh, das Fleiſch der Fiſche war ſchon verfault, und die Gefoppten mußten mit zugehaltenen Naſen dem Geſtanke entfliehen.

An einer Flußkrümmung ſtellten ſich Walburga zwei Soldaten in den Weg. „He, ſchönes Fräulein," riefen ſie, und ihre Augen glühten vor Begier. Gleichzeitig ſtreckten beide ihre Hände nach der

Bruſt Walburgas aus, aber gleichzeitig auch ſchoſſen ſie ſich eiferſüchtig wilde Blicke zu. „Mein iſt ſie!" riefen beide zu gleicher Zeit. Hui! ziſchten die Säbel aus der Scheide, krach! fuhren ſie aneinander, und das Feuer ſprühte vom Stahl. Mit grimmigen Fratzen fochten die Gierigen gegeneinander an, aber der Mann mit den leeren Augenhöhlen ſpielte den Unparteiiſchen und wußte es trefflich ſo zu fügen, daß beide einander in die Schwerter rannten und einer dem andern die entweichende Seele ins Geſicht ſpie.

„Die Welt iſt ſchauderhaft!" rief Walburga und glitt mit verdoppelter Eile davon.

„Kind, Kind," klagte Bertrane, „denk an mein Alter. Mir wäre beſſer, an Krücken zu gehen, als auf Schlittſchuhen zu fahren, und mir iſt, als hätte ich alle Glockentürme von Holland und Flandern erſtiegen. Nein, nein, jetzt werde ich dich allein laſſen. Es muß ſein."

„Schon jetzt, liebe Amme?"

„Ja, wir ſind ſchon nahe bei Gent."

„Bertrane ich komme zurück!"

„Ach, ach, mein Lämmchen, das glaube ich nicht. Aber willſt du mir eine Liebe antun, Schäfchen?"

„Alles, was du verlangſt!"

Da zog Bertrane aus einer Falte ihres Mantels den Spinnrocken Walburgas und ſprach: „Da, nimm das, mein ſüßes Kindchen, und gib mir das Ende des Fadens in die alte Hand. So, mein Lämmchen, ſo. Und nun verſprich mir, daß du nicht weiter gehſt, als er lang iſt. Willſt du? O du Gute! Küſſe mich. So. Und daß du mir fein leiſe fährſt und Schritt für Schritt, und nimmer haſtig?! Denn ſonſt, mein Schäfchen, reißt der Faden entzwei, der uns noch zuſammenhält."

„Ja, Amme, das will ich und verſprech' ich. Und paß auf: Ich bring' dir die Blume der Jugend!"

„Ach, zerreiß nur nicht den Faden!"

Sie küßten einander recht zärtlich, dann griff die Klinge von Walburgas linkem Schlittſchuh ſcharf ins Eis, die junge Gräfin bog ſich geſchmeidig vor, wie ein Schilfrohr im Winde, und ſie fuhr davon. Bald war ſie Bertranen unter dem Schleiergeſpinſte verſchwunden, das ihr Rocken entrollte.

„Was iſt das?“ ſprach Bertrane vor ſich hin, „was weht da um ihre Schultern? Iſt das wirklicher Nebel oder die Blindheit meiner Augen?“

Da fühlte ſie, daß der Faden in ihrer Hand kalt und feucht war, und als ſie ihn anſah, ſah ſie, daß es kein Spinnfaden, ſondern wirklich Nebel war. Und nun wußte ſie, daß Walburga im Saale des weißen Sankt Georg wirklich gelernt hatte, den Nebel zu ſpinnen. Und Bertrane murmelte vor ſich hin:

„Sie hat geſponnen das kalte Band,
Das knüpft ſie feſt ans Heimatland,
Sie wird es nimmer zerreißen.
Nur wenn ſie ins Land der Sonne geht,
Der Nebel auseinanderweht,
Wo Gold und Feuer gleißen.“

Die Alte ſeufzte auf: „Walburga, o mein Leben! Walburga, heilig ſüßes Kind, Walburga meine Liebfraue!“ Sie wandte ſich um und wollte dem Schloſſe zu zurück. Aber die Müdigkeit fiel auf ſie wie eine graue Wolke. Ein Zittern überkam ſie. Schwindel faßte ſie an. Da bog mit ſeinem flatternden grünen Mäntelchen der andere an ihre Seite und bot ihr galant den Arm. Bertrane nahm ihn und nickte mit dem alten Kopf und ſah dem Tod ins Geſicht, der ſcharmant lächelte und ſich zu ihr niederbeugte.

„Sieh da,“ dachte ſich die Alte, „das iſt alles juſt wie an unſerem Verlobungstage, wie wir zwei auf der Schelde dahinfuhren und er gar ſo lieb und innig ſeinen Kopf an meine Schultern lehnte!...“

* * *

Walburga aber flog den Fluß entlang über das Eis hin, das sie kaum mehr berührte, flog wie ein Vogel, so schnell und sicher.

„Heda," sagten die Schiffer, „was für eine Blume fliegt da im Winde zur Winterszeit?"

Eine Heersäule marschierte über den Fluß: wie aber Walburga herangebraust kam, kommandierten die Hauptleute Halt und ließen Bahn frei, denn sie glaubten, es sei ein Pfeil, der da vorüber schwirrte.

Holzhauer, die sie sahen, riefen: „Hui, ein Rotkehlchen! Schaut, wie schnell es dort fliegt!"

Städte tauchten neben ihr auf und verschwanden im Fluge, denn Walburga machte nicht Rast, sie zu sehen. Nur noch schneller flog sie an ihnen vorüber, wo der Lärm des Lebens schwoll von Streit und Mühe, Lust und Schmerz.

„Oh fort, oh weiter, oh schnell, oh schnell!" rief die Stimme des Blutes in ihr, „ins Land, wo Glück und Glanz und Glorie ist."

Und sie ließ den Wind hinter sich und die flandrischen Nebel, und aus dem Eis wurde Wasser unter ihren Füßen. Da wäre sie wohl ertrunken. Aber es kam aus dem Weidicht des Ufers mit Flügelschnelle eine schwarze Barke auf sie zu; die ward, so schien es ihr, von einem großen, seltsamen Adler gezogen, dessen Schwingen die Luft mächtig bewegten. Doch es war kein Adler, sondern ein Mann stand in der Barke, dessen Mantel sich weit blähte gleich einem gewaltigen Segel. Der Mann streckte ihr die Arme entgegen, und sie ließ sich hineinfallen wie eine verwundete Möwe. Sanft legte der Mann sie in das Schiff und sah sie tief an. Der Blick überblendete das Fräulein, daß sie glaubte, Gott zu sehen oder einen Dämon. Und sie schrie auf. Aber der Fährmann, jung, strahlend

und ritterlich, lächelte, wie Walburga im Traume Engel hatte lächeln ſehen. Wie Goldflitter glänzten ſeine Augen im Schatten der Brauen, und ein Leuchten ging von ihnen über das ganze Geſicht, das elfenbeinbleich und von ſchwarzen Locken umringelt war. Wie der ſchöne Jüngling ſich drehte, um die Ruder zurückzuſtemmen, ſah Walburga ſein ſo adliges Profil, daß ſie an die Kaiſerbilder auf den Goldmünzen denken mußte. Der Ritter war in dunkeln Sammet gekleidet und hatte eine Kette von blauen Edelſteinen um den Hals, ſein Mantel aber war orangen und wehte wie eine wallende Flamme um ſeine Schultern. Vom Widerſcheine dieſes Mantels leuchtete das bleiche Geſicht des Jünglings zuweilen wie angeglüht vom Feuer. Walburga fühlte, daß dieſer Herrliche aus einem Lande voll glänzender Früchte ſein müſſe, und ſie glaubte, ſeine Seele ſelber zu ſehen in ſeinen Augen und einen ewig klaren Himmel in den Saphiren der Kette. Ein kleines ſilbernes Kreuz blinkte auf ſeinem Herzen, ein anderes ſteckte als Agraffe auf ſeinem goldübernähten Barett, das neben ihm auf der Barkenbank lag.

Der ſchöne Jüngling kniete vor Walburga nieder und ſprach: „Biſt du es ſelbſt, Madonna, die mir hier erſchienen?“ Walburga aber neigte ſich über ſeine Augen, wie über einen Garten voll eitel Licht und Glanz. Und ihr war, ihr Herz ſei ein Vogel, eingeſperrt in den weißen Käfig der Rippen, und es wüchſen ihm mächtig neue Flügel mit einem Male, und ſeine Stimme ſchwoll unendlich ſüß und ſtark vor lauter Glück und hoher Freude.

Der Ritter aber ſprach: „O meine Braut! Seit mir der Adler vom Turm zu Saragoſſa kündete, daß du nahteſt, bin ich durch blaue Wogen Tag und Nacht gefahren, dich zu finden. Sturm ſchleuderte mein Schiff auf Felſen, die noch rot waren vom Blute der Schiffbrüchigen; ich ſtieß es wieder ins Meer. Durch die Galeeren der Korſaren fuhr ich, die ihre Segel hinter mir her blähten, und ich ſah den Halbmond der Ungläubigen gegen den Him-

meldrohen. Aus den beruhigten Wellen lächelten mich blinkend die Sirenen an und ſangen zu den Muſchelſtößen der Tritonen: ich dachte nur an dich. Was alles mir drohte, ich trotzte ihm mehr. Flügel waren meine Ruder, Degen und Flammen, die das Waſſer ſtreiften, ſchlugen und brannten. So bin ich hier, ſo bin ich dir zu Füßen, Walburga, Wunder mit den blauen Augen; — ich bete dich an!"

„Was ſprichſt du da," hauchte das junge Mädchen.

Er aber fuhr glühend fort: „Hinter mir liegt die Glut der Orangenbäume, die ernſte Herrlichkeit der Zedern, die königliche Hoheit der marmorgekrönten Berge, hinter mir das Teufelsdrohen der ſtolzen Vulkane, und ich ſchaukle hier in dem ſtillen Kanale. Oh, wie oft wollte mich ſein bleiernes Schweigen aufhalten, aber ich tauchte meine Ruder in ſeine tückiſche Stille, wie meinen Degen in Ketzerleiber."

Eine Flamme zuckte in der Tiefe ſeiner Augen, und er ſprach weiter: „Und du biſt hier! Was in mir brannte, wird nun ſtill und ſanft unter dem Mondſchein deiner Blicke. Aber um uns iſt Sonne! Sieh, es iſt Frühling an den Ufern! Hör' doch im Heckenroſenneſt die Nachtigall und aus den Weißdornzweigen die Finken! Und da: die Veilchen, da: Narziſſen! Komm, du ſollſt ſie pflücken! Sie werden unter deinen Fingern ſo wenig welk werden, wie unter den Fingern der Morgenröte, du meine Vielgeliebte!"

Walburga ſah dem Jüngling ohne Bangen ins Geſicht, und ihre blauen Augen wichen ſeinen braunen nicht aus, in denen ein heißes Leuchten war.

Leiſe ruderte ſie der Ritter ans Ufer, leiſe, als wäre hier ein Traum, den nichts erwecken dürfte.

„Ich will allein in die Blumen gehen," ſprach die junge Gräfin und ſprang ins Ufergras. Und ſie ging durch die Halme, ihren

Spinnrocken in der Linken haltend, wie ein Zepter; der Faden war über das Waſſer geſpannt.

„Welche Hand hält meine Holde an dieſem Faden?" fragte ſich der Schwarzlockige, „iſt es ein Engel, der ſie an dieſem Seidenfaden über die Erde leitet, und der ſie, ach, mir weg und wieder in den Himmel führen wird?"

Da kam Walburga ſchon zurück. Das Spinnerinnenzepter trug ſie nicht mehr in ihrer Hand, dafür hielt ſie einen großen Blumenſtrauß, der mit tauſend Ellen ſeidigen Fadens gebunden war.

Ruhig, als könnte es gar nicht anders ſein, ſetzte ſie ſich in die Barke. Aber ſie war ein wenig blaß, und die Blumen preßte ſie gegen ihr jungfräuliches Herz, als müſſe dort etwas beruhigt werden.

Der Sennor ergriff ihre Hand und ſprach: „Nun, hohes Fräulein, höre mich an! Neues Leben habe ich aus deinen Augen empfangen, und meine Nächte können nicht mehr dunkel ſein, was auch geſchehen möge. Selbſt, wenn du wieder von mir gingeſt auf dein Schloß im Lande der Kanäle, ich würde nicht klagen. Sag', wirſt du gehen?"

Das junge Mädchen ſprach: „Mein hoher Herr und Bräutigam! Da ich in meinen Händen die Blumen des Frühlings halte und in deinen Augen die Sonne ſehe, iſt alles, was mir einſt war, tot wie das Waſſer in den Kanälen meiner Heimat. Du biſt der Leuchtturm, an dem ſich die düſteren Eulen meiner Träume die Köpfe zerſtießen, und deine Liebe iſt der Tempel voller Glorie der Erfüllung, den ich im Dunkel meiner Nebel ſah. Ich liebe dich. Dort, wo ich war, iſt der Spanier der Feind. Aus dem Kriege mit ihm bin ich geboren durch Liebe und Gewalt. Meiner Eltern Liebe brennt in mir. Ich muß dir folgen."

Der Strauß löſte ſich von ihrem Herzen und flog davon wie ein bunter Vogel des Südens.

* * *

Spät war die Amme ins Schloß zurückgekommen, so müde, daß sie nicht einmal die Schwäne liebkosen konnte, die ihre Herrin mit ihren Schnäbeln im Nebel suchten. Sie trat in den Saal und sank auf die Bank nieder. Der andere setzte sich leise neben sie.

Es schneite.

Da die Tür offen geblieben war, wehten Flocken in den Saal und starben auf dem Estrich.

Im Rahmen der Harfe stand noch immer Habane, aber ganz verbleicht.

Nichts rührte sich. So still war das Schloß noch nie gewesen.

„Dürft' ich nur hoffen, daß sie käme," seufzte die Alte vor sich hin und zog an dem Faden, den sie fest in der Hand hielt. „Sie hat ihn losgelassen; ich wußte es ja."

Die Alte zog wieder. Der andere lächelte spöttisch.

Und die Amme sprach: „Leben ist Hoffen. Wer atmet, hofft. Mein Atem geht leise."

Sie hörte auf zu ziehen.

„Was wird nun kommen? Ich bin am Rande eines Abgrundes, und mich schwindelt."

Sie stützte ihr altes Haupt in die welke Hand und dachte ihr Leben nach: von der Kindheit an, inmitten der Sümpfe der toten Schelde, wo ihr Vater Korbweiden zog, bis zu ihrer letzten Fahrt mit Walburga strömte alles an ihr vorbei, wie ein schneller Traum, der in einer Sekunde hundert Jahre hat.

Sie machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Lippen und nahm den Faden wieder auf.

Da, oh: mitten durch den Schnee kam ein Strauß mit roten, violetten und goldenen Blumen und fiel ihr in den Schoß.

„Sie iſt im Frühling und kehrt nimmermehr zurück . . .“

Bertrane ſtand auf und blickte mit weit geöffneten Augen durch die offene Tür ins Schneegeſtöber. Ihren gelben Pupillen erſchien zum letztenmal das Leben: Sie ſah, was ferne im Frühling geſchah. Und ihre Sinne verfinſterten ſich, und die zuſammenfallenden Lippen murmelten: „Die Liebe kennt nur ſich, die grauſame Liebe.“

Starr, mit geballten Fäuſten, fiel ſie in die Arme des Wartenden, der ihre Augen ſchloß.

Der Tod blies ſich in die Hände, zündete eine Kerze an, kramte in der Schublade und zog ein Leichentuch heraus.

Schmulius Cäsar
oder
Die Marzauner Kunstepoche

Es war einmal ... doch nein: ſo fangen Märchen an, und dieſe Geſchichte hier iſt zwar unwahrſcheinlich, aber nichtsdeſtoweniger ſo wahr, daß ich bereit wäre, meine Hand dafür ins Feuer zu legen, wenn eine meiner reizenden Leſerinnen (alle Leſerinnen ſind reizend) ſo grauſam und antik (keine Leſerin iſt antik) wäre, derlei von einem Manne zu verlangen, der ſich zwar ſchon oft das Maul (wie das Volk ſagt, dem wir ſein Reſervatrecht auf Grobheit ja nicht verkümmern wollen) verbrannt hat, aber mit ſeinen Händen lieber anderen feurigen Dingen zu nahe kommt, als angebrannten Holzſcheiten oder Kohlen, die bloß weh tun.

Übrigens braucht ſie ja niemand zu glauben, und es iſt auch gar nicht der vornehmſte Zweck von Geſchichten, daß ſie geglaubt werden. Ich für mein Teil glaube nicht einmal an die Weltgeſchichte, denn es iſt eine Reihe von Geiſtererſcheinungen, und ein Menſch von aufgeklärtem Gehirn glaubt nur an das, was er ſehen, greifen, riechen, hören kann. Aber erzählen laſſe ich mir immer wieder aufs neue gerne, was für Geſchichten der liebe Gott unter den Menſchen angerichtet hat: wie die Geſchichtserzähler behaupten, die ſich durch die Gabe treuherzigen Glaubens vor allen übrigen Menſchen nicht weniger auszeichnen, als durch eine zwar beſchränkte, innerhalb ihrer Schranken aber höchſt muntere Phantaſie, neben der die eines politiſchen Leitartikeldichters ſchmächtig genannt werden muß. Ich laſſe mir gern erzählen und erzähle gern. Warum? Aus einem unerſättlichen Vergnügen an dem köſtlichen Phänomen, daß alles, was durch das Gehirn des Menſchen geht (ich glaube: nicht einmal die Mathematik ausgenommen), eine Abwandlung der völlig unintereſſanten Realität in die höchſt intereſſante Momentwahrheit eines Gehirnes iſt. Es paſſiert mir zuweilen, daß ich wünſchte, ein Tier zu ſein, z. B. Zottel, mein Kater, der es viel beſſer hat, als ich; wenn ich dann aber bedenke, daß er lediglich auf die törichte Wirklichkeit angewieſen und nicht imſtande

iſt, Gehirndeſtillate zu genießen, die den Extrakt daraus: die Wahrheit, enthalten, ſo beſchmutze ich ſein weißes Fell nicht mehr mit meinem Neide.

Somit, denke ich, Freund Leſer (oder Feind), ſind Ew. Exzellenz genug gewarnt. Noch iſt es Zeit, eine Geſchichte wegzulegen, über die Sie ſich vermutlich ſehr ärgern werden, wenn Sie von ihr irgend etwas erwarten, das Ihrem Bedürfnis nach Glaubhaftigkeit (oder wie Sie Ihren Ernſt ſonſt gern nennen) Nahrung zu geben geeignet iſt. Noch einen Augenblick, und ich mache die Tür auf: nicht zu einem Viktualienladen, ſondern zu einer Deſtillation. Nutrimentum ſpiritus. Nichts für Abſtinente. Wer eintritt, muß einen Puff vertragen. Es werden auch einige Zylinderhüte eingetrieben.

* * *

Der Conte Navagero, ein Nobile aus der alten Stadt Landshut an der Iſar, und Maler, Bildhauer, Architekt, Radierer, Holzſchneider, Steinzeichner dazu, ein Menſch, für den es kein Material gab, aus dem es ihn nicht gejuckt hätte, etwas Hübſches zu kneten, zu ſchneiden, zu baſteln, zu hämmern, zu preſſen, zu lochen, zu kratzen und was man ſonſt noch mit den zehn Fingern zweier infolge unabläſſiger Talentausübung ewig etwas dreckiger Hände zu machen vermag, ſtand auf ſeines Daches Zinnen und guckte durch ein langes Fernrohr hinab ins tiefe, tiefe Tal. Neben ihm ſtand ſeine kleine, aber edle und gleichfalls überaus talentvolle Gattin (ſie konnte das Klavier zwar nur mit einem Finger bemeiſtern und beſaß auf den fünf Linien des Notenpapiers keine Orientierungsgabe, komponierte aber ganze Opern) und ſtopfte einem grauen Papageien Maulbeeren in den Schnabel.

Der Conte trug die Montur ſeines Genies: einen Malerkittel, deſſen urſprünglich weiße Grundfarbe ſo vollkommen mit Farben-

flecksen jeglichen Ganz-, Halb- und Viertelstons besprenkelt war, daß sie es längst aufgegeben hatte, zur Geltung zu kommen. Und so sehr liebte die Palette ihren Meister, daß sie selbst sein Haupthaar koloristisch belebt hatte. Man hätte meinen können, er bediene sich der Ölfarben als Pomade. Sein langer Spitzbart aber glänzte wunderbarerweise in dem reinen Schwarz, das ihm die Natur verliehen hatte. Der Conte hätte sich die Hände doch auch einmal an ihm abwischen können. Aber nein, das tat er nicht. Eher noch benutzte er seinen über alle Maßen hohen Stehkragen dazu, der infolgedessen eine hübsche halb schottische, halb türkische Musterung zeigte. Auf seiner starken, sehr gräflichen, nein: sehr contehaften Nase (denn das Landshuter Geschlecht derer von Navagero stammte eigentlich aus Venedig) saß ein gewaltiger Hornzwicker vor den gescheitesten und gutmütigsten Augen, die je dazu bestimmt gewesen sind, einem liebenswürdigen künstlerischen Kindskopfe von der äußeren Welt gerade so viel zu vermitteln, als dem in den bunten Kram seiner eigenen Welt passen mochte.

Olympia, des mageren Francesco wohlbeleibte Gemahlin, war mit einem höchst primitiven Gewande angetan, das man wohl einen Kartoffelsack hätte heißen können (denn es war aus Rupfen und ohne viele Schneiderkunst einfach geradezu geschnitten), wäre es nicht über und über höchst prachtvoll mit den buntesten und phantastischsten Pflanzen und Tieren navagerischer Herkunft bedeckt gewesen: zwar eigentlich mit einem Tapetenmuster, aber in der Wirkung ebenso lustig wie hübsch. Auf die Rundung ihrer rechten Brust war gerade ein Affe zu sitzen gekommen, der die Flöte spielte; auf der linken saß ein Kreuzschnabel und behämmerte einen Pinienapfel; die ganze Hinterfront hinab ergoß sich ein Regen von Apfelsinen über einen auf dem Bauche schlafenden Faun, von dem aber nur die Rückenlinie mit ihrem letzten Ausläufer, dem Bocksschwänzchen, übriggeblieben war; alles übrige hatte, der geringen

Längsausdehnung Olympias wegen, der Schere zum Opfer fallen müſſen. In ihrem ſchwarzen, durch keine Brennſchere, ſondern von Gnaden der Natur gelockten Haare wurde die mangelnde Friſur durch eine venezianiſche Glasſchmelzkette erſetzt, deren einzelne Glieder in Form und Farbe gleichfalls den Geſchmack und die Kunſt ihres erlauchten Gatten verrieten. Sie waren nach ſeinen Angaben und unter ſeiner Aufſicht in Murano entſtanden und bewieſen, daß Francesco noch buntere Einfälle hatte als die alten Ägypter, die dieſe Ketten vor ein paar tauſend Jahren nur deshalb erfunden haben, damit Francesco ſie einmal noch ſchöner machen konnte. Lapislazuliblau und Orange, Bernſteingelb und Achatgrün bemühten ſich um die Wette, das Schwarz der Haare Olympias zu heben. Sah man genauer hin, ſo entdeckte man, daß jedes einzelne Schmelzſtück ein kleines Kunſtwerk war: von Gold durchtupft, mit kleinen Schlangenlinien ornamentiert, in geometriſche Formen abgeteilt, pfauenſchwanzartig oder faſaniſch leuchtend; eines zeigte ſogar das blaue Weltauge in einem goldenen Dreieck auf ſchwarzem Grunde. Noch lohnender aber war es, das Geſicht Olympias zu betrachten. Es war ſchön und dennoch hübſch: eine Kombination, die ebenſo reizend wie ſelten iſt. Der Conte behauptete zwar, er würde es beſſer gemacht haben: wie er denn überhaupt der Maxime unverhohlen genug Ausdruck gab, die Natur ſei eine Patzerin, von der der Künſtler nur zu lernen habe, wie man es beſſer machen müſſe. Mit dieſer ihrer Leiſtung: Kopf der Olympia, konnte er aber eigentlich zufrieden ſein; und er war es im Grunde auch, wiewohl er, wenn ihn der Navagero-Grimm packte, ſich zu Ausrufen hinreißen ließ wie: „Geh, Limpi, cachiere dieſe dilettantiſche Kinnlinie a bißl; ſie iſt und bleibt pommerſche Reminiſzenz." Worauf dann Olympia regelmäßig von ihrem Familiengrimm ergriffen wurde und jegliches Objekt, das ſie gerade in Händen hatte, erdwärts ſchleuderte. (So einmal eine große

Schüſſel voll Schweinshaxen mit Sauerkraut, weshalb Francesco fortan nie mehr ſeinen Anfall bekam, wenn die Gattin „eſſende Ware" in Händen hatte.) Es war ihr, der geborenen Marcheſina della Polvere, nämlich im höchſten Grade zuwider, daran erinnert zu werden, daß ihre Frau Großmama ſelig aus Pommerland ſtammte. Sehr mit Unrecht: denn die beiden paßten gerade deswegen ſo gut zuſammen, weil er ein verniederbaierter Friulaner, ſie aber eine angepommerte Venezianerin war.

* * *

Wir haben reichlich Zeit, uns in das Äußere des Ehepaares zu vertiefen, denn Francesco guckt noch immer durch das Fernrohr, und Olympia hört nicht auf, den Papageien zu atzen. Wir können uns ſogar noch einen Blick auf die Landſchaft gönnen und einen Ausdruck korrigieren, der mir als klaſſiſche Reminiſzenz, aber gänzlich fehl am Platze in die Feder gelaufen iſt. Der Conte ſtand nämlich keineswegs auf ſeines Daches Zinnen (denn es hatte keine; auch glaube ich, unmaßgeblichſt, daß unſer großer Dichter ſich zwar poetiſch, aber nicht ganz exakt ausgedrückt hat, — dem Reim zuliebe, in den die Dichter mehr verliebt ſind, als ins Exakte: denn der Beherrſcher von Samos hätte ſehr krätſchbeinig daſtehen müſſen, wenn ſeine Füße auf zwei Zinnen poſtiert geweſen wären), ſondern der Conte ſtand hinter einer Luke auf ſeinem Dachboden. Aber es war der Dachboden eines alten Schloſſes, und zum großen Vergnügen des romantiſch geneigten Malers, ein ſehr ruinöſer Dachboden: ein lebensgefährlich ruinöſer Dachboden ſogar. Doch das tat gar nichts in Anbetracht des entzückenden Umſtands, daß ſich auf ihm, der urſprünglich gar kein Dachboden, ſondern, als das Schloß noch ein paar Stockwerke mehr gehabt hatte, ein Etagenboden geweſen war, die ehrwürdigſte Reliquie der ritterlichen Vergangenheit des Schloſſes befand: ein gotiſcher Abtritt: jener gotiſche Abtritt, auf

dem der Teufel die alte Köchin Kordula (wegen frevelhaften Absiedens von Schweinefett an einem Freitag) erwürgt hatte, so zwar, daß sie noch zu Zeiten unserer Geschichte mit dem zum Rücken umgedrehten Kopfe spuken ging, den Schmalznapf in der Rechten, den Rührlöffel in der Linken. Auch befanden sich hier oben, wo die Schlafstätten des Gastgesindes gewesen waren, allerhand alte Rötelinschriften an den Wänden, womit sich die Knechte und Knappen zu verewigen getrachtet hatten. Meist waren es nur ihre Namen und die Daten mit Ankunft und Abreise. Aber es hat auch ausführlichere Knechte und Knappen gegeben; ja sogar poetische. Einer hatte, recht indiskret, vermeldet:

In disem Gschloß
Ich Freiden vil
Mit Lipespil
Von der roten Zusl genoß.
Valtein Tschullerer von Völs.

Der Conte, der überhaupt zu temperamentvollen Übertreibungen geneigt war, erklärte, diese Inschrift sei zehntausendmal (billiger gab er's überhaupt nie) interessanter als die auf dem Kickelhahn, und er erging sich gerne in Betrachtungen darüber, was der Valtein Tschullerer von Völs wohl für ein Dichter geworden wäre, wenn das blödsinnige Fatum ihn nicht dazu bestimmt gehabt hätte, „irgendeinem Esel von Ritter die Stiefel zu schmieren". Es versteht sich von selbst, daß er Valteins Liebesspiel mit der roten Zusl in Holz, Kupfer und Stein verewigt hat.

Jetzt aber hatte er keinerlei Interesse dafür, sondern starrte immerzu weiter durch das Perspektiv, das genau auf den Punkt gerichtet war, wo (wir überblicken nun auch unsererseits die Landschaft) unterhalb einer zackigen Burgruine die Landstraße sichtbar zu werden beginnt, die von der alten Kaufmannsstadt im Tale zu dem Plateau hinaufführt, wo sich der Adel des Landes vor Jahr-

hunderten ſeine Schlöſſer und Herbſtluſtſitze (gegen achtzig an der Zahl) hingebaut hat. Beugen wir uns ein wenig zur Luke hinaus, ſo erblicken wir zuerſt den Schloßhof; doch das klingt zu feierlich: er iſt ungepflaſtert, uneben, zwiſchen Mauern, Schloß und der Atelier-Scheune ein ungepflegter, wieſiger Raum, auf dem ſich ein paar alte Maulbeerbäume und eine große Trauerweide die gemütlichſten Winkel ausgeſucht haben. Ein alter Röhrenbrunnen in Form einer Granitſäule, auf der ein Löwe mit dem Wappen des Conte Navagero und der geb. Marcheſina della Polvere ſteht, läßt ſein Waſſer in einen großen Steintrog plätſchern, dem Francesco einen Fries völlig betrunkener kleiner Bacchuſſe eingehauen hat: für einen Waſſertrog etwas unpaſſend zwar, aber ſehr luſtig anzuſehen. Gleich hinter dem Brunnen erhebt ſich eine Mauer: der Reſt des „römiſchen Schloſſes", das, wie der Maler nicht müde wird zu beteuern, urſprünglich hier geſtanden hat. Seine übrigen Mauern, gleichfalls Ruinen, umzirken mit ihr einen verwilderten Garten: den Ruinengarten. In ihm verſuchen zwiſchen halbmannshohen Buchseinfaſſungen allerlei Blumen und Gemüſe zu wachſen. Doch gelingt das viel weniger ihnen, als dem im Frühjahr und Sommer fett aufſchießenden Unkraut, das nun gelb und dürr geworden iſt. Um ſo grüner, ſaftiger ſchaut der Efeu her, der aus ſchenkeldicken Stämmen die Mauern hinanwuchert. Er ſtrotzt von metalliſch dunkelblauen Beeren, dem Freitiſch der Amſeln, wenn, wie jetzt, die Frucht der Rebe im Maiſchbottich verſchwunden iſt. Es iſt Spätherbſt, und die Weinleiten ſehen ſchon mehr braun als gelb und etwas verrauft aus, denn die Bauern haben bereits einen Teil der Blätter zum Viehfüttern verwendet. Dafür flammen um ſo feuriger in Rot und Gelb die Obſtbäume und, wo noch Wald dem Bauernbeile ſtandgehalten hat, ſteht bronzen die Buche, golden die Eiche, zitronen mit ſilbernem Schafte die Birke. Weniger Feuer entfaltet beim Sterben das Laub der Edelkaſtanie: es brennt braun-

gelb ab. Drüben das Mittelgebirg, das uns den Fluß verbirgt, der nach Italien zieht, ſteht im ſchwärzlichen Grün ſeiner Fichten und Tannen vor gelbgrau nackten Dolomiten. Gleich einem rieſigen Nashorn wuchtet, ein Epos in Stein, der gewaltige Schlern. Der Zackenfirleſanz des Roſengartens wartet gefallſüchtig auf die Feuerwerkseffekte, die ihm bald die untergehende Sonne zum unausſprechlichen Vergnügen der Anſichtskarten-Induſtrie abgewinnen wird.

* * *

Wir hätten noch vieles andere zu betrachten, aber der Conte erhebt plötzlich mit gebietender Majeſtät die rechte Hand und ruft: „Die Fahne heraus! Herrgottſakra, wo bleibt denn Joſef Beppino mit dem Lumpen!"

Darauf Olympia, viel weniger lebhaft: „Er wird ihn halt noch flicken."

„So a Schlamperei!" knurrt Francesco; „wenn net ich alles tu, geſchieht gar nix. Wozu hab ich eigentlich meine Sklaven?"

„Daß der König was zu ſchimpfen hat. Sonſt wäre ihm net wohl," antwortete eine fette Falſettſtimme aus der Tiefe ſehr phlegmatiſch.

Es iſt Joſef Beppino, der ſich ſo reſpektwidrig äußert, weil er zwar der Oberſte der Sklaven, gleichzeitig aber Francescos leiblicher älterer Bruder iſt: auch ein Conte Navagero alſo, aber nicht mit den Souveränitätsrechten ausgeſtattet, die im gräflichen Gemeinweſen nur die bildende Kunſt verleiht.

Joſef Beppino iſt nämlich bloß Dichter, und dazu einer, der nicht zum Dichten kommt, weil er der Haushofmeiſter ſeines königlichen Bruders und überdies deſſen Geſchäftsführer iſt. Auch muß er, in allen Ehren, verſteht ſich, gewiſſe Funktionen des Ehemanns Francesco vertreten: muß mit Olympia ſpazieren gehen, wenn Seine

Majeſtät unluſtig dazu oder durch Genieausübung verhindert iſt, muß mit ihr muſizieren und muß ferner ihr Beiſtand leiſten, wenn ſie „ihren Zorn" oder Heimweh nach den Lagunen kriegt. Bei ſolcher Gelegenheit zeigt es ſich ganz deutlich, daß nicht alles Diplomatengeſchick des Navageriſchen Hauſes von den glorioſen Vorfahren aufgebraucht worden iſt, die im Dienſte des Markuslöwen unverwelklichen Lorbeer errungen haben. Äußerlich aber hat er gar nichts von einem Machiavell an ſich, ſondern ſieht wie die verkörperte Lyrik und Gemütlichkeit aus.

Wenn ſich die Haare des königlichen Navagero mit der ganzen Widerſpenſtigkeit künſtleriſcher Majeſtät ſträuben, ſo ſchmiegen ſich die ſeinen ſänftiglich dem langen Schädel an und dulden ſogar die Andeutung eines Scheitels, der nur jeglicher Pflege allzuſehr entbehrt, als daß er den Eindruck von bewußter Friſiertendenz machen könnte. Verkündet Francescos Condottierenſpitzbart die Unbeugſamkeit befehlshaberiſchen Willens, ſo ſchäkert das Schnurrbärtchen Joſef Beppinos gleichſam mit lyriſchen Zephiren und wehrt ſich milde dagegen, daß man ſeine beiden aufgedrehten Löckchen für Widerhaken des Widerſpruchs anſehe. Wenn die gebietend vortrotzende Conte-Naſe des Tyrannen Navagero als Bollwerk grauſamer Energie angeſehen ſein will, ſo beſcheidet ſich die haushofmeiſterliche mit den Reizen weicher Richtungsunbeſtimmtheit. Sogar der Zwikker wirkt bei Joſef Beppino ganz anders als bei dem kriegeriſchen Bruder: er iſt einfach ein optiſches Hilfsmittel ohne allen heroiſchen Ausdruck, während man bei Francescos Hornkneifer das Gefühl nicht los wird, es ſei das Rudiment jener ehernen Helmausgucke, durch die die ritterlichen Ahnen des Geſchlechtes Blitze ſchoſſen.

Das Lieblingsgewand des ſanfteren Navagero iſt ein kamelhärener Schlafrock ohne alle künſtleriſchen Aſpirationen: ganz einfach ein Schlafrock mit einer Troddelſchnur um des ſchmächtigen Leibes Mitte, und überall dort abgewetzt, wo auch bei gewöhnlichen

Menſchen Schlafröcke abgewetzt zu ſein pflegen. Francesco findet ihn „würdelos und über alle Maßen gemein". Es hat ſchon Wortgefechte wegen dieſes bourgeoiſen Kleidungsſtückes gegeben, die an Szenen im öſterreichiſchen Reichsrate erinnerten, aber Joſef Beppino, ſonſt ein lyriſches Lamm, hat ſich immer als dramatiſchen Puma (Löwe wäre Übertreibung) bewährt, wenn es galt, ſein Recht auf Bequemlichkeit und Salopperie zu verteidigen. Übrigens hört auch bei ihm die Bequemlichkeit in der Halsgegend auf: auch er trägt Stehkragen von einer ſo ſchwindelnden Höhe, daß, als einmal ein bäuerlicher Floh dem lyriſchen Conte angeſprungen war, es für die ganze Familie ein aufregendes Schauſpiel war, zu beobachten, wie er, obwohl doch zu den Gemſen unter den Inſekten gehörig, mit deutlichen Symptomen von Schwindelangſt auf dem Kragengrate bange einherhatſchte.

(Olympia hat das erſtaunliche Ereignis zu einem muſikaliſchen Seelengemälde mit dem Titel „Der verzagte Floh" verkomponiert. Ich erwähne das als Beweis dafür, daß Olympia zur modernen Richtung in der Muſik neigt und innerhalb dieſer einen Platz auf der äußerſten Linken beanſpruchen darf. Denn pſychologiſcher und zugleich ausdruckmalender wird ſchwerlich ein modernes Tonſtück erfunden werden als dies, in dem die kühne Tönewälzerin gleichzeitig das ungewohnte Gefühl des Schwindels in einem Floh. hirn und die zwiſchen Sprunganſätzen und bekümmertem Hinſchle ..en einherſchwankende Bewegung anhörlich machte, in der es ſich kundgab. Sie hat mit dieſem inſpirierten Treffer gewiſſermaßen den Floh für die Muſik erobert: eine Eroberung, die man bei dem Mangel an wirklich originellen muſikaliſchen Stoffen nur mit der äußerſten Befriedigung begrüßen kann.)

Doch es erſcheint an der Zeit, in der eigentlichen Erzählung fortzufahren.

Alſo Joſef Beppino, nein Joſef Beppinos Antlitz erſchien

oberhalb der oberſten Sproſſe der Dachtreppenleiter und lächelte befriedigt, ſo, wie das Antlitz eines Menſchen lächelt, der ein ſchweres Werk vollbracht hat. Dieſes Werk trug er um Bruſt und Bauch geſchlungen. Als er ganz zum Vorſchein gekommen war, ſah man, daß es ihm auch noch als Schleppe folgte.

Es beſtand aus vier aneinander genähten Bettüchern, die Francesco vor Jahr und Tag einmal ihrer eigentlichen Beſtimmung entzogen hatte, indem er ihnen die Ehre antat, darauf die Wirkung rieſiger, von ihm ſelbſt geſchnittener Bildſchablonen auszuprobieren. Es war in der Zeit geſchehen, als er von der Überzeugung rauſchhaft ergriffen war, es ſei ein ſtupider Blödſinn, in der heutigen, auf Maſſenproduktion gerichteten Zeit, noch Bilder zu malen. Man müßte vielmehr, meinte er (damals!), lediglich Schablonen ſchneiden, einen Muſterdurchklatſch anfertigen und das übrige Sklaven überlaſſen, die dann, je nach Bedarf und Nachfrage ſo viel Nachbeſtellungen anzufertigen hätten, als man brauchte, und als die Schablone hergab.

„Damit ſind Millionen zu verdienen!" konſtatierte er und: „Ich bin imſtande, mit dieſen Schablonenbildern die geſamte moderne Malerei durch Sonne und Mond zu hauen", und: „In zwei Wochen ſchneid' ich euch ſo viel Schablonen jedes Palaſtformats zuſammen, daß für Ölſchinken (wie er [damals!] Ölgemälde zu nennen pflegte) überhaupt keine Wand mehr übrig bleibt in ſämtlichen Weltteilen." Und noch vieles andere Ähnliche ſagte er — damals.

Indeſſen: ehe er noch die Probe auf die Millionen gemacht hatte, warf er Schere und Schablonenkarton in den Winkel und meinte, die Technik habe jeden Reiz für ihn verloren; ſie ſei zu leicht; derlei müſſe man Buchbindern überlaſſen. Joſef Beppino aber ſchrieb mit reſigniertem Lächeln in das Navageriſche Hauptbuch den Poſten: „Wieder ein paar Millionen — für ſpäter. Diesmal gegen hundertfünfzig Quadratmeter Schablonen. Eine ſchöner als

die andere. Ausgegeben für ein Mittel gegen Mottenfraß: Zwanzig Kronen österreichischer Währung.

„O ruhet sanft! Ihr seid zu schön,
Um in gemeinen
Staatsschuldenscheinen
Aufzuerstehen!“

Und sie waren wirklich sehr schön und atmeten wirklich mehr Talent, Laune, Farben- und Formensinn als recht viele in beträchtlich längerer Zeit zusammengepinselte Ölschinken von Künstlern, die, zu ihrem Glücke, nicht so an Talenthypertrophie litten, wie der allzu talentvolle Conte, der aus lauter Begabung nicht dazu kam, die weniger Begabten durch Sonne und Mond zu hauen und sich mit den ebenbürtigen Kunstgenossen zu messen. Hielten ihm das Olympia und Josef Beppino im Vereine einmal vor, so pflegte er zu entgegnen: „Das ist der Standpunkt von Sklaven. Für den König ist die Überzeugung genug, daß er könnte, wenn er wollte. Aber er will net, will durchaus net. Weil's langweilig ist, eine Sache zur Vollkommenheit zu treiben. Wenn ich seh', ich kann was, so laß ich's bleiben und such' mir was, das ich noch net kann. Herrgottsdonnerwetter: bin ich denn dazu da, mit anderen Leuten zu konkurrieren, die stumpfsinnig genug sind, um immer auf einem und demselben Esel zu reiten? Ich setz' mich heut auf ein Karussellpferd, wenn ich Lust hab', und morgen auf einen Delphin, und übermorgen fahr' ich in die Luft auf einem chinesischen Drachen, und wenn ihr net aufhört, mich zu sekkieren, so bleib' ich einfach auf meinem Thron sitzen und fange Fliegen.“ Worauf dann immer wieder die Petition an ihn erging, er möge nur ganz nach allerhöchst seinem Belieben ausreiten, auf was immer es ihn gelüstete, aber nicht vergessen, einige Kassenscheine mit heimzubringen, zu seiner eignen und der Sklaven Nahrung und Notdurft und zur Erhaltung des Schlosses.

Das tat er denn auch getreulich, und wenn es Tage gab, an denen die gräflichen Kaſſen ſo leer waren, daß ſelbſt die Hunde es witterten und ihre Witterung auf die bekannte unäſthetiſche Weiſe bekundeten, ſo gab es wieder andere, an denen der König zu ſeiner Gattin ſagen konnte: „Limpi, ſchau mal nach, ob ich in meiner Weſtentaſch' net an Tauſender hab' ſtecken laſſen; ich ſeh' eben, daß ich bloß noch neunzehn bei mir hab', und es müſſen, mein' ich, zwanzig ſein."

Es kam vor, daß der Conte ſein Schloß genau mit ſo viel Geld verließ, um nach Berlin reiſen zu können, wo er eine Wagenladung Navageriſcher Kunſt an den Mann zu bringen gedachte, während er die Zurückbleibenden lediglich ihrem Kredit anzuempfehlen vermochte; und eine Woche darauf telegraphierte er aus Venedig, daß er dort auf Grund eines großen bildhaueriſchen Auftrages aus Berlin zwei Paläſte gekauft habe und augenblicklich hundertundzwanzig Steinmetze beſchäftigte. Jeder andere hätte geglaubt, der Arme ſei aus Nahrungsſorgen übergeſchnappt und deliriere telegraphiſch. Nicht ſo Olympia und Joſef Beppino. Dieſe verſetzten augenblicklich, was Verſetzbares noch da war, und fuhren nach Venedig, wo ſie ohne viel Erſtaunen über den Portalen der beiden Paläſte bereits das Navageropolveriſche Wappen erblickten und ſtundenlang ſich damit vergnügten, durch die Zimmerfluchten zu ſchreiten, die einſtweilen nur durch ihre Phantaſie mit Möbeln ausgeſtattet werden konnten.

Bald hing Francesco auf einem Gerüſt an der Faſſade eines Schloſſes über der Donau und malte Rittergeſchichten auf den naſſen Kalk; bald ſah man ihn nächtlicherweile den Hof eines Münchener Bräus in Berlin mit Fresken bedecken, während er tagsüber ſchlief; bald ſtand er tagelang an einer von ihm erfundenen lithographiſchen Preſſe und erzeugte kilometerweiſe Tapeten; bald überwachte er den Brand von Terrakottaöfen und förderte Vaſen, Sta-

tuen, Kaminverkleidungen zutage: lauter Produkte seiner knetenden Hand; jetzt schmückte er ein fürstliches Mausoleum aus; dann ein Nationalmuseum; darauf eine städtische Schule; nun ein Warenhaus; sodann den Saal in einem kaiserlichen Schlosse; bald war er irgendwo hoch im Norden; nicht lange darauf tief im Süden, immerzu schaffend: ganze Häuser, oder auch mal Kleinkram: Töpfe, Bucheinbände, Kassetten, — aber immer kam mal eine Zeit, wo er mit entschlossener Kehrtwendung den „ganzen Blödsinn" hinter sich ließ und irgendwo (das war seine Hauptpassion) ein altes Schloß kaufte, dort als König zu hausen.

Auf dem im südlichen Tirole (wo unsere Geschichte nun wirklich bald beginnen wird sich zu begeben) befand er sich schon über ein Jahr, und er gedachte es auch noch nicht allzubald zu verlassen. Wenigstens nicht vor Inaugurierung der Marzauner Kunstepoche, die er sich in den Kopf gesetzt hatte.

* * *

Aber so weit sind wir noch nicht. Es muß uns einstweilen genügen, bei Hissung der Marzauner Kunstepochenfahne zugegen zu sein.

Daß sie aus drei zusammengenähten Leinentüchern mit Schablonenbildern bestand, wurde bereits gemeldet. Welche Not Josef Beppino hatte, sich aus ihrer Umschlingung zu befreien, wie gemütlos vergnügt Olympia über seine dabei exekutierten Derwisch- und Serpentintänze lachte, welche Flüche Francesco dazwischen grunzte, und wie dämonisch der Papagei das Ganze zu einer Kakophonie dachsparrenerschütternder Schrille machte, indem er unausgesetzt schrie:

Limpi, limpi lora,
Ora et labora,
Schneid dem Franzl d'Ohr a,

Daß die Rotte Korah
Nicht bloß leeres Sauerkraut
Auf dem Marmortiſch erſchaut.
Periculum in mora!

—: auch dies möchte gerne des Ausführlicheren vermeldet werden, aber ich ſehe nicht ab, wann ich mit dieſer Geſchichte fertig werden ſoll, wenn ich in dieſer epiſchen Breite fortfahre, ohne anzufangen.

* * *

Begeben wir uns lieber, während Joſef Beppino mit unſäglichen Mühen das endlos lange Fahnentuch an der Querleiſte der Fahnenſtange befeſtigt, die drei engen und gewundenen, daher „das Darmwerk" genannten Treppen des Schloſſes hinab auf den Hof, um aus genügendem Abſtande die drei zur Flagge vergatterten Bilder zu bewundern, die Francescos Schere dem Schablonenkarton abgewonnen hat.

Das Glück iſt uns günſtig: ein ſanftes Windchen aus der Furklauſchlucht breitet glättend die Marzauner Kunſtepochenflagge aus und hält ſie uns in überſichtlicher Schräge vor. Schnell, ehe die Mendelnaſe einen katarrhaliſchen Boreas hineinpruſtet, konſtatieren wir: Erſtes Bild (unterſtes): Vater Silen reitet ſchmerbäuchig auf einem Eſel durch eine Säulenhalle, die hinten wandartig mit einem purpurroten, goldfranſigen Tuche verhängt iſt. Er bläſt auf einer ſchilfgrünen Bündelflöte; ein Kranz von dunklen Roſen ſitzt ihm ſchief auf der Glatze; ſchwarz hängt, vom Weine prall ein Schlauch über die Kruppe des geduldigen Reittieres, das eine wohlbeleibte Dame am goldenen Halfterbande führt. Ihre Korpulenz iſt völlig offenkundig, denn ſie iſt durchaus nackt wie ein Ferkelchen. Immer der Tatſache eingedenk, daß auch die klarſten Bilder von mangelhafter Intelligenz gerne mißverſtanden werden, hat der gutmütige Künſtler auf einem Täfelchen, das zwiſchen zwei Säulen

an einem Gewinde von Maiskolben hängt, die Inſchrift angebracht: „Die Dichtkunſt, geleitet von der Malerei."

Laſſen wir alle Fragen, die uns nun erſt recht beſtürmen, beiſeite (—: warum iſt die Malerei ſo dick? warum die Dichtkunſt noch dicker? warum haben beide nichts an? warum reitet die Poeſie auf einem Eſel? warum hat ſie eine Glatze? warum iſt ſie ſo ungalant, die Malerei zu Fuß gehen zu laſſen? warum braucht ſie eine Führerin? warum gerade dieſe? wo geht der Weg hin?) und wenden wir uns zu dem zweiten Bilde.

Auch dieſes hat eine Legende. Sie ſteckt hier in einem hohlen Baume und lieſt ſich von einem verwitterten Brette ab wie folgt: „Die Muſik und ihr Publikum." Und was ſehen wir? Einen ungemein mageren Orpheus, der an dem hohlen Baumſtrunke ſteht und auf einer entſchieden unmöglichen, ſcharlachroten Baßgeige von mindeſtens zwei Dutzend goldenen, ſilbernen, därmenen, bindfadenen Saiten ſpielt. Iſt es wirklich Orpheus? Iſt es nicht vielmehr Johannes der Heuſchreckliche? Man möchte es angeſichts ſeiner hohlen Wangen, ſeines verwilderten Bartes, ſeines düſter-ekſtatiſchen Ausdruckes, ſeines härenen Gewandes wohl glauben. Aber ich habe noch nie einen Johannes geſehen, der in der Wüſte eine Pelzmütze mit Ohrenklappen getragen hätte. Während ich mir wohl einen Muſiker denken kann, der ſich vor ſeinen Tönen durch Ohrenklappen ſchützt. Gleichviel: das Publikum dieſes Baßgeigers iſt in einem Taumel von Verzückung. Hier wälzt ſich eine (erſichtlich noch jungfräuliche) Ferkelin ſelig ergriffen auf dem Rücken und rüſſelküßt dabei ein ſinnig hingelagertes Kälbchen von ſentimentalſt verſchmolzenem Ausdrucke. Da brütet ein Elefantenweibchen myſtiſch vor ſich hin, gänzlich gefühllos gegen die vehemente Leidenſchaftlichkeit eines hingeriſſenen Katers, der ſeinen Rüſſel umkrallt. Dort ſcheint eine ganze Herde von lilienweißen Hennen an der Drehkrankheit zu leiden, die man den Pips nennt, während ein durchaus feuer-

roter Hahn auf den Kopf einer Apolloſtatue (die an Mozarts Züge erinnert) geflogen iſt, die Flügel rappelt und aus ganz maßlos übertriebener Schnabelſperrung ſo heftig kräht, daß ein boshafter Schimpanſe, dem hinter jedem Ohre rieſige Federhalter ſtecken, mit Pferdeäpfeln nach ihm ſchmeißt. Das andere Getier iſt in der Schnelligkeit nicht zu unterſcheiden, bis auf einen Walfiſch, dem trotz ſeiner Taubheit dicke fiſchtrangelbe Tränen aus den Augen rinnen. Dafür iſt recht deutlich zu erkennen, daß die graublauen Wolken, die über dem Ganzen (einem nur durch den feuerroten Hahn unterbrochenen Halbdunkel) lagern, eigentlich rieſige, verſchwommen aufgedunſene Waſſerköpfe mit den Zügen der großen Komponiſten der Vergangenheit ſind. Am gewaltigſten wirkt Richard Wagners Schädel mit dem gewitterſchwarzen Barett vor. Die Franſen ſeines Halsbartes ſchleifen beinahe auf der Erde und ſcheinen eben im Begriffe, ſich in einem ausgiebigen Landregen zu ergießen. Da wir durchaus keine Zeit haben, uns über dieſes Bild die Gedanken zu machen, zu denen es offenbar herausfordern will, wenden wir uns ſchleunigſt zu dem dritten.

Es wäre das klarſte von allen, wenn es nicht den infam dunklen Titel führte: „Gehirn mit Ei, oder der Philoſoph.“ Weiß der liebe Himmel, warum Francesco dieſe rätſelhafte Inſchrift auf einer großen Pfeffer- und Salzbüchſe angebracht hat, die, in Form einer griechiſchen Vaſe mit dem Doppelkopf Sokrates-Nietzſche, auf einer gedeckten Tafel ſteht, an der ein junger, blaſiert ausſehender Herr in Biedermeiertracht ſitzt. Ich würde das Bild einfach nennen: Der wohlhabende Feinſchmecker. Er ſitzt in einer Art Monopteros, deſſen ſchwarze Granitſäulen von gelben Roſen umrankt ſind, auf einem offenbar ſehr hohen Berge, denn man ſieht nur felſigen Grund, und die Landſchaft iſt völlig die eines Hochgebirgspanoramas. Er ſitzt blaſiert in ſeinem hechtblauen Biedermeierfracke da, mit ſeinem Biedermeiervatermörder, ſeiner großen amarantfarbenen Bie-

dermeierkrawatte, ſeiner geblümten Biedermeierweſte mit der goldenen Biedermeieruhrſchnalle, ſeinen viel zu engen weißen Biedermeiernankinghoſen, den geſchwungenen Biedermeierzylinder auf dem glattraſierten Biedermeierkopfe: ſitzt da, läßt ſich auftiſchen und zieht das Maul recht kennermäßig ſchief. Rechts reicht ihm auf ſilberner Schüſſel ein Lakai in ſchwarzer Livree mit dem Kopfe eines unendlich gelehrten Profeſſors der Weltweisheit eine Portion gebakkenes Gehirn, ſehr hüſch mit Zitronenſchnitten garniert; links bietet ihm eine (wie könnt' es bei Francesco anders ſein) mutterſeelennackte Negerin, lackſtiefelſchwarz und glänzend, ſtraff- und rundbrüſtig gegen alle ethnographiſche Erfahrung, auf einem rieſigen Weinblatte eine Portion Rühreier, rund umwallt von einer mattgrau blinkenden Mauer Maloſſols. Vor ihm ſtehen zwei Flaſchen. Eine, mit einer cochenilleroten Flüſſigkeit, trägt die Aufſchrift: ἀριστον μεν το ὑδωρ. Eine andere, von der man dem Anſcheine nach gerade annehmen ſollte, daß ſie Waſſer enthält, verkündet auf ihrer Etikette: Nutrimentum ſpiritus. — Wie ich Francesco kenne, hat er ſich abſichtlich verſchrieben. Aber wir wollen ihm nicht den Gefallen tun, dieſer Abſicht nachzugrübeln, ſondern ihn mit der Vermutung beleidigen, er habe nicht gewußt, was er ſchrieb. Warum gibt er uns auch durch die Schablone Rätſel auf.

Sind wir dazu da, Bilderrätſel zu löſen? Nein, wir ſind dazu da, eine Geſchichte zu hören. Ich verlange mit Entſchiedenheit, daß ſie nun endlich beginnt. Glauben Sie vielleicht, ich habe meine Zeit geſtohlen, Herr Conte? Wenn Sie ſchon Leute auf Ihr Schloß einladen, ſo hat dort auch etwas zu paſſieren.

* * *

Aber wir brauchen uns jetzt wirklich nicht aufzuregen, denn während wir uns die Fahne angeſehen haben, iſt wirklich etwas paſſiert.

Gleich nachdem wir das Darmwerk hinuntergekrochen waren, begaben ſich auch die Navageriſchen vom Dachboden weg; Francesco, wie ſich's nicht anders geziemt, voran, dann Olympia mit dem Papagei, Joſef Beppino als Nachtrab. Sie gingen ein jedes in ſein Gemach und machten ſich ſchön. Olympia wuſch ſich bloß die Hände, Joſef Beppino ſogar das Geſicht: Francesco aber entledigte ſich ſeines Genietalars und tat einen ſchwarzen Gehrock an. Ausgebürſtet war er nicht, aber er beſaß Würde und Fluß.

Als ſie ſich im Ritterſaal wieder trafen (ſo genannt nach den Ahnenbildern des verbündeten Hauſes Navagero della Polvere, die Francesco mit dem feinſten Stilgefühle ſo echt dargeſtellt hatte, daß man hier die Geſchichte des maleriſchen Stiles vom zwölften bis zum neunzehnten Jahrhundert ebenſo genau ſtudieren konnte, wie die phyſiognomiſche Phantaſie unſeres Freundes), griff Francesco in die rechte Schoßtaſche ſeines Feſtgewandes, wo ſich ſein Schneuztuch zu befinden pflegte, fand dort auch wirklich ein Produkt der Textilbranche und führte es gegen die Naſe. Statt aber das Trompetenſignal von ſich zu geben, in dem ſich das Geſchäft des Schneuzens bei ihm phonetiſch zu äußern pflegte, pruſtete er fürchterlich und entlud gleich darauf ein Donnerwetter von Flüchen. Er hatte einen Mallappen erwiſcht und die Naſe voll Firnis und Ölfarbe bekommen. Auf dem Rücken der Naſe aber ſaß ein viel zu großes Glanzlicht Kremſerweiß.

Dieſer Anblick verſetzte Olympia in eine ſchlechthin homeriſche Heiterkeit. Sie lachte, daß nicht nur der Affe auf ihrer Bruſt, ſondern auch die Apfelſinen auf ihrem Rücken zu tanzen begannen. Sie lachte ſo frenetiſch, daß ſie ſich verſchluckte und Joſef Beppino, der ſie nach ſeiner Weiſe mit einem ſpeckigen Meckern akkompagniert hatte, genötigt war, ihr den Rücken abzuklopfen. Um ihm das zu erleichtern, legte ſie ſich bäuchlings über die Seitenlehne eines höchſt

ehrwürdigen Kanapees, das unter der Erſchütterung des lachenden und überdies geklopften Körpers zu quietſchen begann.

Nicht genug damit, fühlte ſich nun auch noch der Papagei gereizt, einzugreifen, und er gab ſein Glanzſtück zum beſten: die Nachahmung des Navageriſchen Familiengelächters in allen ſeinen Nuancen. Er lachte rollend, dröhnend, ſchnarrend, huſtend, wie es Francesco je nach Gelegenheit konnte; lachte im bald meckernden, bald pfeifenden, bald ächzenden Falſett Joſef Beppinos: welche Skala von Tönen, welche Naturlaute, welche Elementarereigniſſe von Bauchfellerſchütterungen er aber zum beſten gab, indem er Olympias Univerſalität in der Kunſt des Lachens wiedergab, läßt ſich unmöglich andeuten. Es war, als ob ſämtliche Damen und Herren der Ahnengalerie alle auf einmal den Lachkrampf gekriegt hätten. Sämtliche Vokale und Diphthonge gaben ſich mit ſämtlichen Rachenlauten Rendezvous von ſchrankenloſeſter Ausgelaſſenheit. Sieben Jahrhunderte und alle Raſſen lachten durcheinander, die ſich im Hauſe Navagero della Polvere jemals zuſammengefunden hatten. Pommern und Venedig, Niederbayern und Friaul, Deutſchland und Italien kreiſchten, brüllten, wieherten um die Wette. Schließlich lehnte der kunſtreiche Vogel erſchöpft am Meſſinggitter ſeines Käfigs, Olympia lag, wie in einer Ohnmacht ſchnaufend, in einer Ecke des Kanapees, Joſef Beppino röchelte ſich lyriſch in ein Sofakiſſen aus, und Francesco, der von dieſem Orkane gleichfalls mitgeriſſen worden war, hatte ſich völlig beſinnungslos den Mallappen wie einen Knebel in den Mund geſtopft.

In dieſem Augenblicke tat ſich eine Türe auf, und es betraten ein Herr und eine Dame in Tiroler Koſtümen Pariſer Herkunft den Saal: ein Tiroler und eine Tirolerin aus der Rue de la Paix. Doch ſtammte er eigentlich aus Kattowitz und ſie aus dem nördlichen Berlin. Tut nichts: das Tiroler Potpourri vom Boulevard wirkte entzückend, denn es hatte Geiſt, Geſchmack: Ironie.

Der Kattowitzer beſaß einen ſehr ausdrucksvollen, geiſtreichen und ſchönen Kopf von etwas ſüdſlawiſchem Typus mit träumeriſchen, aber manchmal recht verſchmitzten braunen Augen. Der dunkelbraune Bart verriet durch die ſanft verlaufende Zuſpitzung die erlauchte Schere eines Pariſer Haarkünſtlers. Auf dieſem Kopfe ein exzentriſch winziges, krempenloſes Spitzhütchen aus moosgrünem Filz ſitzen zu ſehen, mit zwei einander gleichſam fliehenden ſchwarzen Gockelhahnfedern und einer roten, blau betroddelten Schnur, war ein komiſcher Genuß von äſthetiſchem Rang. Dieſer Hut war, ethnographiſch genommen, eine Entgleiſung, weil ja die Tiroler gerade ſehr große und breitkrempige Hüte lieben. Nicht minder falſch war die graue, grüngeſäumte Jacke aus brettartig dickem Steiermärker Loden und der roſarote, ſeidene Matroſenſchlips, der auf eine grüne Plüſchweſte mit Meſſingknöpfen niederhing, die gleichfalls nur auf alpinen Maskenbällen vorkommt. Und verfehlt war es auch, daß aus den oberbayriſchen Krachlederkniehoſen nicht das nackte Knie, ſondern ein malvenfarbenes Trikot zum Vorſchein kam. Auch die grauen, mit dicken grünen Ornamenten beſetzten Wadenſtrümpfe gehörten nur zu den Tirolerkoſtümen der Tiroliens der Folies bergères, und die derben Halbſchuhe aus naturfarbenem Leder mochten aus den Pyrenäen ſtammen. Aber das Ganze ſah dennoch nicht albern, ſondern bloß luſtig aus, und wieder nicht bloß luſtig, ſondern eigentlich auch ſehr hübſch. Es war die Maskerade eines geborenen Humoriſten von Geſchmack und wurde, was die Hauptſache war, nicht wie eine Maskerade getragen.

In dieſer Hinſicht konnte es Madame mit Monſieur nicht aufnehmen. Der nördlichen Berlinerin merkte man es an, daß ſie geſchickter war, Pariſer Schleppkleider zu tragen, als dieſen, kaum bis zur Mitte der etwas dürftigen, dafür aber von den ſchönſten weißſeidenen Strümpfen gehobenen Waden, reichenden Dirndlrock aus der Requiſitenkammer der Opéra comique. Auch ſetzte das ſamme-

tene Mieder mit dem ſilbernen Geſchnür eigentlich üppigere Füllung unter dem weißleinenen Hemd voraus. Doch wurde die Fülle durch hüpfende Beweglichkeit erſetzt, — was ſich auch ganz gut ausnahm. Und kurz und gut: auch Madame ſah zwar nicht echt, aber allerliebſt aus. Gerade daß das zwar nicht hübſche, aber ſehr amüſante Geſicht reichlich bemalt und die Bemalung durch kunſtvolle Überpuderung gewiſſermaßen paſtelliſiert war, machte ſich im Sinne des Ganzen ſehr ſtilvoll.

Es verſteht ſich, daß die beiden nicht ſo lange an der Tür ſtanden, als ich gebraucht habe, ſie vorzuſtellen.

Gleich nach ihrem Eintritte gab der Kattowitzer einen Beweis ſeiner unwiderſtehlichen Kunſt, jüdiſch zu jodeln. Er ſtieß einen Jüdler aus, daß tutta la Navageria ſofort auf die Beine ſprang und der Papagei neuerdings den Lachkoller kriegte. Infolgedeſſen mußte die Begrüßungsſzene in das Zimmer verlegt werden, das die Pariſer aufnehmen ſollte.

„Limpi, putzige Kruke, du haſt ja unſere Speiſezimmertapete an!" rief die Berlinerin aus, fügte aber ſowohl aus Höflichkeit wie aus dem Bedürfniſſe pariſeriſch zu wirken, hinzu: „C'eſt épatant!"

Olympia, die, um das gleich zu ſagen, die Berlinerin nicht gerade vorbehaltlos liebte, hätte gerne gleichfalls mit einer Toilettenkritik geantwortet, aber ſie war nicht ſchlagfertig genug dazu, und ſo ſagte ſie bloß: „Ja, grüß euch Gott allemiteinander!"

Dann ſchloſſen ſie ſich in die Arme, wobei Olympia dachte: Fleiſch hat ſie immer noch keins angeſetzt! und die Berlinerin: Schlank wird die in ihrem Leben nicht.

Die Herren aber betaſteten ſich mehr geiſtig und waren bald in einem Geſpräche über die Marzauner Kunſtepoche. Laſſen wir ſie darin, und folgen wir den Damen, die einen Gang durch das Schloß zu machen begannen.

Die Berlinerin war ſehr neugierig darauf, denn ſie hatte Schlöſſer bisher immer nur von außen geſehen und in ihren Görenjahren davon in den kleinen bunten Heften geleſen, aus denen die Berliner Vorſtadtjugend bei Gelegenheit von Ritter- und Geſpenſtergeſchichten das Interieur von Raubritterburgen kennen lernt.

Sie war eigentlich enttäuſcht. Sie vermißte das Verließ und die Folterkammer. Auch hatte ſie ſich alles mehr gotiſch und düſter vorgeſtellt. Da Francesco aber die Gotik augenblicklich perhorreſzierte und für barbariſchen Kitſch erklärte, konnte ihr nur mit einem ſchönen gotiſchen Tore und einem ditto gotiſch geſchnitzten Salzfaß gedient werden. Und dieſe beiden hatten den Conte nicht weniger zum Verfaſſer, als alles andere, was auf Marzaun zu ſehen war, ausgenommen die Mauern des Schloſſes.

„Wieviel Zimmer habt ihr eigentlich?" fragte die Berlinerin, als ſie, um von unten anzufangen, zum Eingangsflur hinabgeſtiegen waren. Denn ſo pflegt man in Berlin ſowohl wie in Paris bei einem erſten Beſuche zu fragen.

Sie war nicht wenig erſtaunt, als Olympia antwortete: „Ja mein! So an die fünfzig. Es können aber auch ſechzig ſein. Ich hab' ſie noch nicht gezählt."

Die Pariſerin (denn in dieſem Augenblicke dachte ſie an die vier Räume ihrer Pariſer Wohnung) kam ſich wie eine vom Schickſal Enterbte vor.

„Und alle möbliert?" fragte ſie.

Olympia lächelte.

Die Berlinerin inquirierte weiter: „Ja, was macht ihr denn mit dieſer Maſſe Zimmer?"

„Halt drin wohnen," antwortete Olympia unerſchrocken.

— „Aber dann brauchſt du ja eine ganze Herde von Stubenmädchen!"

— „Ich? Das tät mir paſſen. Ich hab' grad' an einer genug."

— „Für ſechzig Zimmer?"

— „Wir wohnen doch nicht in allen auf einmal."

Die Berlinerin, ſo klug ſie war, kapierte nicht und machte mit ihren Augen ein deutliches Fragezeichen.

Worauf Olympia antwortete: „Wir ziehen halt immerzu um."

— „Aus einem Zimmer ins andere?"

— „Durchs ganze Gſchloß durch. Aber wir ſind noch lange nicht fertig. Wenn wir fertig ſind, dann ziehen wir wieder aus. Dann wird's langweilig. Augenblicklich wohnen wir im Heidenſchloß."

— „Sind denn das verſchiedene Schlöſſer?"

— „Ja, drei. Das Heidenſchloß iſt das älteſte. Die anderen ſind ſpäter daran gepappt. Das Heidenſchloß, wie wir herkamen, war überhaupt bloß Ruine. Es ſtammt von den Römern. Sagt Franzl. Das zweite iſt romaniſch, das jüngſte gotiſch. Deshalb haben wir auch drei Treppenhäuſer und drei Eingänge. Auch drei Küchen natürlich und drei Keller. Aber wir benutzen bloß die gotiſche Treppe, die romaniſche Küche und den römiſchen Keller."

Das war der Berlinerin zu viel angewandte Kunſtgeſchichte. Sie ſetzte ſich auf einen Küchenſtuhl nieder, der keinem der drei Stile angehörte, ſondern ganz einfach Stuhl und nicht Stil war, und ſagte bloß: „Jotte doch!"

Aber ſie faßte ſich bald wieder und fragte, wie ſie gerne vor Dienſtboten tat, auf franzöſiſch: Und welchem Stile gehört die Köchin an? Ich finde ſie niedlich."

„Sie iſt venezianiſch," antwortete Olympia ſtolz, „die Tochter eines Gondoliere, dem ich franzöſiſche Stunden gegeben habe, wie er nach ‚Venedig in Paris' ging."

Und, was wirklich ein bißchen boshaft war, ſie wandte ſich zu der hübſchen kleinen Küchenmamſell mit der Frage: „N'eſt ce pas, Silvia?"

„Oui Madame," antwortete die Schwarze und kicherte.

Die überrumpelte Pariſerin aus Berlin N. erhob ſich und ſchritt der Türe zu, wobei ſie es höchſt unpaſſend fand, daß Olympia nun Italieniſch mit der Landsmännin ſprach, wodurch Madame in die Lage verſetzt wurde, in die ſie vergeblich geglaubt hatte die Köchin verſetzen zu können.

Sie war übler Laune geworden und ſagte: „Ich würde mir nie ſo überflüſſig gebildete Dienſtboten nehmen. Man muß doch die Möglichkeit haben, vor ihnen zu reden, ohne verſtanden zu werden."

„Das trifft bei uns zu," entgegnete Olympia, die mit ihrem vorigen Triumphe noch nicht zufrieden ſchien, ſondern ihn, übermütig genug, noch ſteigern wollte: „wir ſprechen dann Deutſch. Man muß halt immer noch eine Sprache mehr beherrſchen, auch wenn die Dienſtboten zwei verſtehen."

Warte nur! dachte ſich die Berlinerin, dir komme ich ſchon auch noch mal hinter die poſtiches.

In dieſem Augenblicke tat ſich die Kellertür auf, und es erſchien in Mieder und Hemdsärmeln eine echte Tirolerin, die angeſichts der konſtruierten die Faſſung verlor und laut „Teifi! Teifi!" ſagte.

Die Berlinerin, damit vor ein neues ſprachliches Problem geſtellt, zog es vor, nur mit den Augen zu fragen: Wer iſt das da? Welcher Sprache bedient ſich dieſes Weſen?

Olympia verſtand ſogleich und antwortete: „Das iſt die Zimmerin. Sie ſpricht bloß Marzauniſch. Heißt Nandl."

Nandl lief in die Küche, ſchlug erſt die Tür zu und dann ein Gelächter auf.

„Die könnteſt du beſſer erziehen," meinte die Konſtruierte ſpitz.

„Das habe ich mir auch mal vorgenommen," entgegnete Olympia, „aber es geht nicht. Übrigens habe ich ſchon viel erreicht. Früher, wenn ſie mich rufen wollte, pfiff ſie, und den Franzl hat ſie einfach an den Rockſchößen gezogen, wenn ſie ihn auf etwas aufmerkſam

machen wollte. Er war außer ſich darüber, daß ich ihr das abgewöhnt habe. Er fand, Nandl ſei eine Natur."

„Franzl hat immer einen Vogel gehabt," entſchied Madame, „und du biſt ein ahnungsloſes Schäfchen, wenn du nicht merkſt, was Natur in ſo einem Falle heißt. Es heißt ganz einfach, daß Franzl ſich gerne an den Rockſchößen ziehen läßt."

Aber Olympia hatte zwar fürs Komponieren viel, zur Eiferſucht aber gar kein Talent. Sie lachte bloß und ſagte: „Ah, geh!"

Wodurch ſich bei Madame die Überzeugung wie eine rocher de bronze befeſtigte, daß die Freundin durch das ewige Landleben verblödet ſei.

Der Anblick Nandls hatte ihre Laune überdies noch verſchlechtert. Sie hatte den Ausruf der echten Tirolerin zwar nicht verſtanden, ſeinen Sinn aber ſogleich erfaßt, und, da ſie ſich wirklich eingebildet hatte, ein richtiges Tiroler Koſtüm zu tragen, ſo war ſie nun enttäuſcht und von der Empfindung bedrückt, eine komiſche Figur zu machen. Sie beſaß viel Verſtand, hatte auch Witz, — aber Sinn für Humor war ihr nicht gegeben, geſchweige denn, daß ſie die Gabe der Selbſtironie beſeſſen hätte, ohne die es in der Tat unmöglich war, in dieſer Gewandung ſich wohl zu fühlen. Sie beſchloß, ſich jetzt vor allem umzuziehen, und verſchob die Schloßwanderung auf ſpäter.

* * *

Während ſie die Kleidung wechſelte, gab ſie ein kurzes, aber ſcharfes Referat über ihre Beobachtungen. Es lief darauf hinaus, daß Olympia eine Idiotin, das Schloß ein Stall und die Dienſtboten Kreaturen ſeien. (Sie pflegte das Wort „Kreaturen" nicht im bibliſchen Sinne zu gebrauchen.)

„Aber Zerlineken!" meinte ihr Mann, „ſei doch niedlich! Es kann nicht jedes Koſtüm Erfolg haben. Nicht bloß Stücke fallen

durch. Um ſo mehr wird das da wirken. Limpi wird die Gelbſucht kriegen."

„Ach die!" maulte Zerlineken, „was verſteht denn die von Pariſer Koſtümen. Wenn der ihr Franzl einen alten Kartoffelſack umhängt, auf den er ſtiliſierte pots de chambre gemalt hat, ſo meint ſie, ſie iſt ſchöner angezogen, als eine große Kokotte."

— „Limpi weiß nichts von Kokotten, Zerlineken. Limpi weiß bloß von Kortegianen aus dem Rinascimento."

— „Bitte, red' nicht auch Italieniſch."

— „Haben ſie mein Zerlineken italieniſch geärgert? Armes Zerlineken!"

Er wollte ſich eine eheherrliche Freiheit in der Juponregion erlauben, aber ſie gab ihm einen mehr als ungnädigen Stoß, und er zog ſich abgekühlt in eine Fenſterniſche zurück. Dort ſang er:

„Ach, wie iſt es mir ſo wohl
In der Schweiz und in Tirol
Ju—hu—hu!"

* * *

Limpi ihrerſeits erklärte ihren beiden Navageriſchen, daß die Berlinerin nach Marzaun paſſe, wie ein Bidet in ein Sakramentshäuschen.

Joſef Beppino entzückte ſich an dieſer hyperboliſchen Parabel zu einem ſanften Gekicher. König Franzl aber verwies der Gattin derlei Reden ſtreng.

„Du biſt halt", ſagte er, „nix Feines. Dir fehlt der Sinn für die Nuance, und Madame beſteht aus lauter ſo feinen Nuancen, daß nur die höchſte Senſibilität imſtande iſt, darunter die eigentliche Struktur zu entdecken. Der trigonometriſche Aufbau iſt entkonturiſiert und in ein Algengeflecht von andeutungsdelikaten Schattenſchnitten aufgelöſt . . ."

„Hör auf!" schrie Olympia, „ich glaub', du bist närrisch geworden!"

„Nein," erklärte Josef Beppino, „er hat sich bloß mit dem Pariser über Impressionismus unterhalten."

„Kretin," schnarrte der Oberconte, „glaubst du vielleicht, wenn eure bäurischen Gehirnschwielen zu hornhäutig sind, um den Extrakt moderner Gedankendestillation einzulassen, daß daran mein Spiritus schuld ist?"

„Jetzt red'st du wenigstens, wie dir der Schnabel gewachsen ist," sagte Josef Beppino befriedigt.

Aber Franzl erklärte, daß ihn dieser Beifall keineswegs besänftige.

„Es ist a Schand," sagte er, „daß ihr mich gar net a bißl unterstützt. Der Sklave da hat nix als Banalitäten geredt vorhin, und das Weib blamiert mich, indem sie einer Dame von Welt gegenüber . . ."

Olympia warf eine Vase aus der ersten Navagero-Periode (Florentiner Trecento) so kräftig auf den Steinboden des Rittersaals, daß der Krach den Schluß von Franzls Rede kurzweg verschluckte.

„Sehr richtig," sagte Josef Beppino.

„Nandl!" schrie der König die Treppe hinunter.

„Wos isch?" fragte Nandl aus der Unterwelt.

„Aufkehren!" schrie Franzl.

Nandl erschien mit Besen und Schaufel und fragte treuherzig, wer von der Herrschaft diesmal „schtuf" sei.

„Alle beide," erklärte höflich Josef Beppino.

Nandl kehrte die Trümmer zusammen und meinte, daß sie das begreiflich finde, der Besuch gefalle ihr auch nicht.

* * *

Man aß im Rittersaale an einem großen runden Drehtische

gegenüber dem Kamin, in dem, mehr aus Stimmungsgründen als wegen der mäßigen Kühle, ein großer Lorbeerklotz ſein ätheriſches Öl in grünlichen Flammen verkrachte. Darüber gelegte friſche Zypreſſenzweige verbreiteten einen angenehmen Rauchduft im Raume.

„Weihnachten!“ meinte Zerlineken.

„Nein: Fern im Süd das ſchöne Spanien!“ ſagte der Kattowitzer.

— Quatſch! dachte ſich Olympia.

Und, Entſetzen, der Papagei rief mit lauter krähender Stimme: „Quatſch!“

Olympia errötete.

„Nanu!?“ ſagte der Kattowitzer, „dieſer Vogel ſcheint Kritik zu üben.“

„Ich kann die Bieſter gar nicht leiden,“ meinte Zerlineken.

„Halt die Schnauze, Rieke,
Daß ick dir nich pieke“

ſang der Papagei.

Nie hat ein Sänger ſolchen Erfolg gehabt. Franzl, in der linken Hand ſeine Serviette, in der rechten einen Zypreſſenzweig, den er in den Kamin werfen wollte, warf die Serviette hinein; Olympia, die die Drehplatte des Tiſches mit den Gerichten eben in Bewegung geſetzt hatte, um den Braten um eine Station nach links zu befördern, verſetzte den Mechanismus in ſo heftige Bewegung, daß Braten, Sauciere, Gemüſenapf, Makkaroniſchüſſel Karuſſell zu fahren begannen; Joſef Beppino, der, wie gewöhnlich, träumte, wachte auf und verriet den Gegenſtand ſeiner Träume durch den Ruf Sylvia! Der Kattowitzer, bei dem der Braten hatte Station machen wollen, ſtieß mit der großen Gabel mitten in einen Aufbau von Blumenkohl, der nun an ihr haften blieb, während das übrige vorüberraſte; Zerlineken aber beförderte eine Portion Makkaroni ſtatt in den Mund in ihre Friſur.

Dann trat Totenſtille ein. Nur der Mechanismus rauſchte aſthmatiſch.

Der erſte, der Gegenwart des Geiſtes bewährte, war der Kattowitzer.

„Ein ſehr talentvoller Vogel!" ſagte er.

„Mir ſcheint, ihr habt ihn aus einem Berliner Budikerkeller," meinte Zerlineken, die entſchieden ärgerlich war, ſowohl wegen des Liedertextes wie wegen der Fadennudeln in der Coiffüre.

Die Navageriſchen aber ſchienen völlig vor den Kopf geſchlagen zu ſein. Franzl und Joſef Beppino ſchwiegen bloß, aber Olympia ſtarrte den Papagei wie eine überirdiſche Erſcheinung an.

Endlich löſte ſich von Joſef Beppinos Lippen das Wort: „Wunderbar!"

Und Franzl ſagte: „Nämlich ... Ihr müßt nämlich wiſſen ... den Gaſſenhauer hat die Canaille kaum ein halb Dutzend mal gehört, und zwar vor ein paar Jahren, wo ihn Limpi zur Gitarre geſungen hat. Ich hatte ihn ihr aus Berlin mitgebracht ... Ich glaube, du kannſt dich ſelber kaum mehr dran erinnern, Limpi!"

Olympia ſchüttelte bloß den Kopf und ſah immer entgeiſterter auf den grauen. Endlich fand auch ſie Worte. Nein, nur eins: „Unheimlich!"

Und ſie blickte zu Zerlineken hinüber, ſo, wie man einen anderen mit dem bangen Verdachte muſtert: „Ahnt er was?"

Die aber hatte keine Zeit zu Ahnungen, ſie wunderte ſich bloß und ſagte: „Ich bin ſtarr. So'n Aas! Der Vogel muß aus Berlin ſein! Wie heißt er denn eigentlich?"

„Schmulius," antwortete Olympia.

— „Wie?"

„S ... c ... h ... mu ... li ... us," buchſtabierte der Vogel.

Der Kattowitzer, als wenn er Kaiſer von Deutſchland und in einem Kabarett wäre, ſchlug ſich hingeriſſen auf den Schenkel und

rief: „P . . . h . . . á . . . nomenal! Das Vogeltier würde ich entweder ausſtopfen oder für Geld ſehen laſſen. Aber: fürchtet ihr euch nicht vor dieſer Fülle der Talente? Mir wäre ein Papagei unheimlich, der nicht bloß redet, ſondern ſich auch was denkt. Iſt das ſchon an Menſchen manchmal unſympathiſch, wie widerwärtig muß es erſt an einem Vogel ſein, bei dem die allerhand Hemmungen doch wohl fehlen dürften, durch die der mitteleuropäiſche Menſch Gott Lob und Dank abgehalten wird, alles Gedachte auch auszuſprechen. Ein hübſcher Name übrigens: halb Mühlendamm, halb Forum. Wie kommt das Federvieh dazu?"

„Ja, wenn wir das wüßten!" ſagte der König. „Wir haben ihn in Venedig bei einem Antiquar gekauft, der ihn aus dem Nachlaſſe einer uralten nobile donna erſtanden hatte. Der ihr Mann ſoll ihn vor ſechzig Jahren aus Wien mitgebracht haben, aber ſchon damals ſoll er ein altes Tier geweſen ſein. Papageien können ja bekanntlich ein paar hundert Jahre alt werden."

„Ohgottogottogittigitt!" kreiſchte Schmulius höhniſch lachend auf.

„Wie beliebt?" fragte der Kattowitzer.

Aber der Vogel geruhte fürs erſte nicht, ſich weiter zu äußern.

* * *

Natürlich kam man jetzt auf die Papageien im allgemeinen und ihre Begabung im beſonderen zu reden.

„Ihr kennt doch die Geſchichte von dem, der Kohlen beſtellt hat?" fragte der Kattowitzer.

Nein, man kannte ſie noch nicht.

„— Und doch iſt ſie eine der älteſten Papageiengeſchichten. Man könnte eine Doktordiſſertation darüber ſchreiben, falls ſie nicht ſchon geſchrieben worden iſt. Ich wette darauf, die Geſchichte ſtammt aus Indien und iſt über Perſien, Arabien zu uns gekommen, wo ſie,

wenn ich nicht irrig bin, zuerſt der berühmte Heinrich Bebel in ſeinen Fazetien wiedererzählt hat. Aber ſie kommt auch bei den Franzoſen und Italienern vor, und zuletzt hat Abraham a Santa Clara ſich ihrer bedient, um ſeine Schäfchen zu unterhalten."

„Mit Euch, Herr Doktor, zu ſpazieren, iſt ehrenvoll und bringt Gewinn!" meinte Joſef Beppino.

„Wenn ich nicht Kunſtkritiker wäre," entgegnete der Kattowitzer, „ſo würde ich vermutlich Literarhiſtoriker ſein. Aber es iſt amüſanter," fügte er ſtolz-beſcheiden hinzu, „ſich auf einem Gebiete zu betätigen, wo noch ſo gut wie nichts geſchehen iſt, als auf einem, wo es einen Leſſing bereits gibt."

Da, iſt es zu glauben? — :

„Friedrich Pecht
War auch nicht ſchlecht!"

krähte Schmulius und — Joſef Beppino ſprang auf, als hätte ſich ihm eine Matratzenſpirale einverleibt.

„Das . . . das . . . geht übers Bohnenlied!" fuhr ſein Quetſchdiskant in das allgemeine Schweigen. „Das iſt doch einfach . . .!"

Aber da ſetzte er ſich auch ſchon wieder hin und ſagte kein Wort mehr, betrachtete aber den unglaublichen Vogel mit denſelben Blicken, wie vorhin Olympia.

„Mir ſcheint, hier redet einfach jemand Bauch," meinte der Kattowitzer ſpitzig.

„Mir auch," ſekundierte ihm Zerlineken.

Aber Franzl erklärte: „Ich gebe euch mein königliches Ehrenwort, daß Bauchreden die einzige Kunſt iſt, die ich nicht kann, und ich vereinige in mir die künſtleriſchen Talente der Familie, ausgenommen Muſik und Lyrik. Die Sache liegt tiefer." Er ſenkte die Stimme. „Ich bin felſenfeſt überzeugt und bitte alle Anweſenden, nicht an meinem Ernſte zu zweifeln: Schmulius iſt verhext, oder, richtiger: Schmulius iſt die Reinkarnation der Trude von Marzaun."

„Was iſt denn das für ein Frauenzimmer?" fragte Zerlineken.

„Davon ſpäter!" flüſterte Franzl, der ganz blaß geworden war. „Ich bin zu ſehr erregt." Seine Blicke irrten zum Käfig. „Deckt die Trude zu!" ſchrie er. „Ein ſchwarzes Tuch über die Hexe! Kremſerweiß her! Ich muß Kreuze drauf malen! Mach doch, Limpi! Die Sache iſt furchtbar!"

Olympia ſtürzte hinaus und kam mit Joſef Beppinos Photographenſchal wieder, den ſie über den Käfig warf. Franzl verſchwand gleichfalls und erſchien mit einem Quaſt voll weißer Farbe. Trotz des Einſpruchs, den der Photograph erhob, ſtrich er drei große weiße Kreuze auf das Tuch. Dann ſetzte er ſich ganz erſchöpft nieder und verlangte einen Schnaps. Er trank ein ganzes Waſſerglas davon aus und murmelte: „Die Marzauner Kunſtepoche iſt gefährdet! Irgend etwas hat die Geiſter, die das Schloß bewohnen, aufgeregt. Sie erheben Einſpruch. Sie wachen auf. Sie greifen ein. Wir werden Furchtbares erleben!"

Er trank ein zweites Glas aus und blickte um ſich.

„Ich glaube, du biſt's!" ſagte er, Zerlineken groß anſehend. „Ich glaube, die Geiſter nehmen an deiner Dekolletage Anſtoß. Du biſt zu ſehr ausgeſchnitten. Leg dir wenigſtens eine Serviette über."

„Du biſt meſchugge!" erklärte Zerlineken. „Ein Menſch, der Weiber prinzipiell nur nackt malt!"

Franzl wollte ſchon den Unterſchied zwiſchen nackten und ausgeſchnittenen Damen erörtern, als der Kattowitzer aufſprang, an ſein Glas klopfte und ſprach: „Mes dames et meſſieurs! Die große Stunde iſt da. Franzl Navagero befindet ſich im Zuſtande der Verzückung. Schon kann er Zerlinekens anmutsvollſte Attribute nicht mehr ſehen, ohne ſich vor Geſpenſtern zu fürchten. Noch ein Glas von jenem waſſerhellen Safte, und er wird Olympias wonnevolle Korpulenz für den Speck erklären, mit dem die Geiſter von Marzaun uns in die Falle des ewigen Verderbens locken wollen. Laßt

uns, meine lieben Freunde und Freundinnen, dieſen Moment benutzen, benutzen, ſage ich, als eine Gelegenheit, die nicht ſo bald wiederkommt, benutzen, wiederhole ich, als die berühmte Stirnlocke des vorüberwehenden Augenblicks, an der man ihn feſthält, bindet und bannt, daß er nicht entfleuche, ſondern zu unſern Füßen kreuche, ſich vor uns ducke und nicht mehr mucke, ſondern uns offenbare alles Große, Edle, Schöne, Wahre, vor allem aber dies: Wie in aller Welt kann der genialſte Meiſter dieſer Zeit ſich durch einen Papagei, der nicht halb ſo viel Talent beſitzt wie er, um den Verſtand bringen laſſen?"

Kaum, daß dieſe frivolen Worte geſprochen worden waren, hörte man einen gellenden Aufſchrei, der ſo voller Entſetzen war, daß ſelbſt der Kattowitzer erſchrak.

Alles wandte ſich dorthin um, woher er gekommen war. Und nun hörte man etwas, das noch viel gräßlicher klang und durch die Örtlichkeit, wo es vor ſich ging, in der Tat etwas Schauerliches hatte.

Links von der Treppe, die nach unten führte und vom Saale durch eine Tür abgeſchloſſen war, führte eine andere Treppe, die nicht zu dem Teile des Schloſſes gehörte, in dem der Ritterſaal lag, zu den Mädchenzimmern hinauf. Es war die romaniſche Treppe, die mit der romaniſchen Küche in Verbindung ſtand. Vom Ritterſaal, der, wie wir ſchon wiſſen, im Heidenſchloſſe lag, war nur eine runde Öffnung nach ihr durchbrochen, damit ſie bei Tage Licht erhielt. Die Pariſer Gäſte hatten, bevor man ſich zum Eſſen niedergeſetzt hatte, natürlich nicht umhin gekonnt, durch dieſes Loch zu gucken und ſich im Scheine einer dort hängenden Öllampe (letzte Navagero-Periode etruskiſch) die erſtaunlich verzwickte Architektur anzuſehen, die ſich dort, in dem Zwickel, wo die drei alten Gebäude zuſammenſtießen, erſtaunlich genug präſentierte. Denn es waren da Durchblicke aus einem Haus ins andere, und man hatte den Ein-

druck eines ruinenhaften Labyrinths von Gängen und Treppen, die, da sie ja wirklich nicht zusammengehört hatten, sehr verwirrend und sonderbar wirkten.

Und nun hörte man, jenen gräßlichen Schreckensschrei noch in den Ohren, deutlich, wie auf einer der unheimlichen Treppen langsam, peinlich langsam, nackte Füße hinabschlappten, aber nicht so, wie Menschenfüße auftreten, sondern in einer ganz anderen scheußlich matt aufpatschenden Art. Der Eindruck war bei allen der gleiche: es müssen sehr große, fleischige, ganz zerrissene Füße sein, Füße ohne Sohlen, die mit dem bloßen Fleische auftreten.

Dieses langsame, taktmäßige Geräusch, zwischen jedem Aufpatschen ein leises Schlurren, wie von einem nachschleppenden Gewande, dauerte wohl kaum mehr als eine Minute lang, aber den ängstlich Horchenden schien es endlos lange zu währen.

Als es vorüber war, wagte sich Olympia an die Maueröffnung, aber nur, um mit entsetztem Gesichte zurückzuspringen und zu stöhnen: „Blut!"

„Ich wußte es ja!" keuchte Franzl.

„Aber das ist ja Wahnsinn!" murmelte der Kattowitzer und ging zur Öffnung.

Er kehrte mit einem sonderbar verkniffenen Gesichte zurück und sagte zu seiner Frau: „Geh nicht hin! Es ist scheußlich!"

Zerlineken murmelte: „Wenn wir bloß schon weg wären!"

Eben wollte auch Josef Beppino einen Blick in das Grausen tun, als Nandl im Unterrock mit halb offenem Hemde aus dem Zimmer hereintrat, das die Pariser bewohnten. Sie war durch das Schlafzimmer Olympias, das neben dem Mädchenzimmer lag, aus dem romanischen ins gotische und schließlich ins Heidenschloß gelangt. Gott mag wissen, wie. Aber nun war sie da und setzte sich, erschöpft von der langen Wanderung und totenblaß vor Schreck, dem lyrischen Conte fast auf den Schoß. Er rückte in diesem Mo-

ment ohne jedes Gefühl für eine sonst willkommene Benachbarung, beiseite und fragte: „Also, was war denn?"

Und Nandl berichtete. Sie hätte eben das Licht ausgelöscht gehabt und habe sich gerade den Unterrock ausziehen wollen, um sich ins Bett zu legen, als plötzlich ihre Schlafzimmertüre, die sich nach außen öffnete, aufgegangen sei.

— „War sie denn zu?"

Nandl faßte das als Mißtrauensvotum gegen ihre jungfräuliche Abgeschlossenheit auf und erklärte grob, sie schlafe nicht bei offenen Türen, wenn so viele Mannderleit' im Hause seien.

„Schade!" meinte der Kattowitzer.

„Tai sez-vous!" fuhr ihn Zerlineken an.

„Is schon recht," begütigte der Lyriker die keusche Tirolerin.

Die fuhr fort: Also, die Tür sei aufgegangen, und es sei ein Gespenst hinausgerauscht.

— „Hast es gsehn?"

— „Naa, gesechn hon i's Unkatl ite, owr g'lost hon i's."

Zerlineken verlangte Übersetzung ins Deutsche oder Französische; aber ihr Antrag wurde abgelehnt.

Nandl erzählte weiter: Das Gespenst sei also hinaus, habe draußen eine Weile geschnauft und andere umheimliche Geräusche verursacht, für die sie keine Worte habe. Plötzlich aber habe es ganz tief georgelt.

„Georgelt!" stöhnte Franzl.

Und da, fuhr Nandl fort, habe sie nicht mehr an sich halten können und laut aufgeschrien. Worauf sich das Gespenst entfernt habe, Stufe für Stufe langsam aufpatschend.

„Angenehmes Milieu!" meinte der Kattowitzer. „Vertreibt ihr euch hier die Zeit immer so, wenn die Tage kürzer und die Abende länger werden?"

„Nein!" entgegnete fast gehässig das Oberhaupt der gräflichen

Familie, „erſt mit eurer Ankunft hat's angefangen. Entweder iſt eins von euch ein Medium, oder ihr habt bei Schmulius mediumale Fähigkeiten ausgelöſt, indem ihr ſeine pſychiſche Atmoſphäre aufgeregt habt. Horcht, er flüſtert!"

Alles hielt den Atem an und lauſchte zum Käfig hin.

„Unſinn!" ſagte Olympia, „er ſchnarcht bloß."

„Nein! Ich höre ihn reden!" erklärte Franzl mit Beſtimmtheit.

Und in der Tat: man vernahm zwiſchen Schnarchlauten deutlich das leiſe geröchelte Wort „Spargel".

„Das iſt doch ſonderbar," ſagte Zerlineken: „Spargel. Meine Leibſpeiſe!"

„Haſt du vielleicht eben an Spargel gedacht?" fragten uniſono Olympia und Joſef Beppino.

„Keine Idee," erklärte Zerlineken.

„Myſterium!" rief Franzl aus: „Ich bin überzeugt, dieſes Wort hat einen ſchrecklichen Sinn." Sein Geſicht nahm den Ausdruck des Entſetzens an. Er ſtöhnte: „Ich werde an Büchſenſpargel ſterben. Es iſt eine Anzeige." Und, zu Olympia gewandt, tonlos: „Daß mir niemals mehr Spargel auf den Tiſch kommt!"

„Sei doch ruhig," tröſtete ihn Olympia. „Wie wird denn Spargel was bedeuten?"

Aber Franzl war nicht zu tröſten. Wenn er an ſeinen Tod dachte, pflegte er immer untröſtlich zu ſein. Denn, wie er gerne und oft ſagte, er lebte prinzipiell gerne: aus der Überzeugung, daß ſo etwas wie er nicht in zehntauſend Jahren wiederkommt.

Aber Olympia ließ nicht locker. „Wenn", ſagte ſie, „das blöde Wort durchaus etwas bedeuten ſoll, dann kann es gerade ſo gut bedeuten, daß du viel, daß du immerzu, daß du ausſchließlich Spargel eſſen ſollſt!"

Franzls Augen erhielten ihren Glanz wieder, und der Kattowitzer erklärte: „Dieſe Auslegung würde ich an deiner Stelle vorziehen,

obwohl egal Spargel auch was Deprimierendes hat. — Übrigens könnten wir, da wir gerade davon reden, am Ende wirklich weiter essen."

Er sagte das in einem Ton, der deutlich verriet, daß er jeden Schreck vor Gespenstern überwunden hatte.

Aber auch diesmal wurde über seine Frivolität prompt quittiert. Er hatte kaum geendet, als ein greuliches Gejaule erscholl und ein schwarzes Etwas durch die Maueröffnung flog.

Zerlineken schrie wie an einem Spieße und wäre beim Retirieren beinahe in den Kamin gefallen, denn das schwarze Etwas war ihr unter die Röcke gefahren.

Zum Glück kam es gleich darauf wieder hervor und sprang in Gestalt des Navageriſchen Hausdackels Buffo Olympia in den Schoß.

Aber dieser Komiker unter den Hunden war so auffällig verängstigt, schlotterte mit seinen krummen Beinen so gespenstisch, daß man allgemein zu der Überzeugung kam, er habe im Dunkel jener verzwickten Architektur, wo er in einer Wiege (aus der zweiten Navageriſchen Periode: Bauernbarock) zu schlafen pflegte, die Bekanntschaft mit dem Gespenst gemacht.

„Hunde besitzen die feinste Witterung für Gespenster," dozierte mit mattem Tone Franzl. „Wären die Schritte vorhin die eines Menschen gewesen, so hätte Buffo angeschlagen. Statt dessen hat er mit entsetzten Menschenlauten aufgeschrien, als ihn der kalte Atem aus dem Zwischenreiche berührte."

„Dio mio!" schrie Olympia, „er hat Blut an der Goschen!"

„Also hat ihn der blutige Fuß selber gestreift," sagte der Maler.

Es trat eine Pause ein, während der man nur ein Schnarchduett hörte, ausgeführt von Schmulius und Nandl, die ihren Kopf zutrauiich auf eine Schulter des Lyrikers gelegt hatte.

Es war eigentlich ein hübſches Bild. Aber wer hätte jetzt Sinn für hübſche Bilder haben können?

Man ſtarrte in den Kamin und ſchwieg beklommen.

Da brach Schmulius' Schnarchen plötzlich ab; er rappelte mit den Flügeln und krähte dreimal laut hintereinander: „Manet, Manet, Manet."

Daß bei dieſem Namen der Kattowitzer mehr als andere aufhorchte, verſteht ſich bei einem modernen Kunſtkritiker von ſelbſt; daß er aber gleich darauf in ein wieherndes Gelächter ausbrach, iſt nicht ſo ohne weiteres verſtändlich, denn er hätte bei dieſen heiligen Lauten doch eigentlich noch um eine Reſpektnuance tiefer ſchweigen ſollen.

Indeſſen erklärte er ſeinen Heiterkeitsausbruch ſofort, indem er aufſprang und rief: „Heureka! Das Geheimnis des Spargels iſt gelüftet! Euer blödſinnig begabtes Vogelvieh hat meinen Vortrag über Manets Spargelbündel mit angehört und träumt nun davon! Dieſer Papagei iſt wert, daß ich ihm die zweite Auflage meiner geſammelten Entthronungen widme. Ein Papagei, der von meinen Bilderanalyſen träumt! Zerlineken, ſchließ ihn an dein Buſeken!"

Dieſe Enthüllung wirkte befreiend, alplöſend. Zumal Franzl war ſichtlich erquickt davon.

„Gott ſei Dank!" ſagte er: „ein Anhaltspunkt! Nun glaube ich beinahe, daß auch der Vers vorhin mit Friedrich Pecht nicht bloß ein Zufall war. Du mußt nämlich wiſſen," wandte er ſich an den Kattowitzer, „daß nicht Schmulius, ſondern Joſef Beppino ihn gedichtet hat. Er ſtammt aus einer Serie von Epigrammen auf die Kunſtkritik, und ich denke mir nun, daß ſich Schmulius, der ihn freilich nur ein paarmal gehört hat, bei Gelegenheit deiner kunſtkritiſchen Darlegungen, denen er offenbar ſehr aufmerkſam gefolgt iſt, daran erinnert hat. Und dann iſt er rein zufällig bei ſo unpaſſender Gelegenheit zutage gekommen.—Ich glaube, wir können den ſchwar-

zen Lappen ruhig wieder wegnehmen. Schmulius iſt bloß rieſig talentvoll und keine Hexe."

Der Kattowitzer gab ſich mit dieſer Erklärung gerne zufrieden und ſchlug vor, zur Feier des glücklichen Ausgangs wenigſtens des einen aufregenden Akzidens den anderen einſtweilen zu vergeſſen und dem Abendbrot, ob es auch kalt geworden war, nachträglich zuzuſprechen.

„Man ſollte", ſagte er, „ſich immer der Tatſache bewußt bleiben, daß der Hunger gewiſſermaßen das Zwiſchenreich im menſchlichen Organismus bedeutet, als auf welches natürlicherweiſe jenes andere Zwiſchenreich am intenſivſten zu wirken imſtande iſt. Machen wir ihm ein Ende, meine Teuren, und erheben wir unſer Glas auf das Reich, das da kommen ſoll, und über dem die Schloßfahne von Marzaun weht, um deren Reproduktionsrecht in meinem nächſten Werke ich hiermit bereits gebeten haben möchte."

Die Gläſer erklangen ſo laut, daß Nandl erwachte. Der geſunde Schlaf ihrer kräftigen Jugend hatte auch bei ihr die Erinnerung an das Unkatl verwiſcht, und ſie genierte ſich nun ihrer mangelhaften Gewandung. Man warf ihr das ſchwarze Tuch mit den drei weißen Kreuzen über und vertraute ihr die Füllung der Gläſer an. Da ſie das ſehr eifrig beſorgte, kam man bald in die munterſte Stimmung.

Und der Kattowitzer, der gerne erzählte, weil er gut erzählte, erinnerte ſich daran, daß er nicht dazu gekommen war, die Geſchichte von dem Papagei zu erzählen, der Kohlen gekauft hatte.

„Ich ſagte ſchon," begann er, „daß das eine furchtbar alte, geradezu ehrwürdige Geſchichte iſt. Hinzufügen muß ich, um auch weiterhin Gelehrſamkeit zu beweiſen, daß ſie in ihren früheren Faſſungen keinen Papagei zum Helden hat, ſondern bald einen Raben, bald einen Atzel. De pica loquente iſt ſie bei Bebelio überſchrieben und in den nouveaux contes à rire Dame Pie qui parloit.

Auch handelt es ſich bei den Alten nicht um Kohlen, ſondern um Wein. Nun, gleichviel. Heute iſt ein Papagei der Held, und die Geſchichte geht ſo: Eine Dame beſaß einen ſehr klugen Papagei, der, was er nur einmal gehört hatte, ſogleich aufſchnappte und bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit reproduzierte. So war er einmal zugegen geweſen, wie ſeine Herrin dem Kohlenträger, als er einen Sack abgeliefert hatte, zurief: ‚Noch einen Sack!‘ Es begab ſich nun, als wieder Kohlen gebracht wurden, daß die Dame während der Ablieferung die Küche verlaſſen mußte, kurz bevor der Träger ſeinen Sack ablud. Wie der ſich wegbegeben wollte, erinnerte ſich der Papagei, der die Sache vom Nebenzimmer aus durch die offene Tür verfolgte, an die Begebenheit vom letzten Male und rief mit der Stimme ſeiner Herrin: ‚Noch einen Sack!‘ Der Träger brachte ihn und wollte ſich wiederum ſchicken. Aber der Papagei rief hurtig nochmals: ‚Noch einen Sack!‘ Und es machte ihm ein ſo großes Vergnügen, den Träger immer aufs neue mit einem Sacke erſcheinen zu ſehen, daß er immer und immer wieder rief: ‚Noch einen Sack!‘ bis die Küche von vorn bis hinten voller Kohlenſäcke ſtand und die Dame erſchien. ‚Sind Sie toll?‘ herrſchte die den Träger an; ‚wer hat Ihnen geſagt, ſtatt eines Sackes zwei Dutzend abzuladen?‘ ‚Na, wer denn ſonſt wie Sie!‘ antwortete mürriſch der ſchwarze Arbeitsmann. ‚Ich?‘ ſchrillte die Dame. ‚Sie!‘ knurrte der Mann. ‚Hihihi!‘ ſchmetterte der Papagei, ‚noch einen Sack!‘ Der Kohlenmann wollte ſich totlachen, aber die Dame wurde von einem großen Zorn ergriffen, dermaßen, daß ſie dem Kohlenbeſteller den Balg vollhaute und ihn zwang, ſich unters Kanapee zurückzuziehen. Dann ging ſie, ihre Emotion ſich auszulaufen, mit ihrem Pinſcher ſpazieren. Aber der Ärger kommt immer als Zwilling auf die Welt. Auch der Pinſcher gab Anlaß zur Anwendung jener Erziehungsmethode, die ſich nicht bloß auf gute oder böſe Worte beſchränken mag, und er flog bei der Heimkehr unter

dem Einfluß eines wenig damenhaftes Fußtrittes gleichfalls unters Kanapee, wo er ſich, auf ſein Minimum reduziert, neben den Papagei in die Ecke drückte. Sonderbar! dachte ſich der Papagei, der auch? Und er näherte ſich dem Freunde noch mehr und flüſterte ihm mit gebotener Stimmdämpfung ins Ohr: ‚Haben Sie vielleicht auch Kohlen beſtellt?'"

Man fand die Geſchichte luſtig, und Zerlineken ergriff mit Begierde die Gelegenheit, die einzige italieniſche Phraſe anzubringen, die ſie einmal aufgeſchnappt hatte: „Se non è vero è ben trovato."

Der Eindruck, den ſie damit auf Olympia zu machen gedacht hatte, wurde leider aufs fatalſte hintangehalten.

Oder war es vielleicht dieſer Eindruck, der ſich in den Worten des Papageis äußerte: „Jetzt ſag bloß noch: laſciate ogni ſperanza, und ich fahre aus der Haut!"?

Man muß es annehmen, denn Olympia wurde jetzt nicht rot, ſondern violett im Geſicht vor Schreck.

Sie beraubte mit einem heftigen Ruck Nandl des Photographentuchs, ſo daß das entblößte Mädchen mit einem Aufſchrei irritierter Schamhaftigkeit davonſprang, und warf die ſchwarze Hülle mit den Worten „maledetta beſtiaccia!" über den Käfig.

Zerlineken aber ſaß ſtarr. Gerade weil ſie das Dantezitat nicht verſtanden hatte, ahnte ſie doppelte Beleidigung.

Die heitere Stimmung war wieder weg. Die drei weißen Kreuze grinſten wie ein Menetekel in den Saal.

Und nun wollte es auch noch der Zufall, daß, weil Nandl die Türe aufgelaſſen hatte, ein Windſtoß ſämtliche Kerzen auf dem Tiſche auslöſchte und nichts den Saal erhellte als das vernachläſſigte Kaminfeuer.

„Huch!" ſchrie Zerlineken und ſchmiegte ſich an ihren Mann.

Und da ging auch wieder das greuliche Gepatſche auf der Treppe los, und Buffo begann zu wimmern.

„Ich ſchlage vor, wir ermorden den Papagei," meinte der Kattowitzer: „die Sache fängt wirklich an, eklig zu werden."

Da ergoß ſich der Mut ſeiner ritterlichen Vorfahren in die Adern des königlichen Navagero, und er ſagte: „Ich bin verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß meine Gäſte auf Schloß Marzaun ruhig ſchlafen können, und ſo will ich verſuchen, den Spuk zu bannen. Soviel ich weiß, iſt in Tirol dazu ein Kapuziner nötig. Ich werde alſo ins Kloſter gehen und einen Pater holen. Da ich ihnen einen echten Navagero in ihren Kreuzgang gemalt habe, können ſie mir die kleine Gefälligkeit nicht abſchlagen. Wozu iſt man ſchließlich katholiſch! Ich werde den mit dem Geierſchädel bitten, den Exorzismus vorzunehmen. Er ſieht ſo ſcheußlich aus, daß allein vor ſeinem Anblick alle Geſpenſter fliehen müſſen."

„Ich meinerſeits", warf der Kattowitzer ein, „glaube, daß ein ſteifer Grog ein beſſeres Schlafmittel wäre, abgeſehen davon, daß Kapuziner übel riechen und die Gefahr eines Übertritts von Zerlineken zur katholiſchen Kirche beſteht, da ſie ohnehin zum Myſtizismus neigt."

„Stecht doch den Jas an!" biwwerte die vor Angſt völlig verberlinerte Pariſerin.

Da fiel ein breiter Streifen Licht quer durch den Saal. Ein Streifen Licht wie von einer Blendlaterne oder einem phosphoriſch leuchtenden Geſpenſte.

Zerlineken, durchaus überzeugt, daß das Geſpenſt gleich hinterher kommen werde, ſchrie um Hilfe und drückte ſich platt an die Wand. Wodurch ſie ſich um jede Möglichkeit brachte, zu erkennen, daß das Licht ganz einfach vom Monde herrührte, der über dem Lattemar aufging und ſeinen Schein durch kein anderes Fenſter in den Saal ergießen konnte, als durch das eben in der Wand, gegen das ſich die Berliner Pariſerin lehnte.

Der Kattowitzer aber, glücklich, zu ſehen, daß ſich endlich wie-

der eine bekannte Naturerſcheinung bemerklich machte, trat ans Fenſter und deklamierte:

„O Mond, du lieber Mond!
Und du biſt unbewohnt?“

„Kinder!“ rief er dann, „laßt doch die blödſinnigen Geſpenſter und bewundert gefälligſt, was die Natur in Tirol kann. So was gibt es nicht einmal in Berlin W. Ich habe doch ſchon viele Mönde geſehen: aber ſo was von Mond, wie dieſen Mond, ſah ich noch nie. Es iſt der Mond der Mönde, der Übermond. Jetzt können mir alle Geſpenſter den Buckel lang rutſchen, und auch euer Schweinehund von Papagei imponiert mir gar nicht mehr. Kinder, ſeid ſtolz! Was haben wir für einen Trabanten! Er hat die Größe eines ausgewachſenen Nilpferds. Wer ſich angeſichts dieſes Ungeheuers, das zu keinem anderen Zwecke da iſt, als uns zu begleiten, noch vor einem nuttigen Geſpenſte mit blutigen Latſchen fürchtet, iſt nicht wert, unter dieſem Monde zu wohnen.“

Alle traten an das Fenſter und gerieten gleich dem Kattowitzer in eine Art Mondandacht. Das Phänomen war von einer ungeheuren Schönheit. Zwiſchen zwei Dolomitentürmen ſich langſam erhebend, erſchien das Geſtirn in einer überraſchenden Rieſengröße: wirklich weltkörperhaft.

„Ah!“ rief der Kattowitzer aus, „dieſer Moment iſt eine Gnade des Himmels. Hier entdeckt ſich mir hüllenlos das Geſetz des Rahmens. Störe mich niemand! Wage es kein Geſpenſt, jetzt zu erſcheinen! Ich würde es mit dem Rechte des Inſpirierten fußtrittlings in ſein lächerliches Zwiſchenreich befördern. Dieſe beiden Zinken dort werfen alle überlieferten Regeln der Perſpektive über den Haufen. Die Unwahrſcheinlichkeit triumphiert ſouverän. Stellt bitte Eure Augen mal auf Phantaſien ein, die nicht aus dem anderen idiotiſchen Zwiſchenreiche ſtammen: der Lämmerwieſe des Gemütes. Seht und ſtammelt! Ah! Ah! Ah! Jetzt iſt er ganz oben. Die

Zinken ſind Zahnſtocher neben ihm: Mondzahnſtocher. Er iſt ſo groß wie das ganze Gebirge. O du wonnevolle Kugel, wie groß biſt du! Seht, wie ſie ſchwebt! Joſef Beppino, warum dichten Sie nicht? Ach! Ihr könnt bloß das übliche Möndchen bedichten, das Euch Gefühle vermittelt. Ihr braucht einen Mond, den man als Anhängſel an der Uhrkette tragen kann, einen niedlichen Mond, für lyriſche Perſpektiven, einen Mond, der das Bett Eurer Geliebten mit Silber beklecket. Dieſer aber ... nein, jetzt ſchrumpft das Aas. Um Gottes willen: je höher er ſteigt, um ſo normaler wird er. Noch eine Minute, und er iſt ein ganz kommuner lyriſcher Mond. — Das Geſetz des Rahmens, meine Herrſchaften, das Geſetz des Rahmens. Niſcht zu machen! Verlaſſen wir das Phänomen, das anfängt, gewöhnlich zu werden, und begeben wir uns in das Zwiſchenreich zurück!"

* * *

Das lunariſche Intermezzo hatte die Seelenruhe der Geſellſchaft wiederhergeſtellt.

Niemand erhob Widerſpruch, als der Entdecker des Rahmengeſetzes den Vorſchlag machte, eine Laterne zu nehmen und die geheimnisvolle Treppe nach dem Geſpenſte abzuſuchen.

„Ich bin überzeugt," ſagte er, „der Blutfleck, den wir vorhin geſehen haben, iſt nichts weiter als Ölfarbe. Denn ich ſehe nicht ein, warum Franzl nicht auch eine Treppenſtufe mit Lackrot beſchmiert haben ſoll, da er ſeine eigenen Haare damit nicht verſchont."

Man nahm alſo eine Meſſinglaterne (vorletzte Navagero-Periode: byzantino-normanniſch) und begab ſich auf den Kriegspfad gegen das Unkatl. Voran ſchritt, wie billig, der König. Ihm folgte der lyriſche Sklave, die Laterne hoch über ſein Haupt erhebend. Hinter ihm drein ſchritt Olympia, eine dicke Zigarre im Munde.

Zerlineken, dem Gatten enge angeſchmiegt, machte mit dieſem den Schluß.

Zuerſt gelangte man in das Schlafzimmer des Gaſtpaares. Dort roch es wunderlich. Die offenſtehenden Koffer Madames entſandten aus deren Kleidern alle Wohlgerüche mondäner und demimondäner Boudoirs. Joſef Beppino ſchnoberte wollüſtig und hatte eine kleine erotiſche Senſation. Wenn Sylvia ſo röche, dachte er ſich, es wäre die Vollkommenheit.

Das nächſte Zimmer war als Schreibſtube des Kattowitzers gedacht, weshalb man in ihm einen denkmalhaft rieſigen Schreibtiſch untergebracht hatte, ein Werk jener merkwürdigen Navagero-Periode, die der Meiſter ſelbſt als die zügelloſe zu bezeichnen pflegte. Nichts konnte dieſe Periode beſſer kennzeichnen, als dieſes Monument eines Schreibtiſches, der für einen Rieſen berechnet zu ſein ſchien. Er war faſt zwei Meter hoch, vier Meter lang und entſprechend tief. Um an ihm zu ſitzen, mußte man ein Podium und auf dem Podium eine Art Thron erklimmen, der weniger auf Bequemlichkeit als auf Repräſentation berechnet war. Es gab aber zwei Podiums und zwei Throne, denn es war, wer weiß aus welchem Gedankengange, ein Doppelſchreibtiſch. Die Schreibflächen waren ſanft abfällig, ſo daß das Ganze als eine Art Hügel erſchien, deſſen Scheitelebene zur Horizontale abgeflacht war. Darauf ſtand ein ſchwarzgranitener Löwenkopf aus der ſchon erwähnten Florentiner Trecento-Periode des Meiſters, der als Tintenfaß diente, und rechts und links von ihm verkündeten Vaſen, Urnen, Statuetten die Vielſeitigkeit des produktiven Künſtlers. Der Schreibtiſch war aus beinahe ſchwarz gebeiztem, matt gewachſtem Nußbaumholz und aufs zügelloſeſte mit Schnitzereien bedeckt. Man hätte glauben können, daß der Conte ſich damit über die Wut der Renaiſſancetiſchler habe luſtig machen wollen, die kein glattes Stück Holz ſehen konnten und keinen Nachtkaſten zu machen imſtande waren, auf dem ſie

nicht die gesamte antike Mythologie angebracht hätten. Er für sein Teil hatte aus dem Holze dieses Schreibtisches die wunderlichsten Grotesken herausgeholt. Links sah man Ganymed, vom Adler entführt, wie er aus Schreck ein Wässerlein ließ, das unten eine gar liebliche Nymphe in einer Amphore auffing, während ein Amor ihr das Gewand lüpfte, als ob er nachsehen wollte, ob vielleicht auch sie einen Schreck gehabt hätte. Rechts sah man den schönen Ritter Paris in einer Renaissancerüstung, wie er die drei Göttinnen auf ihre Apfelwürdigkeit musterte. Minerva war als Blaustrumpf gedacht; nackt zwar, aber an den Armen Schreibärmel und die Füße in Filzschuhen. Sie benutzte das Gefieder ihrer Eule eben als Tintenwischer und trug Titus-Frisur. Juno war eine gute Bürgerin, die statt des Gürtels auf dem wohlgenährten Leibe eine Gretchentasche mit der Aufschrift: „Rast ich, so rost ich" und einen reichassortierten Schlüsselbund trug, in dem der Hausschlüssel sofort erkenntlich war. Sie hatte Männerhosen an, — Pumphosen versteht sich, und war so frisiert, wie sich die deutschen Hausfrauen in der letzten Blütezeit ihrer Gattung frisiert haben. Die liebe Venus aber war eine Schöne aus dem Rokoko, mit vorquellenden Brüsten, Schönheitspflästerchen, riesigem Chignon und hob die Röcke bis zum Strumpfband überm Knie. Da diese Szene auf einer Schranktür angebracht war, so hatte sich die Placierung eines Schlüsselloches nicht vermeiden lassen. Die Stelle, die der zügellose Meister als passend dafür erachtet hatte, läßt sich nicht einmal andeuten. Es muß genügen, festzustellen, daß sie (ein boshaftes Paradoxon) sich auf dem Leibe der gelehrten Göttin befand. Auf der anderen Seite sah man links Susanna im Sitzbade. Aber weit davon entfernt, sich über die beiden Hohenpriester des Finanzkultus zu chokieren, die sie durch die Stielbrille recht ungeniert betrachteten, spritzte sie sie belustigt mit einer Klistierspritze an. Das Pendant dazu war die Geschichte vom keuschen Josef und der unkeu-

ſchen Potiphar, aber in dem Moment vor der Mantelſzene aufgefaßt, in dem Momente, der in der Bibel zwar nicht erzählt wird, aber doch vorausgeſetzt werden darf, als der Namenspatron des lyriſchen Navagero vor dem Problem ſtand: Soll ich oder ſoll ich nicht? Zwar neſtelte er ſich den Mantel ab, aber in dieſer Darſtellung war es nicht erſichtlich, zu welchem Zwecke. Die einladende Handbewegung Potiphars war dafür um ſo klarer. An dem einen Bettfuße lag ein Buch mit der Aufſchrift: Vehſe, Die Geſchichte der europäiſchen Fürſtenhöfe. An den Schmalſeiten befanden ſich höchſt unpaſſender Weiſe Darſtellungen bekannter moderner Dichter, deren Verdienſte um die Hebung der Moral den zügelloſen Conte wahrhaftig davon hätten abhalten ſollen, ſie Mythologien und bibliſchen Geſchichten von keineswegs einwandfreier Anſtändigkeit zu benachbaren. Da ſaß einer auf einer Pandorabüchſe und...: kurzum, er las dabei Caſanovas Memoiren. Ein anderer, nur mit einem Zwicker bekleidet, tätowierte auf das Hinterteil eines Weibes eine Weltkugel. Ein dritter, in Uniform, ſetzte mit der Linken einem drallen Bauernmädchen den Walkürenhelm der Germania auf, während er ſich mit der Rechten an ihrem Bruſtlatz zu ſchaffen machte. Ein vierter ſaß, ganz Bosheit, Tücke und Grauſamkeit, im Operationskittel auf einem Vogelherd und ſah mit ſcheußlicher Genugtuung zu, wie ein armer Kuckuck an der Leine zappelte. Ein fünfter, elegant wie ein Zuſchneider, nahm der Statue des Sophokles das Maß mit einem kleinen Ellenſtabe, der über und über orientaliſch verornamentiert war. Ein ſechſter... aber wo kämen wir hin, wenn wir alle die Schändlichkeiten aufzählen wollten, zu denen der impertinente Conte altes, gutes, wohlausgetrocknetes, bei abnehmendem Monde geſchlagenes Nußbaumholz mißbraucht hatte.

Sogar der Kattowitzer fand, daß er etwas zu weit gegangen ſei, und er hegte Bedenken gegen die Verkäuflichkeit eines Objektes,

das ſowohl moraliſchen Anſtoß wie auch Ärger hervorrufen müſſe, da es allzuwenig Reſpekt vor den ethiſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen der Zeit verrate.

„Eigentlich", ſagte er, „gibt es für einen Schreibtiſch von ſo monumentalem Umfange nur einen Käufer: Seine Majeſtät in Berlin. Nur hätteſt du dann freilich die Gegenſeite beträchtlich niedrer halten und dort nicht auch einen Thron hinſtellen müſſen. Vor allem aber wäre natürlich eine durchaus andere Verzierung nötig geweſen. Aber über dieſe hätteſt du dir nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen. Seine Majeſtät hätte dir alles an die Hand gegeben, und in der Hauptſache würden der Reichsadler, Germania im Bruſtpanzer, zahlreiche gepanzerte Fäuſte und andre Attribute von des Reiches Macht und Herrlichkeit das Ihrige getan haben. Du biſt unpraktiſch, mein Lieber. So große Möbel ſetzt man doch nicht ohne Berechnung in die Welt. An wen haſt du dabei eigentlich gedacht?"

„An den Schreibtiſch", antwortete Franzl. Dann gingen ſie weiter.

Sie kamen durch eine Flucht von Zimmern, die im unſicheren und ſchwachen Lichte der Laterne einen üppig möblierten Eindruck machten. Es gab keinen Stil, der in ihnen nicht vertreten geweſen wäre. Am häufigſten jedoch kehrte der pompejaniſche wieder. Aber die Möbel waren nur an die Wand gemalt.

„Erlaube mal", ſagte der Kattowitzer, als er den Schwindel bemerkt hatte: „Das iſt doch verrückt!"

„Nein," entgegnete Franzl, „das iſt Impreſſionismus."

Sie gingen weiter und kamen in ein andéres Haus. Man merkte es daran, daß die Türen und Fenſter niedriger, die Decken gewölbter wurden.

Der erſte Raum ſah ſehr einladend aus. Es befand ſich ein wirklicher Tiſch darin, um den herum italieniſche, ſtrohgeflochtene

Bauernstühle standen. Auch war eine alte (wirklich alte) Kredenz darin und ein ungeheuer großes Kanapee. Vom Gewölbe herab hing eine enorme Bronzeampel, die, nach Franzls Behauptung, einmal die Kirche von San Marco in Venedig geziert hatte. Aus diesem Grunde hatte er das Gewölbe mit byzantinischen Heiligen in Mosaikmanier höchst täuschend bemalt, und zwar ausschließlich mit gekreuzigten oder sonst heftig gemarterten Heiligen. Daß er sich dabei die Marter der Darmaufrollung nicht hatte entgehen lassen, versteht sich am Rande, aber es gab auch Heilige, die gevierteilt, solche, die in zwei Stücke gespalten, andere, die mitten durchgesägt, in Öl gekocht, mit brennendem Pech begossen, lebendig geschunden, verbrannt und ersäuft wurden. Mit dem Kopf unterm Arm gingen eine ganze Anzahl einher. Die Wände dieses Raumes waren glänzend dunkelblau bemalt; aber das Blau war unterbrochen durch hingetäuschte Tische voll der schönsten Viktualien. Da sah man Haufen von Früchten aller Art: Granatäpfel, Zitronen, Orangen, Feigen, Nüsse, Mispeln, Bananen, Melonen, nicht zu rechnen das gemeine Obst. Aber es gab auch herrliches Federvieh, gerupftes sowohl wie solches, das noch im bunten Glanze seines Gefieders prangte. Desgleichen Hasen im flaumigen Fell, gespickte Rehrücken, ganze Keiler mit den blinkenden Stoßzähnen. Ein riesiges Roastbeef brozelte auf dem Rost. Ein ganzes Schwein drehte sich am Spieße. Stöße von Tellern standen zwischen kupfernen Kasserollen auf gemaltem Bord. Dort hingen Zwiebelköpfe auf eine Blumenkohlpyramide herab. Da leuchteten aus einem grünen Schilfkorbe gelblich-rote Tomaten. Der schuppige Glanz roter, weißer, stahlblauer Fische hob sich vom triefenden Braun der Netze ab. Spargel renommierten blaß-rotköpfig mit der Dicke ihres Leibes, Artischocken taten sich nicht wenig auf ihre grün-bronzene Patina zugute. Und immer irgendwo dazwischen das matte Blinken zinnener Trinkgeschirre: Kannen, Krüge, Humpen, Becher, Pokale. Damit

aber Lebensluſt und Todesqual nicht unvermittelt ineinander übergingen, hatte ſie der rückſichtsvolle Meiſter durch einen goldenen Fries getrennt, auf dem ſchwarze Vögel aus einer phantaſtiſchen Zoologie ſtanden, die ein grünes Spruchband, das ſich von Vogel zu Vogel im Bogen ſchwang, in den Schnäbeln hielten. Darauf ſtanden in weißer Schrift Verſe aus Joſef Beppinos Leier:

Es läßt der Heilige ſich gerne braten,
Weils ihm der Geiſt, der Heilige, gebeut,
Indes wählt Epikur die reifſten der Tomaten
Voll Andacht aus, erfahren und geſcheut,
Denn der erlauchteſte von dieſer Welt Salaten
Iſt dieſer rötliche, mit Pfeffer ſchwarz beſtreut.
O, ſorgt dafür, daß ihm nicht Knoblauch fehle!
Denn fehlt ihm der, ſo mangelt ihm die Seele.

* * *

Hie Welf! Hie Waiblingen! ſo ſcholl der Schrei der Kaiſerlichen und der Papſtgetreuen, Gott Lob und Dank: Der Lärm iſt nun vorbei.

Doch will ein andrer immer ſich erneuen: Hie Öl! Hie Butter! Welches beſſer ſei, als Kochſerment den Schlecker zu erfreuen.

Ein Torenruf. Wer beide rein geſchmeckt hat, der wechſelt ab. Varietas delectat.

* * *

Seht, wie ſie blau aus grünem Laube winken,
Die ſchweren Beutel voller Süßigkeit:
Die Feigen. Bernſteingelbe Tropfen blinken
An jeglicher: der Schmuck der Reifezeit.
Die Sonne ſog ſie vor; die Amſeln trinken
Sie über alles gern. Oh, ſo geſcheit
Wie eine Amſel iſt wohl auch ein Dichter.
Ja, mein Verſtand iſt ſchließlich doch noch lichter:

Ich weiß, was nie ein Amſelhirn erfaſſen
Und keine Amſelzunge fühlen kann.
Sie fühlt nur Süßes, kann nur ſimpel praſſen,
Ich aber pack es komplizierter an:
Ich ſuche Salz, das zu der Süße paſſen,
Der Süße Lauheit ſalzig kühlen kann:
Und alſo hab ich voll Genie entdeckt,
Daß nichts zu Feigen ſo wie roher Schinken ſchmeckt.

* * *

Wenn der Moſt ſich eben regt,
Süß noch, doch ſchon pricklig,
Sei dir dies ans Herz gelegt
Als beſonders ſchicklich,
Daß zum Moſt
Auf dem Roſt
Du Makronen braten ſo(ll)ſt.

„Du erlaubſt dir beim Reimen gewiſſe Freiheiten, ſcheint mir", bemerkte der Kattowitzer, als er dieſes Bukolikon geleſen hatte.

„Ich bin allerdings ſo frei", entgegnete der Dichter, „nach dem Grundſatze zu verfahren: Reim dich, oder ich freß dich. Diesmal habe ich bloß zwei lappige l gefreſſen. Aber ihr Banauſen werdet es nie verſtehen, daß die Grammatik nur quantité négligeable wird, wo es ſich um Reime handelt. Erſt der Reim, dann die Grammatik. Es iſt das ein Pendant zu euerm Prinzip, die ihr euch mit Kritik die Zeit vertreibt: erſt der Witz, dann die Wahrheit. Oder laßt ihr einen Witz, der euch einfällt, etwa fahren, weil er unberechtigt iſt? Nein: Ihr laßt ihn — fahren."

„Sieh mal an", lächelte der berühmte Kritiker ſardoniſch, „was ſo ein lyriſches Lämmchen giftig werden kann, wenn man's am Reimſchwänzchen packt!"

Dann las er weiter:

Wenn dich Weltſchmerz packt.
Wenn dich Gram zerhackt.
Wenn die liebe Liebe dich am Zwickel zwackt.

O dann hole dir
Schwarzes Porterbier,
Miſche Ale ein nach Formel 2 : 4.

Dieſes ſchlürfe dann,
Schwer geprüfter Mann.
Cheſter Käſe koſte dazu dann und wann.

* * *

Fehlt dir, o Menſch, die Harmonie
In deinem Innenleben,
So wird dich eine Symphonie
Zu reinern Höhen heben.

Sei unbeſorgt: Nicht Richard Strauß
Gebar ſie unter Wehen.
Der kleinſte Herd im kleinſten Haus
Läßt lind ſie dir entſtehen:

Aus Sauerkraut beſteht ſie und
Schweinshaxen, roſig runden.
Und war dein Herze noch ſo wund,
Es wird ſogleich geſunden.

„Dies iſt Heimatskunſt," flüſterte der Dichter bewegt.

„Ja, die Seele Niederbayerns ſchluchzt in dieſen anſpruchsloſen Rhythmen", geruhte der größere Navagero zu bekennen.

„Eisbein mit Sauerkohl!" träumte die Berlinerin.

„Du ſollteſt dich von Aſchinger oder Kempinsky anſtellen laſſen," unterbrach das gefühlvolle Terzett der immer aufs Praktiſche bedachte Kunſtrichter; „nur mit ſolcher Art angewandter Lyrik laſſen ſich ökonomiſche Erfolge erzielen. Und warum ſollte ſich nicht auch endlich die Kunſt, die aus der Tiefe des deutſchen Gemüts

kommt, die Kunſt der Betrunkenheit in Worten, die Kunſt, in ungleich langen Zeilen ungleich lange Gefühle auszudrücken, in den Dienſt der äſthetiſchen Kultur begeben, der wir uns, dank der Bemühungen meiner Wenigkeit, mit Rieſenſchritten nahen? Schon ſpeiſt der Berliner Kommis zwiſchen eitel Marmor, Gold und Elfenbein: warum ſollte er ſein Kempinsky-Menü nicht auch noch unter rhythmiſchen Begleiterſcheinungen, hervorgerufen von den ſüßeſttönenden Lyren unſerer heutigen Petrarke, zu ſich nehmen? Ich ſehe eine Generation von Deutſchen heraufkommen, die nicht mehr imſtande iſt, Mittag zu eſſen, wenn nicht ſämtliche Muſen um den Wirtshaustiſch herumtanzen."

Angeſichts dieſer Perſpektive war man weiterhin nicht mehr imſtande, Viktualienverſe zu leſen, und ging weiter.

Man kam in einen Keller. Aber, durch Erfahrung gewitzigt, fiel der Kattowitzer nicht mehr auf die gemalten Fäſſer herein, und auch der Umſtand, daß wirkliche Hähne daran wirklichen Wein fließen ließen (weil die Fäſſer auf Pappe gemalt waren und hinter den Pappwänden wirkliche Weinflaſchen mit den Hähnen in Verbindung ſtanden), übertölpelte ihn nicht. Immerhin erklärte er dieſen Kompromiß mit der Wirklichkeit für ſympathiſch.

Jetzt kam eine Wendeltreppe.

„Iſt das ſchon . . .?" bebte Zerlineken.

„Nein", tröſtete ſie der König. „Dieſe Wendeltreppe führt erſt zu unſeren Schlafgemächern. Weshalb du ihre Stufen mit einem ſchwarzen Plüſchläufer belegt ſiehſt, während das Geländer einen Überwurf von dunkelblauem Sammet zeigt. Dunkelblau iſt nämlich die Farbe des Schlafs."

— „Wieſo?"

— „Weil wir bloß dunkelblauen Sammet auf Lager hatten."

Zerlineken lachte.

„Das iſt keineswegs lächerlich. Auch Symbole entſtehen aus

der Kraft des Genies, den Unzulänglichkeiten der Materie Gemütsbedeutungen abzugewinnen", erklärte verweisenden Tones der denkende Künstler.

„Ich wollte," fügte der Kattowitzer hinzu, „daß alle Künstler meine Werke mit so viel Frucht läsen, wie Franzl. Das mit den Unzulänglichkeiten der Materie hätte ich selber nicht prägnanter sagen können, und ich werde bei Gelegenheit nicht ermangeln, das Axiom analytisch zu verwenden, vorausgesetzt, daß mir ein Dunkelblau vorkommt, dem schläfrige Qualitäten mit einigem Recht zugesprochen werden können. Aber man kann das gleiche ja auch von jeder anderen Farbe sagen. Und darin eben liegt das blendend Richtige dieser Maxime."

Franzl fühlte Lorbeerblätter über seiner Stirne nicken und schritt hurtig voran, die gewundene Treppe hinauf.

Das lautlose Schreiten der Fünf auf dem dicken Plüsch, in einer engen Dunkelheit, die von dem Arabeskentanz des vielfach von Ornamenten durchschnittenen Lichtes der mehr schönen, als leuchtenden Laterne mehr betont, als behoben wurde, hatte etwas Unheimliches, und so begann man, wieder an den Zweck dieser Wanderung zu denken, den man angesichts der verschiedenen Kunstleistungen Navagerischer Herkunft völlig vergessen hatte.

Infolgedessen wandte man den gräflichen Schlafgemächern nicht die volle Aufmerksamkeit zu, die sie wohl verdient hätten.

Olympia war nicht weiter ärgerlich darüber, denn sie war sich des Umstandes wohl bewußt, daß Aufräumen und Abstauben nicht ihre starke Seite war, und sie hätte es nicht eben mit Vergnügen gesehen, wenn Zerlineken eines der Epigramme entdeckt hätte, die Josef Beppinos geistsprühender Finger besonders dichten Staubschichten gerne einzugraben pflegte. Es war ihr also eher angenehm, daß Zerlinekens graue Augen nur schnelle, auch in der Eile noch

ſpitz muſternde Blicke über das Milieu des intimen gräflichen Ehelebens ſtreifen laſſen konnten.

Zu einer etwas genaueren Betrachtung forderte indes der nächſte Raum heraus, der ein Badebaſſin aus gelbem, roſa geädertem Marmor enthielt und einen rieſigen Granitthron ägyptiſchen Stiles, deſſen Sitz- und Lehnflächen flache, goldgebordete Kiſſen aus rotem Sammet bedeckten. Das Schönſte daran war die vergoldete Figur einer ägyptiſchen Bauchtänzerin, die auf der Decke des Thrones ſtand (denn der Thron war baldachinartig überdacht).

„Prachtvolles Geſchöpf!" ſagte der Kattowitzer. „Was bedeutet die Figur an dieſem feierlichen Möbel von ſchwer enträtſelbarer Zweckbeſtimmung?"

„Es iſt die Göttin der guten Verdauung", antwortete der Inhaber des Thrones, ſomit das Rätſel auf die delikateſte Manier von der Welt erklärend.

Der Kenner ſämtlicher Meiſterwerke alter und neuer Kunſt war von Metierswegen ein Mann, dem ſchwer zu imponieren war. Hier aber packte ihn ſtaunende Bewunderung, und er ſprach mit Ergriffenheit: „Das muß ich ſagen: das iſt pompös. Ich ſah den Leibſtuhl des Sonnenkönigs und ſah den ſeines bayriſchen Revenants auf Herrenchiemſee. Schön, aber überladen. Auch von Napoleon habe ich eine Retirade geſehen im Schloſſe zu Strà. Gutes Empire — nichts weiter. Van de Velde macht eindrucksvollere, linear bedeutſamere, und ihre Zweckmäßigkeit iſt über jeden Zweifel erhaben. Aber erſt dies hier: das Kloſett von Marzaun, iſt die Löſung, der Inbegriff. Geſtatte, daß ich ſtammle. Nur ſtammelnd rührt ergriffene Ahnung an das ſchlechthin Vollkommene. Wie ſage ich's nur ... Ja, geadelte Notdurft. In Schönheit ſterben, das kann am Ende jeder. Aber in Schönheit abtreten, dieſes Problem haſt nur du gelöſt. Ägypten, das alte Ägypten umfängt dich. Das Alltägliche erhält die Weihe eines Myſteriums. Mit Recht!

Denn was könnte myſteriöſer ſein, als der Stoffwechſel? Hier wird ein Urpunkt berührt! Du haſt das durch die Wahl des Materials geiſtreich angedeutet: Granit. Denn, was ſtände granitener feſt, als dies, daß wir ausſcheidend leben? Und was heißt ausſcheiden? Unbewußte Kritik: Kritik als Lebensfunktion. Doch der Gedanke reißt mich vom Eigentlichen des Themas. Es iſt myſtiſcher als jedes andere: es ſtrahlt. Daher das Gold auf dem Dunkel: die goldene Bauchſchwenkerin. Wovon, im Grunde, wird das Mädchen ſo anmutig bewegt? Vom Drang nach Freiheit. Erlöſungsſehnſucht deutet ſich hier ebenſo tief wie graziös an. Nie wurde ein Symbol genialer erfunden. Die ganze antike Mythologie kann ſich endlich begraben laſſen. Hier, hier beginnt die Marzauner Kunſtepoche! Ich kann nicht anders, Franzl, — ich muß dich küſſen! Das Höchſte kann man nicht ausſprechen, nicht einmal ſtammeln: es muß hingeküßt werden." Und es knallte feucht ein ſanfter Kuß durch den Raum des alltäglichen Myſteriums, der nun doppelt geweiht erſchien durch die Tatſache, daß es noch Kritiker gibt, die aus Ergriffenheit ſich auf die Gedankenflucht zu begeben vermögen. Franzl war um ſo tiefer gerührt, als er bei der Konzeption ſeines myſtiſchen Thrones nichts von alledem geahnt hatte, was ihm jetzt mit ſo viel Geiſt und Temperament zugeſprochen worden war. Aber er glaubte daran und war überzeugt, unbewußt ebenſo geiſtreich geweſen zu ſein.

Joſef Beppino dagegen, der nur für gereimte Gedankenflucht Verſtändnis beſaß, allem Ungereimten gegenüber aber bloß gemeinen Mutterwitz zu bewähren vermochte, ſchüttelte das längliche Köpfchen und meinte einfach: „Wenn nur die Waſſerſpülung regelmäßiger funktionierte!"

Man wollte eben weiter gehen, als ein Röcheln vernehmbar wurde, das recht unheimlich klang.

„Huch!" machte Zerlineken und ſetzte ſich auf den Thron.

„Aber das iſt ja bloß Nandl, die ſchnarcht," konſtatierte Olympia.

Zerlineken wollte ſich beruhigt erheben, aber ihr entzückter Gatte duldete es nicht.

„Seht alle hin!" rief er aus: „Das Niedliche in den Armen des Gewaltigen! Ihr kennt doch das berühmte Gedicht jenes neuen Dante, der die Poeſie der Gedankenſtriche entdeckt, die Kunſt erfunden hat, nichts ſagend alles anzudeuten? Jenes Gedicht, beſtehend aus den ſieben wunderſam tiefen Worten:

Du ſollteſt mir durch die Gemächer ſchreiten . . .?

Wahrlich, ich ſage euch: ſähe der erlauchte Dichter dieſes Bild, es würde ihm ein zweites ebenſo herrliches Poem auf die Leier rutſchen, — dies:

Du ſollteſt ſtets auf dieſem Throne ſitzen!

Oh, Zerlineken, bleib, bleib! Das Genie des Augenblickes, das dich in dieſe granitene Umarmung hineinkomponiert hat, wäre wert, in die Jahrhunderte hineinzuſchreiten gleich dem Dante, von dem ich eben ſprach, wenn es nicht mit Namen Zufall hieße. Zufall! Schon wieder packt mich der Geiſt an den Ohren in dieſem geſegneten Raume, und ich ſage: Nur das Zufällige iſt das Ewige! Nur was dir zufällt, Künſtler, bleibt. Was du aber ſub ſpecie aeternitatis zuſammenbaſtelſt, iſt ein Quark, dem's ſchon die nächſte Minute anſieht, aus welcher Notzucht des Geiſtes es hervorgegangen iſt."

„Red doch nicht immerzu von Geiſtern!" herrſchte ihn das undankbare Idol an; „ich weiß nicht, mir iſt ſo ſchwummerig zumute. Wozu müſſen wir denn auch die alte, eklige Treppe ſehen!"

Aber da hatte Olympia ſchon die Tür zu Nandls Kammer aufgeklinkt, und man ſchritt am Bette des Mädchens vorüber, das mit rund geöffnetem Mäulchen ſchnarchte und ſelbſt unter dem Bann von Joſef Beppinos indiskreten Blicken nicht erwachte.

Auch als der König von Marzaun den Riegel der anderen Tür zurückschob, die zu der fatalen Treppe führte, wachte Nandl nicht auf. Denn alles begab sich jetzt sehr leise. Nur Zerlinekens seidene Jupons rauschten.

Man trat hinaus und überblickte mit ängstlicher Spannung die Treppe. Sie war sehr schmal, die Decke darüber gewölbt, die steinernen Stufen rutschig ausgetreten. Statt eines Geländers lief zu beiden Seiten ein glatt abgegriffenes, schwarz gewordenes Seil hinab. Auch der ursprünglich weiße Anstrich war in den Jahrhunderten stark nachgedunkelt.

Es roch moderig und nach verbrozeltem Öllampendocht, weshalb sich Olympia am Laternenlichte eine Virginia anzündete.

„Das ist gescheit," flüsterte der Kattowitzer, „nichts riecht so herzhaft, mutig, lebendig, wie Virginiarauch. Man denkt an Wiener Hamur, an Fiaker und Kaiserjäger. Ich bin überzeugt, Gespenster können diesen Geruch nicht vertragen."

„Still!" gebot der König, „da!"

Ein Blutfleck, wie von einer sehr großen Fußsohle, wars, worauf er hinwies.

„Huch!" machte Zerlineken.

„Stufe für Stufe ist einer," hauchte Franzl. „Ich denke, du wirst deine Behauptung, es sei Krapprot, nicht aufrecht erhalten."

„Nein," sagte ebenso leise der Kattowitzer, „es ist allem Anscheine nach Blut."

Und er war so mutig, sich niederzubücken und mit dem Taschentuche auf einem der Flecke zu reiben.

„Entschieden, Blut!" sagte er, und wies das Tuch vor.

„Wirf das Tuch weg!" flüsterte Zerlineken. „Ich schlafe nicht mit dir, wenn das Tuch im Zimmer ist."

Der folgsame Gatte tat auf der Stelle, wie ihm geheißen.

„Ich wüßte nicht, was ich nicht wegwürfe, um mir die Gnade

deiner Bettnachbarſchaft zu erhalten," murmelte er, immer noch zu Bemerkungen aufgelegt, die mit dem Ernſt der Situation frivol kontraſtierten. Er war es auch, der nun die Laterne ergriff und voranſchritt.

„Vielleicht entdecken wir wenigſtens, wohin das Geſpenſt gelatſcht iſt," ſagte er.

Als aber am Treppenabſatz unten, dort, wo rechts das Jahrhundertdurcheinander der Architektur begann, Spitzbögen ſich mit Rundbögen trafen, zwei Treppen nebeneinander herliefen, Mauerdurchbrüche ruinenzackig ſtarrten, Höhlungen unter den Treppen gähnten, eiſerne und hölzerne Türen offen ſtanden, — als dort plötzlich die blutigen Spuren aufhörten, ſtand auch ihm das Herz ſtill.

Er leuchtete die Wände hinauf, in die Treppengänge hinab: nichts. Die Spuren waren völlig weg.

Man ſtand und ſtarrte und ſann und ſchüttelte die Köpfe. Lautlos.

Da . . . horch . . .: Schritte oberhalb, ganz leiſe . . . leiſe . . .

Die Navageriſchen und die Pariſer ſchoben ſich zu einer kompakten Maſſe des Entſetzens zuſammen.

Nun ein ſonderbares Rauſchen, wie das Atemholen eines aſthmatiſchen Rieſen . . . Ein Geräuſch von entſchieden nicht menſchlicher Herkunft . . . Ganz gräßlich.

Zum erſten Male ſeit gut zwanzig Jahren erinnerte ſich Zerlineken des Vaterunſers. Aber hinter der dritten Bitte verſagte das Gedächtnis der gottloſen Berlinerin und ſie konnte nur noch verhalten wimmern.

Da . . . Sphärenmuſik? Geiſtertöne? Klaviatur des Zwiſchenreiches?

„Dio mio! Das Geſpenſt ſpielt Klavier!" hauchte Olympia.

„Und noch dazu richtig!" flüſterte der Kattowitzer.

Aber ein greuliches Gurgeln brachte ihn zum Schweigen, ein

Gurgeln, aus dem ſich ſchließlich nach der Melodie des Klavierſpiels die Worte losrangen: Vieni ſul mar.

„Iſt das vielleicht ..." wollte Olympia gerade ſagen, da klopfte es rechts unter ihnen in einer leeren Treppenhöhlung raſch hintereinander etwa ein Dutzendmal unheimlich dumpf, und die ganze Geſellſchaft floh mit einem Uniſonoſchrei die Treppe hinauf, nach Nandls Kammer.

Zerlineken fuhr mit dem Kopf direkt unter die Bettdecke des Mädchens. Nandl, aus dem Schlaf erwachend, griff in beſinnungsloſem Schreck wild kreiſchend nach dem haarigen Etwas, das plötzlich auf ihrer Bruſt lag und riß der Berlinerin ſämtliche falſchen Zöpfe vom Haupte. Nun ſchrie auch dieſe aufs fürchterlichſte und ſchlug um ſich. Nandl überzeugt, es mit dem Geſpenſt zu tun zu haben, wehrte ſich mit überlegenen Kräften und draſch auf die in der Bettdecke Verwickelte los, während die anderen, auch der pflichtvergeſſene Gatte, ſchon die Türe zum Thronſaale des Myſteriums gewonnen hatten. Endlich gelang es der Berlinerin, unter Zurücklaſſung ihres ſämtlichen nicht angewachſenen Haarwerks hinterdrein zu flüchten. Sie kam gerade dazu, wie der Kattowitzer mit dem Kopfe gegen die Granitlehne des Thrones ſtieß und brüllte „Gottverfluchtes Möbel, infames!" Joſef Beppino aber lag auf den Trümmern der Laterne in der marmornen Badewanne und ſtöhnte in einem noch gequetſchteren Diskant als ſonſt: „Ich habe das Steißbein gebrochen."

Olympia und Franzl dagegen hatten ohne Fährte ihr Schlafgemach erreicht und ſich hinter den brokatenen Vorhängen ihres Ehebetthimmels verborgen.

Wie ſie den Kattowitzer fluchen und Joſef Beppino ſtöhnen hörten, beglückwünſchten ſie ſich einander, wenigſtens keine Beulen und Beinbrüche davongetragen zu haben und erkundigten ſich dann mezzo voce nach dem Befinden der übrigen.

Da kam ein Rauſchen aus dem myſteriöſen Kabinette und Zerlineken ſchrie: „Hilfe! Jetzt iſt's hier! Ich ſterbe!"

„Unſinn!" fiſtelte Joſef Beppino, indem er ſich erhob, „der Kritiker hat ſich bloß auf den Waſſerleitungsknopf geſetzt. Unheimlich iſt nur, daß der einmal funktioniert."

Die zur Gewißheit gewordene Hoffnung, daß er das Steißbein nicht gebrochen hatte, war es, die ihn zu dieſer Randbemerkung ermutigte.

Er fand auch die Courage, ein Wachszündholz anzureiben, in deſſen Lichte die drei das gräfliche Ehegemach gewannen. Dort wollte er noch weiter Licht machen, aber Zerlineken proteſtierte, indem ſie ſich vorſtellte, wie wenig vorteilhaft ausgiebigere Beleuchtung jetzt ihrer Friſur wäre. Erſt wie ſie ihr zerzauſtes Haupt mit einem Tiſchtuche bedeckt hatte, deſſen prachtvolles Muſter aus der zügelloſen Ravageroperiode (von ihm ſelbſt Darmverſchlingung genannt) jetzt leider nicht zur Geltung kam, geſtattete ſie die Entzündung eines hinterindiſchen Schlangenleuchters. Aber nur, um kategoriſch zu verlangen, daß die geſamte gräfliche Familie ſie jetzt zu ihrem Zimmer begleitete.

„Ich habe die Neeſe voll!!!" erklärte ſie ebenſo unzart wie unwirſch, aber unter ſtillſchweigender Gewährung mildernder Umſtände, weil niemand ſo unbillig dachte, in dieſem Momente ſeeliſcher Seekrankheit von einer geborenen Berlinerin andere Tropuſſe zu verlangen, als ſolche, die ſich rebus ſic ſtantibus aus dem Reſervoir der Jugenderinnerungen von ſelber einſtellen.

* * *

Es war beinahe vier Uhr geworden, als man ſich am nächſten Tage im Ritterſaale zum Frühſtücke traf.

Die gräfliche Familie ſaß bereits vor ihrem Morgentrunke, und, da es eine individualiſtiſch-differenzierte Familie von Eigenmenſchen

war, ein jedes Mitglied vor einem anderen Trunk. Olympia hatte ein umfangreiches Gemäß venezianiſch-othelloſchwarzen Kaffees vor ſich, der lyriſche Conte erfreute ſich einer milden Milchſchokolade, der König aber, auf ſeine Nerven bedacht, löffelte in einer Haferſchleimſuppe. Für den Kattowitzer ſtand tintig dunkler Tee, für Zerlineken, wie ſich's verſteht, eine „Berliner" bereit.

Der König war in ſeinem Malerkittel, Joſef Beppino ſchämte ſich nicht, ſeinen alten Schlafrock zur Schau zu tragen, Olympia aber, von wegen Zerlinekens, hatte ſich fein gemacht und trug ein durchaus himmelblaues Morgenkleid mit japaniſchen Ärmeln.

Sie ſah ſehr munter aus und tuſchelte vergnügt mit dem Lyriker. Schmulius ſaß auf ihrer linken Schulter und aß Zwieback. Die Krümel brachte er ſorgfältig im Nackenausſchnitt von Olympias Kleid unter.

Als ſich die Tür des Gaſtzimmers öffnete, unterbrach die Herrin von Marzaun ſofort das Getuſchel und ſetzte eine weniger vergnügte Miene auf.

Zerlineken rauſchte in einer moosgrünen Matinee mit reichlichem Beſatz von cremefarbenen Spitzen herein. Da ſich die Majorität ihrer Haare noch in Nandls Schlafzimmer befand, hatte ſie ſich den Kopf mit einem Turban aus indiſchem Batikſtoffe umwunden. So, eine Odaliske aus Berlin N., ſchritt ſie zum Tiſche der morgendlichen Erfriſchungen und ließ ſich müde in einem gewaltigen Lehnſtuhle aus rauhem japaniſchen Hirſchleder nieder, das ehedem einer Daimijo-Rüſtung zum Futter gedient hatte, wie das als Ornament benutzte draufgedruckte Wappen zeigte.

Ein ſehr müdes Guten Morgen beſtätigte den Eindruck der Erſchöpftheitsſäckchen unter ihren Augen: Madame hatte nur wenig geſchlafen. Um ſo mehr hatte ſie ſich gefärbt. Aber es ließ ſich nicht beſtreiten, daß es mit Talent geſchehen war. Madame ſah hingenommen, aber niedlich aus. Das Hinfällige ſtand ihr eigentlich beſ-

ſer als das Muntere, daß ſie für ihre Stärke hielt. Es hatte eine aparte Nuance von Laſterhaftigkeit.

Der glückliche Beſitzer dieſer moosgrünen Melancholie erſchien ganz einfach in einem Schlafwagenanzug aus blau und braun geſtreifter Baſtſeide. Aber er trug darunter ein ſchlechthin himmliſches Nachthemd mit Jabots und Shakeſpearekragen. Dazu ſchwarzſeidene Strümpfe und gelbe Kordovanpantoffeln.

Auch er ſah blaß und angegriffen aus, aber er beſaß die Kunſt des unwiderſtehlichen Lächelns in einem ſeltenen Grade. Ob nun dieſe Kunſt angeboren, geſteigerte Natur, oder ob ſie bloß angelernt, Apparat war, ſie wirkte immer. Man mußte dem virtuoſen Lächler gut ſein, und mehr noch als die Frauen verliebten ſich Männer in dieſes Lächeln einer geiſtreichen Bonhomie. Es ſaß vor allem in den ſchönen und ſehr geſcheiten, dabei aber gemütlich-luſtigen Augen, die eher auf einen Humoriſten als auf einen Kritiker hätten ſchließen laſſen. Und wenn er den Mund auftat, wurde jeder genius loci zum Genius der guten Laune.

„Na, ihr Stöffchen!“ ſagte er und rieb ſich die knochigen Hände, „auch nicht geſchlafen? Ich hoffe ſehr, denn das können wir wenigſtens verlangen, daß es euch auch übel ergangen iſt. Wenn mich Zerlineken nicht gerettet und überdies getröſtet hätte, ich wäre in dieſer Nacht der modernen Kunſt verloren gegangen. Denn ich war feſt entſchloſſen, wie die Schweinerei nochmal anfing, dieſes blödſinnige Geſpenſt auf die blutigen Hühneraugen zu treten.“

„Nochmal anfing?“ fragte Joſef Beppino und zog die Augenbrauen ſo hoch, daß man glauben konnte, er habe das in ſeinen vielen Mußeſtunden geübt.

„Alſo ihr Scheuſale habt wirklich ſchlafen können?“ rief der Kattowitzer und warf drei Stückchen Zucker in die Teetaſſe, daß es eine Springflut gab. „Das muß ich ſagen! Das iſt Gaſtfreundſchaft! Sogar die Geſpenſter überlaßt ihr eurem Logier-

beſuch zur ausſchließlichen Benutzung! Zerlineken! Wie findeſt du das?"

Aber Zerlineken küßte ihrem „Berliner" die Haut von der Sahne und ignorierte die Frage.

So mußte der Kattowitzer ohne Unterſtützung empört ſein und erzählen: „Ekelhaft war's! Im höchſten Grade ekelhaft! Ich zog Zerlineken eben die Höſeken aus, da kriegt das Aas . . ."

„Nanu!?" ſagte Zerlineken.

„. . . Das Geſpenſt, verſteht ſich wieder ſeinen Aſthmaanfall, und diesmal viel ſchlimmer, denn am Schluſſe fing es auch noch an, zu huſten und zu pfeifen. Dann ſetzte es ſich, allem Anſcheine nach, zum Abſchiede mit dem Poder auf die Klaviatur und ſtrich ab. Und, wenn ihr wiſſen wollt, wohin, ſo ſage ich euch: dort, durch die Entreetüre. Dann gab's noch einmal einen Bumſer, Gott weiß, wovon, und euer ſüßer Vogel war ſo freundlich etwa dreihundertmal hintereinander in allen Tonlagen, von Franzels Baß über Limpis Sopran zum lyriſchen Diskant Joſef Beppinos, ‚Buffo, Buffo, Buffo' zu kreiſchen."

Ein Enſemblegelächter der gräflichen Familie, akkompagniert von Schmulius war der völlig unerwartete Effekt dieſer Erzählung.

„Wie ich das finde!" ſagte entrüſtet Zerlineken.

Der Kattowitzer aber lehnte ſich, ſoweit es der ſtark unbequeme Renaiſſanceſtuhl Franzlſcher Konſtruktion erlaubte, zurück und ſagte bloß: „Scharmant!"

Da ſprang Joſef Beppino auf, raffte die Schleppſittiche ſeines Schlafrockes zuſammen und ſagte, indem er davon ſchlappte: „War das Aſthma etwa ſo?" Und er verſchwand in einer Türe auf der anderen Seite des Saales.

Ein paar Augenblicke, und es erhob ſich genau das Geräuſch, das der Kattowitzer vorhin geſchildert hatte. Auch die Hinterwirkung auf die Klaviatur fehlte nicht.

Der Logierbeſuch ſaß ſprachlos. Die Navageriſchen lachten dafür um ſo lauter, und Schmulius begann zu gurgeln: „Vieni ſul mar!"

„Maul halten!" ſchrie ihn der Kattowitzer an. „Mir geht ein Licht auf, das euch nicht gerade günſtig illuminiert. Vielleicht habt ihr die Güte, uns zu ſagen, warum ihr dieſen ganzen Blödſinn geſtern nacht inſzeniert habt. Ich kann mir eine geiſtreichere Manier vorſtellen, ſeinen Witz leuchten zu laſſen. Wenn nun Zerlineken fauſſe couche gemacht hätte? Und ich? Wenn ich übergeſchnappt wäre? Das ſind Landsknechtswitze!"

Er ſchien wirklich ärgerlich zu ſein, und die Gattin war es poſitiv. Denn ſie dachte an ihre Haare.

Franzl hatte keine leichte Arbeit, den werten Gäſten die Überzeugung beizubringen, daß er und die Seinen ſich genau ſo ehrlich gefürchtet und keine Ahnung davon gehabt hätten, daß der ganze Spuk nichts weiter war als ein ſonderbares Zuſammentreffen von Zufällen. Nämlich dies: Nandl hatte, in der Aufregung wegen der Ankunft des Beſuchs, vergeſſen, ein Filet, das ſie geholt hatte, in der Küche abzuliefern. Sie hatte es vielmehr mit dem Korbe, in dem es ſich befand, empörenderweiſe unter ihr Bett geſchoben: unbewußt, wie ſie ſagte, in dem Momente, als ſie von Sylvia angerufen wurde, etwas im Keller zu holen. Dieſes Filet hatte Zottel, der weiße Kater, entdeckt und ſich drüber her gemacht. Wie Nandl aber das Licht ausgelöſcht hatte, um ins Bett zu kriechen, war es ihm rätlich erſchienen, ſich mit ſeiner Beute davonzumachen. Da die Türe nur angelehnt war („aha!" machte bei dieſer Stelle des Berichts der Kattowitzer und ſah mit Augenzwinkern Joſef Beppino an, der aber nicht dergleichen tat), ſo war es ihm unſchwer gelungen, ſie mit ſeinem dicken Kopfe zu öffnen, und er hatte draußen ruhig weiter am Fleiſche herumgenatſcht, dazu auch, wie die Kater in der Wolluſt des rohen Fleiſches tun, „georgelt". Als aber Nandl

nun geſchrien hatte, war er, den Filetreſt nachſchleppen laſſend, die Treppe hinunter bis zum Abſatz, wo er ihn feſt ins Maul nahm und zur Höhlung unter der anderen Treppe trug. Dort, wo Buffo, der Dackel, in ſeiner Wiege lag, waren Hund und Katze hintereinandergekommen. Aber Zottel hatte, infolge ſeiner unfehlbaren Naſenterz, den Sieg gewonnen, und Buffo war unter Geheul durch die Maueröffnung geflohen. Als ſich die Geſellſchaft jedoch auf die Geſpenſterſuche begab, hatte er wieder ſeine Wiege aufgeſucht, und die unheimlichen dumpfen Schläge waren dann nichts anderes geweſen als die Schläge ſeines Schweifes gegen den Wiegenrand, womit er, zu faul ſich zu erheben, ſeine Anſtandspflicht, die Herrſchaft zu begrüßen, wenigſtens aus der Ferne, hatte erledigen wollen.

— „Ja, aber das aſthmatiſche Schnaufen, das Klavieren?"

— „Bitte, näher zu treten!"

Joſef Beppino erhob ſich und geleitete die Geſellſchaft in das Muſikzimmer, wo ein Pianino und vor dem Pianino eine Phonola ſtand.

„Da wir uns", erklärte der Dichter, „kein Automobil leiſten können, ſo haben wir uns wenigſtens ein Automuſikal gekauft, auf dem wir muſikaliſch kilometern."

Er wies auf eine große Truhe: „Dort liegen an die hundert Kilometer Mozart, Bach, Lehár, Beethoven, Wagner, Waldmann, Mascagni, Johann und Richard Strauß, Haydn, Gluck, Erdmannsdörfer, Bizet, Schumann, Rubinſtein, Bülow, Wilhelm II., Leoncavallo; deutſche, finniſche, ſlowakiſche Märſche; deutſche, türkiſche, ungariſche, polniſche, ruſſiſche, amerikaniſche Tänze; Heil dir im Siegerkranz, Rule Britannia, Avanti Savoia, Allons enfants de la patrie, Ich bin ein Preuße, Frei iſt der Burſch, Servus Brzeſina, Der luſtige Ehemann, Gib mir das Haupt, Jochanaan, Mädel ruck ruck ruck an meine grüne Sei—ei—te, — und noch furchtbar viel anderes, z. B. auch Vieni ſul mar."

— „Und das ... Das kriegt erſt das Aſthma, dann ſpielt's von alleine und ſetzt ſich zum Schluß mit den vier Buchſtaben auf die Klaviatur? Welch eine ſinnreiche Erfindung!"

— „Nein. Nicht ganz ſo. Vor allem: das Aſthma und das mit den vier Buchſtaben gehört eigentlich überhaupt nicht zur Sache, iſt nur ein Mangel an Öl und Trettechnik. Wenn ich geſpielt hätte, ſo würdeſt du nichts als eitel Muſik vernommen haben, vorausgeſetzt, daß Limpi das Inſtrument einmal in Ordnung gehalten hätte. Denn, mußt du wiſſen, es iſt eine Kunſt, zu phonolen! Von alleine geht's nicht, wie du meinſt, und es geht auch nicht ohne Übung, wie Sylvia meint."

— „Sylvia?"

— „Ja, Sylvia, die Meiſterin des Arroſto, die aber nicht auch zugleich eine Meiſterin der Phonola iſt. Trotzdem pflegt ſie, wie ſie uns jetzt geſtanden hat, beinahe allnächtlich, vom Heimweh bedrängt und muſikaliſch entflammt, hierher zu ſchleichen, um heimlich ein Gondellied zu phonolen. Wir, drüben im andern Schloſſe, können's ja nicht hören, und daran, daß jetzt ihr dort ſchläft, hat das holde Kind nicht gedacht — geſchweige denn, daß ihr der Gedanke gekommen wäre, wir könnten dort hinten auf der Blutſpur ſein. Das iſt alles. Und dann, natürlich: Schmulius, der das Vieni ſul mar auswendig kann und ſeinen Freund Buffo begrüßt hat, als der zur Heimbegleitung Sylvias erſchienen war."

— „Mit anderen Worten: das Zwiſchenreich von Marzaun gehört dem Tierreiche an und wird durch mangelhafte Dienſtbotendiſziplin anmutig belebt."

So der Kattowitzer.

Doch Joſef Beppino fügte hinzu: „Nicht zu vergeſſen die Phonola, das Automuſikal, dieſes geniale Medium, womit man imſtande iſt, die erlauchteſten Geiſter der Muſik ſowohl wie alle ihre kleinen komiſchen Kobolde erſcheinen zu laſſen."

„Mit Nebengeräuſchen aus dem Reiche der Pathologie der Atmungsorgane," warf der ſkeptiſche Kritiker ein.

„So phonöle halt ein Stück!" gebot der König dem Sklaven.

„Pardon!" wandte ſich der Kattowitzer an ihn, „du bedienſt dich da des Verbums phonölen, während ich bisher immer phonolen gehört habe. Es ſcheint, der Sprachgebrauch ſteht noch nicht feſt?"

„Doch," ſagte Franzl, „es heißt phonolen, wird aber ſo konjugiert: ich phonole, du phonölſt, er phonölt, wir phonolen, ihr phonölt, ſie phonolen. Es iſt ein unregelmäßiges Verbum, wie du ſiehſt. Das A verbo iſt dies: phonole, phonoll, phonollen. — Das Imperfektum, durchkonjugiert, geht ſo: phonoll, phonollteſt, phonollte, phonollten, phonolltet, phonollten. — Es gibt übrigens Leute, die das Wort genau wie holen flektieren. Das ſind aber Leute ohne feineres Sprachgefühl. Der Beſitz einer Meiſterſpielphonola, wie der unſeren, verpflichtet jedenfalls zu annähernd ebenſoviel Nuancen in der Konjugation, wie ſie im Spiel geſtattet."

— „Sie ſpielt alſo — unregelmäßig?"

— „Sie ſpielt gar nicht, mein Liebling; ſie wird geſpielt. Ob du ſie aber regelmäßig ſpielen willſt, d. h. ſo, wie ihre Rollen es vorzeichnen, oder ausgeſtattet mit Nuancen deines aufs unregelmäßige lüſternen Genies, das kommt auf dich an. Ich z. B., der ich mir ſonſt nur von den Sklaven etwas vorphonolen laſſe, pflege das einzige Stück, das ich ſelbſt ſpiele, die Matſchitſche, in einer ſo perſönlichen Auffaſſung zu phonolen, daß der Tanz bald trauermarſchartig, bald ekſtatiſch furios wirkt."

— „Und das läßt ſich die Phonola gefallen?"

— „Sie läßt ſich alles gefallen, was der Geiſt gebietet; aber, und das iſt ihr Segen, den man nicht genug rühmen und preiſen kann: ſie macht es unmöglich, die Schwäche des Fleiſches verlautbaren zu laſſen. Es gibt kein Vergreifen, kein Vermantſchen,

Fallenlaſſen, Wiederholen von Noten bei ihr, kein Stocken, Zaudern, Drüberwegwiſchen, keine leeren Stellen, kein Ragout, kein Haſchee, keine fliegende Spreu, keine unbeweglich feſtgeklemmten Tonknödel; alles Mechaniſche iſt in die Sklaverei der Fertigkeit gedrängt, zur Selbſtverſtändlichkeit regulariſiert, feſtgelegt in die eingeſtanzten Löcher des Rollenpapiers. Du kannſt mit dem beſten Willen abſoluteſter Talentloſigkeit nicht falſch ſpielen. Aber deinem Genie ſind keine Schranken geſetzt, ſich bis in die Gefilde des abſoluten Unſinnes von dem zu entfernen, was der Tondichter gewollt hat. In dieſer Hinſicht iſt die Phonola ſo tolerant, wie das Klavier ſelber. Da aber die Verkehrtheit der geiſtigen Auffaſſung um ſo greller zutage tritt, je richtiger das Mechaniſche iſt, ſo habe ich bisher noch jeden, ſelbſt meine muſikaliſch höchſt emanzipiert empfindende Gemahlin, immer wieder beſchämt ſich der ſchöpferiſchen Abſicht des Komponiſten wenigſtens nähern ſehen, wie ſie die Rolle als die vernünftige Auffaſſung von Muſikern notiert. Während das Klavier ein wirkliches Muſikinſtrument nur ſein kann, in den weitaus meiſten Fällen aber die Eigenſchaft beſitzt, antimuſikaliſch zu wirken, ja geradezu zur Sünde wider den heiligen Geiſt der Muſik herauszufordern, weshalb es unter einen äſthetiſchen Kuppeleiparagraphen gehört als Gelegenheitsmacher und Förderer dilettaniſcher Unzucht, iſt die Phonola von Grund und Weſen aus ein wirklich muſikaliſches Inſtrument und hat als ſolches, bei aller Toleranz, die poſitive Tendenz zur muſikaliſchen Moral und guten Sitte. Was verſchlägt's, daß ſie mir die Matſchitſche zu zügelloſen Ausſchweifungen preisgibt, und daß ich mich phonolend über ſentimentalen Quark luſtig machen kann, indem ich ihn preſtiſſimo heruntertrete! Vor dem Großen, Tiefen, Ewigen der Muſik lehrt ſie Reſpekt, indem ſie ſein Körperliches, wenn ich ſo ſagen darf, rein vor mich hinſtellt und mich ohne weiteres zwingt, ihm geiſtig wenigſtens gerecht werden zu wollen, da ich mir, wenn

ich mich blasphemiſch, trotzig, frech, dumm, roh gehen laſſe, ſehr bald ſelber vorkomme, wie ein Kerl, der einer klaſſiſchen Statue die Naſe abſchlägt oder ihr einen Zylinderhut aufſetzt. Indem ſie dich von der Fingerangſt befreit, macht ſie dich geiſtesfürchtig."

„Das letztere haſt du ſehr hübſch und knapp geſagt," erklärte der Kattowitzer, „und dein ganzer Vortrag zeigte Schmiß und Temperament. Nun bekenne mir bloß noch, wieviel Prozente du von der Fabrik bekommſt, wenn es dir gelingt, mit einer ſolchen Programmrede einen Käufer zu gewinnen."

Aber Franzl biß auf dieſen Haken nicht. Da er ſich im Grunde für einen Muſiker hielt, der nur zufällig das Manuelle einer anderen Kunſt ausgebildet hatte, ſo lag ihm an dieſen Fragen zu viel, als daß er ſich ſo leicht von ihnen hätte abbringen laſſen.

Er fuhr fort: „Was iſt Muſik? Nichts anderes, als der Sinn des Lebens, in Tönen erkannt, in Tongeſetzen feſtgehalten. Aber der Ton iſt ein Augenblick im Meere der Ewigkeit: er ſchwimmt weg, die Wogen des Unerforſchten ſchlagen über ihn zuſammen. Ein Kuß, eine Seligkeit: aus; das Nüchterne, Gemeine ſchwappt darüber her. Da hat man nun, Gott Lob und Dank, die Notenköpfe erfunden, die ihn aufbewahren. Mozarts Küſſe klingen jedem wieder, der da weiß, was in dieſen Köpfen ſteckt. Aber, was für Mozart ein Kuß war, wird für uns Mühe, und ehe wir das richtige Mozartſche Küſſen lernen, ſchmatzen wir hunderttauſendmal ekelhaft daneben. Mancher lernt's überhaupt nie. Zumal mancher, dem es ſehr leicht wird, andere Muſen zu küſſen, und der deshalb wohl zu den Kußkennern gerechnet werden darf. Für ſolche Leute nun bedeutet die Phonolik eine ebenſo große Errungenſchaft, wie es die Erfindung der Noten war. Sie ſchließt ihm das Geheimnis der Noten auf, macht ihm die Noten untertan, ſpendet ihm den Kuß des Genius ohne die Mühe des Mechaniſchen. Er kann ſich in die höchſten Seligkeiten des Tons verſenken, kann ſie ſich und

anderen mit dem ganzen Augenblickszauber der Eingebung vermitteln, ohne durch die Insuffizienz seiner Finger an die Sphäre menschlicher Unzulänglichkeit grob und blamabel erinnert zu werden. Josef Beppino sagte es schon, und ich wiederhole es mit der mir innewohnenden höheren Autorität: die Phonola ist eine Art Medium, das imstande ist, Geister zu materialisieren. — Horch: Mozart!"

Es erklang, zart, galant, eine souveräne Schmeichelei; plaudernd, tuschelnd, eine geistvolle Causerie; anschwellend, sublim, eine geniale Huldigung, das Krönungskonzert.

„Prachtvoll!" rief der hingerissene Kattowitzer, und seine Augen leuchteten im schönsten Verstehen; „das hast du eminent gemacht, Beppino!"

„Nicht ich," entgegnete der bescheiden, „sondern der alte Karl Reinicke in Leipzig, der zwar manches andere nicht kann, weil er's nicht mag, aber seinen Mozart wunderbar versteht. Sein Spiel ist in diese Rolle gestanzt. Man tut gut, ihm unbedingt Folge zu leisten. Anfangs war ich frech und töricht. Ich fand es akademisch und hatte die Unverschämtheit, es modern raffinieren zu wollen. Gott verzeihe mir diese Sünde. Ich streute Patschulipulver auf Rosen. Aber ich habe dadurch gelernt. Wie ich anderseits Wagner verstehen gelernt habe, indem ich Bülowsche Rollen erst beppinosch verhunzte. — Einen Augenblick!"

Er setzte eine sehr dicke Rolle ein, trat leise an (nicht das kleinste Schnaufen war hörbar) und Isoldes Liebestod schwang durch den Raum.

Hierbei hatte er mehr zu tun; man sah ihn öfter Hebel rücken, die Taster häufiger handhaben, beim Treten zuweilen erhöhte Kraft anwenden. Aber das Spiel ging immerhin mit beträchtlich weniger Körperzutaten vor sich, als wenn es ein Pianist im Schweiße seines Angesichts und im Hochgefühle seine Souveränität über zehn Finger verübt.

Trotzdem triumphierte die erotiſche Inbrunſt des großen Sachſen mit kaum geringerer Macht, als wenn der gewaltige kleine Bülow ſelber die Taſten bewegt hätte. Dieſer ſublimſte Rauſch der Sinne. Wolluſt ſublimiert zu heiliger Hingabe, höchſtes Schamvergeſſen aus vollſtem Umfangen des Myſtiſch-Tiefſten: Goethes „Liebesüberfluß!" im Reich der Töne Leben, mehr als Leben: Lebensinbegriff geworden, ward zur magiſchen Erſcheinung.

„Horcht!" ſagte, als das Gewaltige verklang, der Kattowitzer leiſe: „Die venezianiſchen Gläſer dort ſingen mit ihren dünnen Lippen das große Stöhnen der Liebe nachſchwingend noch einmal!"

„Kein Wunder!" fügte Franzl hinzu, „denn ſie ſind von mir. Ich gebe dir mein Ehrenwort: dieſer golddurchflockte Delphin, der ſich ſo ungeheuer nach der malvenbraunen Orchidee ſehnt, die über den anderen Rand des Glaſes aufgereckt ſteht wie die ewige Schönheit des Laſters, dieſer Delphin hat, ehe ich ihm das feurige Leben über der Gasflamme einblies, wirklich und wahrhaftig meinen höchſten Patron durch die Wellen getragen, den heiligen Orpheus, als er den Haifiſchen das Quadrilletanzen beibrachte. Ich muß es wiſſen, denn ich war einer der Haie."

„Dann wundere ich mich nur," bemerkte Joſef Beppino mit unlyriſchem Sarkasmus, „daß du das Quadrilletanzen verlernt haſt."

Zum allgemeinen Erſtaunen überſchüttete ihn der König für dieſe reſpektloſe Unart nicht mit majeſtätiſchen Grobheiten, ſondern ſagte ganz milde: „Ach ja, ich habe viel verlernt. Die Quadrille iſt noch das wenigſte. Es war ja auch ſchließlich eine Floſſenquadrille, während ich es mittlerweile zu Händen und Beinen gebracht habe. Aber das andere! Das viele andere! Das viele ſchöne andere! Was für ein Kerl war ich, als ich ein Hai war! Ich konnte zwar nichts, aber ich war was! Ich lebte! Ich lebte ungeheuer! Ich fühlte die Seligkeit, zu leben, bis in die Schwanzſpitze.

Dafür war mir alles andere freilich wurscht. Selbſt meine damalige Gattin. Und gerade das war ſo köſtlich."

Er tremolierte beinahe.

Zerlineken ſetzte ihm ihren ſchneeweißen rechten Zeigefinger mit dem roſig ſtrahlenden Nagel auf die Stirn und ſagte ſehr gütig: „Der arme Vogel da drinne! Wie er piepſt!"

Begreife einer die Frauen: Olympia kriegte einen Wutanfall, wie ſie das ſah und hörte. Sie ſtampfte mit ihren kleinen Beinen einen Wirbel auf dem Eſtrich und ſchrie: „Franzl! Läßt du dir das gefallen?"

Franzl begriff dieſen Ausbruch des della Polvere-Zorns nicht im mindeſten und verdrehte bloß erſchrocken die Augen. Zerlineken, weniger begriffsſtutzig, wollte in ein höhniſches Gelächter ausbrechen. Ihr Gatte ſuchte nach einem Witze, die Situation abzukühlen. Joſef Beppino überlegte, ob es nicht angebracht ſei, jetzt das freundliche Lied zu phonolen: „Ob ich dich liebe, frage die Sterne."

Da lenkte ein fürchterlicher Schrei die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er kam aus einer Bronzebüſte Julius Cäſars, und es ſchien wahrhaftig, als dränge er aus den ein wenig offenen, vergoldeten Lippen des Imperators. Dann wurde ein kratzendes, ſcharrendes Geräuſch hörbar, und es folgten die langſam, aber wütend hervorgeſtoßenen Worte: Gallia ... eſt ... diviſa ... in ... partes ... tres.

Es war natürlich Schmulius, der ſich während des Liebestodes heimlich in die Büſtenhöhlung geſchlichen hatte.

Wie aber kam der Papagei zu dieſem Zitate aus Julius Cäſars ſämtlichen Werken?

Man ſtand vor einem Rätſel, das auch die Navageriſchen nicht zu löſen vermochten, da ſie ganz ſicher waren, niemals in des Vogels Gegenwart aus dem Buche de bello gallico vorgeleſen zu

haben. Franzl wollte eben eine mögliche Lösung zum besten geben, als der Papagei sich auf Cäsars goldenen Lorbeerkranz hinaufampelte, einmal rechts und einmal links ausspuckte, den Kopf vorstreckte und sich, patsch, zum Boden niederfallen ließ, direkt auf den krummen Schnabel, der offenbar als Sprungpuffer diente. Kaum aber unten angekommen, erhob er sich und watschelte über die große Zehe erstaunlich schnell auf Zerlinekens los. Die aggressive Absicht dieses Vorgehens konnte niemandem zweifelhaft sein, am wenigsten der Berliner Pariserin.

„Hilfe!" schrie sie und erhob einen Fuß, nach Schmulius zu stoßen.

Der besorgte Gatte aber ergriff einen schweren japanischen Leuchter, fest entschlossen, dem rasenden Tiere damit den Schädel einzuschlagen.

Aber sowohl sein erhobener Arm, wie Zerlinekens Fuß blieb unbewegt in der Luft hängen angesichts einer schlechthin baslliskenhaften Pose, die Schmulius jetzt einnahm. Er spreitete beide Füße weit auseinander und lehnte sich auf seine gleichfalls breit auseinander aufgestellten Flügel zurück. Auch den Kopf warf er nach hinten. Es sah aus wie Starrkrampf. Aber der weit aufgerissene Schnabel mit der wurmartig vorgestreckten Zunge, das aufgeplusterte Gefieder, der steif nach vorn zielende Schopf und vor allem der entsetzlich boshafte Ausdruck in den Augen, dieser Komplex von wilden tückischen Drohungen hatte etwas, das jeden Willen zum Widerstande lähmte. Das kleine Tier, keine andere Waffe besitzend, als die Zange seines Schnabels, und neben seinen Gegnern erscheinend wie ein Fingerhut neben einer Kirchenglocke, vereinigte in seinem Ausdrucke eine solche Fülle von entschlossenem Mute und unheimlicher Kraftreserve, daß nicht bloß das Ehepaar aus Paris, sondern auch die gräfliche Familie von Marzaun die Empfindung hatte, er sei imstande, alles um sich herum zu ver-

nichten, wenn auf keine andere Weiſe, ſo dadurch, daß es einfach vor Wut explodierte.

Der Arm des berühmten Zerſchmetterers erhabener Kunſtthrone ſank langſam, demütig nieder; der Fuß Zerlinekens ſuchte bange, zitternd Schutz unter den Rüſchen der Jupons.

Der Kattowitzer flüſterte grimmig: „Vielleicht hat einer von euch die große Güte, den Drachen zurückzupfeifen, oder meint ihr vielleicht, wir ſind nach Marzaun gekommen, lebende Bilder zu ſtellen?"

Er verſuchte, einen Schritt vorwärts zu machen. Aber im ſelben Momente warf Schmulius den Kopf nach vorn wie ein böſer Bock, oder wie der große Pan ſelber, wenn er ſchlecht zu Mittag gegeſſen hat. Und der Kattowitzer bemühte ſich ſchleunigſt, den gelben Pantoffel zurückzuziehen.

„Limpi, ich bitt' dich, pack ihn und häng ihn an die Kette! Wirklich, ich bitt' dich!" flehte, wimmerte beinahe Zerlineken.

Die gutmütige Olympia ging auch wirklich auf den wilden Vogel zu, ihn zu ergreifen. Der aber drehte verächtlich den Kopf nach ihr und ſchnarrte: „Widerlich! Genug! Satis ſuperque!"

Olympia mußte ſich, ſtarr vor Staunen, ſetzen.

Franzl auch.

Joſef Beppino desgleichen.

„Wenn ich noch eine Minute ſo ſtehen muß," erklärte leiſe, aber beſtimmt, der Kattowitzer, „ſo krieg' ich einen epileptiſchen Anfall."

Und Zerlineken weinte: „Das Tier iſt entſetzlicher als alle Geſpenſter. Und warum haßt es gerade mich ſo, wo ich doch ſo eine Tierfreundin bin und beſonders die Papageien liebe?"

Dieſe Worte hatte ihr der gute Genius von Berlin N. eingegeben, der es bekanntlich nicht duldet, daß ſeine Schutzbefohlenen jemals ganz unter die Räder kommen. Sie werden vom Schickſal immer bloß angeeckt.

Schmulius nämlich, kaum, daß er dieſe Worte vernommen hatte, ließ plötzlich den lanzenartig nach vorn gezückten Schopf hinterwärts weich in ſich zuſammenfallen, ſchüttelte das Haupt, daß kleine Flaumfedern in die Runde flogen, lachte à la Beppino meckernd auf, warf ſich nach vorn, drehte den Kopf nach unten links, ſo daß ſein rechtes Auge aus der umgekehrten Vogelperſpektive auf Zerlineken gerichtet erſchien (mit welchem Ausdruck von boshafter Verachtung iſt nicht zu ſagen), zuckte gleichſam mit den Achſeln, ſpuckte etwas Graues von ſich, hob langſam das linke Bein, ſetzte es ebenſo langſam nieder, ließ das rechte folgen — und marſchierte ſo, pian piano, das rechte Auge immer auf die moosgrüne Angſt gerichtet, vorwärts. Fünf Papageienſchritte vor den beiden ſchnarrte er kurz: „Platz!" und entfernte ſich zwiſchen den gehorſam Auseinandertretenden, majeſtätiſche Verachtung in den Bewegungen, durch die Türe, die der völlig zum Kammerdiener der befiederten Überlegenheit gewordene Kritiker geöffnet hatte, ohne daß Schmulius genötigt geweſen wäre, es durch ein Wort zu gebieten. Eine einfache, aber deutliche Schnabelweiſung hatte genügt.

Als er draußen war, ſchloß der Kattowitzer augenblicklich die Türe und ſetzte ſich auf ein mit Sammet überzogenes Taburett im Barockſtile. Aber nur, um ſogleich mit einem lauten Fluche aufzuſpringen, denn dieſes Taburett war echt und ein Barockwitz. Es gab, ſetzte man ſich darauf, einen Laut von ſich, der in der guten Geſellſchaft mit Recht verpönt iſt, und ließ auf den Niedergeſeſſenen, gleich als ob der dieſen Ton verurſacht hätte, der gemeinhin nicht bloß phonetiſch zu wirken pflegt, von oben her einen Odeur-Sprühregen niederfallen.

„Verdammter kindiſcher Blödſinn!" ſchrie er und wiſchte ſich den flüſſigen Wohlgeruch vom Kopf und Geſicht. „Derartige Witze widerſprechen dem Geiſte des modernen Kunſtwerkes abſolut. Unſere Zeit iſt zu ernſt für ſolche Späße!"

„Darum laſſen wir ſie ja auch von Barockmöbeln machen," erklärte Joſef Beppino.

„Ich wünſchte, ihr ſchmiſſet ſämtliche Barockmöbel zum Tempel hinaus!" ſagte der Kattowitzer.

„Und das ekelhafte Vieh hinterher!" fügte Zerlineken bei, die ſich hinter eine Fenſtergardine mit aſtronomiſchen Ornamenten („Eroberung der Milchſtraße durch Kometenſchwärme") geflüchtet hatte.

„Pſcht!" machte Joſef Beppino und wies zur Türe, „wenn er's hörte!"

„Ja, in des dreibeinigen Kuckucks Namen!" ſchrie der Kattowitzer, „ſollen wir denn wirklich nicht mehr laut reden dürfen, weil dieſes Luder von Kakadu an unſeren Worten Anſtoß nehmen könnte? Herrſcht in Marzaun der Menſch oder der Vogel?"

„Der Menſch mit Vogel!" ſagte Olympia und ſah Zerlineken giftig an. „Bloß deine Frau iſt ſchuld an der Sache. Warum beleidigt ſie meinen Franzl!"

„Ah! So ſteht alſo hier die Sache?" murmelte der Mann im Schlafwagenanzug. „Ihr haltet euch dieſes Vieſt, wie ſich andere Leute einen Kettenhund halten? Daß er den Leuten an die Hoſe fährt? Nur pflegt man Gäſte im allgemeinen vor derartigen Attacken zu bewahren."

Die Stimmung hatte einen Knacks; mehr, hatte einen Hexenſchuß bekommen.

Wäre nicht die Phonola dageweſen und Joſef Beppino, ihr erlauchter Meiſter, ſo wäre man ſo leicht nicht wieder in Balance gekommen.

Aber der Lyriker verſtand ſich auf das Manipulieren mit muſikaliſchen Stimmungswerten. Zuerſt ſchaukelte er die erregten Nerven in einen wohltuenden Halbſchlaf, indem er Gounods Dodelinette eiapopeien ließ; dann ließ er Rameaus Stunden und Zephire

ihre zwiſchen bunten Lampions klingelnde Gavotte tanzen; hierauf mußte Carmen ihre Habanera zum beſten geben, bei der man an ſo viele angenehme Dinge zu denken genötigt wird, daß man für unangenehme durchaus keine Zeit mehr hat; und ſchließlich durfte Schumanns Aufſchwung wieder einmal beweiſen, daß es keinen göttlicheren Ätherbeſen gibt als ihn, alle Nebel der Seele in die Flucht zu fegen.

„Gott Lob und Dank!" ſagte der Kattowitzer, „daß ihr nicht bloß einen Papagei, ſondern auch eine Phonola habt!"

Worauf Franzl, der ſonderbar ſtill geworden war, die nicht ganz klare Äußerung tat: „Es ſollten in jedem beſſern Hauſe ſowohl den dunklen wie den hellen Göttern Opferſchalen ſtehen. Der Menſch iſt nicht zum Vergnügen allein auf der Welt. Das Karma hat ein Changeantmuſter. Auch der Teufel hat ein Recht auf Liebe. Wer ſeine Bosheiten unterdrücken kann, beweiſt ein bedenkliches Talent zum Theologen. Aber nur der heilige Auguſtin war ſo ehrlich, ſich zu kaſtrieren."

Und nur der Kattowitzer war imſtande, dieſen Sprüngen aus einer Dunkelheit in die andere zu folgen und die Baſis zu gewahren, auf der die verſchiedenen Sprungbretter ſtanden. Er ſah mit Vergnügen, wie ſeine eigene Denktechnik hier nicht ohne Begabung angewandt wurde, und ſo ſagte er: „Nicht übel! Ich weiß zwar nicht, worauf du hinaus willſt, aber ich kann nur wiederholen: nicht übel! Du haſt entſchieden eine Ahnung vom Geheimniſſe der Suggeſtion durch unkontrollierbare Tiefenandeutung. Ich glaube, daß du nicht mehr weit von der Wahrheit entfernt biſt, der ſich das Denken als Drehkrankheit offenbart hat. Das Geheimnis des Wirbels, des Wirbels als Weltſymbol ſcheint dir aufgegangen. Nur keine klaren Übergänge! Nur keine Konturen! Ich möchte es in den kategoriſchen Imperativ faſſen: Denke mit Gas!"

„Ich hoffe, du verſtehſt mich nicht!" fügte er nach einer Weile hinzu.

„Nein," ſagte Franzl dumpf.

— „Aber du . . . ahnſt! du . . . fühlſt dich . . . im Unbewußten . . . nebelhaft gehoben! du . . . ſchwebſt!"

— Merkwürdig! dachte ſich Joſef Beppino, ſo ähnlich habe ich mal geträumt.

Und er lief, ohne ein Wort zu ſagen, unter bauſchigen Serpentinbewegungen des Schlafrockes davon.

„Was hat er denn?" fragte der Meiſter des Wirbelwindes in Worten.

„Was wird er haben?" antwortete Olympia, „ein Gedicht. Nur, wenn er ein Gedicht hat, rennt er ſo."

„Ach, du lieber Gott," ſeufzte Zerlineken, die kein Organ für Lyrik beſaß.

Aber da war der Dichter auch ſchon wieder da. Und richtig, er hatte beide Schlafrocktaſchen voll von beſchriebenen Papieren.

„Du möchteſt . . . ?" fragte der Kattowitzer und entblößte mit ſeinen ſchönen Augen gleichſam, was in Joſef Beppinos Taſchen halb verhüllt ſich ſchämte.

„Ja," antwortete der Lyriker, „ich möchte."

„Ach nein!" ſagte Franzl. „Tu's lieber nicht! Gedichte und Frauen muß man allein leſen. Wirklich, ich ſchäme mich für dich, wenn du hier öffentlich deine Gefühle ausziehſt."

„Aber es ſind ja keine Gefühle!" fiſtelte wütend der Dichter. „Hältſt du mich für ein Kamel? Glaubſt du, daß ich mit alten Kleidern handle? Gefühle! Ich bin doch ſchon konfirmiert! Gefühle!"

Er hob beide Arme verzweiflungsvoll empor, ſo daß die Schlafrockärmel zurückrutſchten und es an den Tag brachten, daß dieſes lyriſche Ungetüm ſein Nachthemd noch nicht abgetan hatte.

Dies bemerkend, ließ er die Arme ſogleich ſinken, aber nur, um mit dem rechten in die linke und mit dem linken in die rechte Schlaf-

rocktaſche zu fahren. Gott allein weiß, warum er es für nötig hielt, ſeine Manuſkripte überkreuz zu produzieren.

Wir laſſen es dahingeſtellt, ob es aus Originalitätsſucht oder infolge erblicher Belaſtung oder aus lyriſchem Aberglauben geſchah: kurz, er entleerte auf dieſe etwas auffällige Manier ſeine Versmagazine und warf einen ganzen Haufen engbekritzelten Papiers auf den Tiſch und fing an, mit der deſperaten Miene eines Menſchen darin herumzuſuchen, von dem die Behörde zur Erlangung eines Heiratskonſenſes den Impfſchein aus ſeinem ſechſten Lebensjahre verlangt hat.

Aber auch dabei murmelte er noch immer zuweilen mit dem Tone eines tödlich Beleidigten: Gefühle! Gefühle!

Endlich hatte er den geſuchten Zettel und hob ihn hoch.

„Iſt es ſehr lang?" fragte Zerlineken.

„Schüchtere ihn doch nicht ein!" verwies ihr der Gatte dieſe echt weibliche Roheit.

Aber auch das beleidigte den Dichter wieder, der in einer Aufregung war, als handelte es ſich darum, vor einem Areopag von Gymnaſialrektoren nachzuweiſen, daß er die Flexion der Verba auf mi und nymi beherrſchte. „Einſchüchtern!?" rief er, „mich? Ich leſe, und wenn die Erde bebt. Wer es nicht hören will, ſoll ſich entfernen. Schlimmſtenfalls les ich's dem Papagei vor."

„Aber warum denn nur?" fragte Olympia. „Du biſt doch ſonſt nicht ſo?"

„Ich will es dir ſagen," antwortete Joſef Beppino. „Ich habe bisher im allgemeinen nur Gedichte geſchrieben, bei denen ich mir etwas dachte, und die ich hinterher verſtand. Oder Gedichte mit Gefühlen. Nun ja, ich bin unverheiratet und vom Schickſal verflucht, ewig bloß Schwager zu bleiben, denn du würdeſt es mir nie geſtatten, daß ich eine andere Göttin habe neben dir. Alſo gut: Gedanken, Gefühle. Und nun ſagt der Kritiker: Nein! Wirbel!

Weltſymbol! Ahnungen! Schweben! — Hol mich der Teufel. Das kann ich auch! Oder nein: einmal hat's mich gewirbelt, gedreht, genudelt. Was weiß ich! Und nun möchte ich ſehen, ob das vielleicht Weltſymbol war."

„Alſo los endlich!" gebot der König und richtete ſich in ſeinem Stuhle auf.

„Aber, bitte, keine Kritik!" trotzte der Dichter.

„Dann kann ich alſo gehen!" erklärte der Kritiker.

„Wie du willſt!" knurrte der Dichter.

Der Kattowitzer ſteckte ſich ſein Taſchentuch als Knebel in den Mund.

Und nun las, nein: ſäuſelte, nein: ſang, nein: flötete Joſef Beppino ſein Gedicht:

Langgezogene Lichtfanfaren
Fuhren durch den Himmel, waren
Wie Kometen mit Faſanen-
Schweifen, zogen Bogenbahnen,
Phosphorfarben.

Sterne ſtoben durch das Dunkel,
Nahgerieſel, Ferngefunkel;
Langſam fielen zwiſchen fahlen
Dünſteſchläuchen glutopalen
Glimmergarben.

Ringe reihten ſich an Ringe;
Schwebend ſchwankte eine Schwinge
Voller Sonnen, daß ſie golden
Ihrem runden Rand entrollten
Und verſanken.

Doch es zog zum ſchwarzen Schlunde
Alles Licht mit müdem Munde
Ein die blinde Nacht. Und leckte
Ihren Löwenleib und ſtreckte
Ihre Pranken.

Ein ſchauderhaftes Schweigen ſchob ſich gleichſam ſichtbar wie ein grauer Balken durch das Zimmer. Wer genauer mit den optiſchen Ohren hingeſehen hätte, würde bemerkt haben, daß auf dieſem Balken niemand anders ritt, als die von Wilhelm dem Zweiten gezeichnete Germania der deutſchen Reichspoſtbriefmarke: eine Dame alſo, der man es ſofort anſehen kann (wenn man es nicht ſchon weiß), daß ſie der Kunſt des Verſes nur ein ſeelenvolles Schweigen entgegenzubringen hat; es ſei denn, daß es ſich um Verſe jener Geſinnungstüchtigkeit handelt, die zu einem dreifachen Hurra herausfordert.

Joſef Beppino verwünſchte ſein Kritikverbot mit großer innerer Heftigkeit. Wie wohltuend wäre es ihm geweſen, wenn jetzt irgendeiner der Anweſenden die Gnade gehabt hätte, ihn ein Kamel zu heißen.

Aber dieſe vier Sadiſten ſchienen die ganze Wolluſt dieſes grauſamen Schweigens auskoſten zu wollen, wie der Kognakkenner lange nach dem Trunke noch den Duft der drei Sterne in die Nüſtern ſaugt.

War es vielleicht doch Hingenommenheit? Wirbelte vielleicht das Weltſymbol in dieſen ſchweigenden Seelen?

Joſef Beppino hätte es gerne geglaubt, aber ein Blick auf die vier belehrte ihn, daß er keine Hingeriſſenen vor ſich hatte. Der Kattowitzer hing ſein feucht gewordenes Taſchentuch mit übertriebener Sorgfalt am Kerzendorn eines Bronzeleuchters zum Trocknen auf, Olympia trommelte mit den Fingern ihrer rechten Hand an einer unſichtbaren Fenſterſcheibe, Zerlineken flocht einen Zopf aus der Schnurquaſte ihrer Matinee, und Franzl putzte ſich ganz einfach den Zwicker.

Endlich fühlte Olympia ein ſchönes Erbarmen. Sie lehnte ſich mit ihrer Rückenpartie gegen die Phonola und nötigte dadurch das folgſame Inſtrument, ſich auf ſeinen Nickelrollen lautlos vom

Pianino zu entfernen. Ebenſo lautlos ließ ſich die notenfreie Tondichterin vor den nun entblößten ſchwarzen und weißen Zähnen des enthalſterten Muſiknagetieres nieder, gab das leiſe Stöhnerchen von ſich, das allen Künſtlern, die ſich produzieren wollen, ſo wohl anſteht, und brachte mit einem über alle Begriffe merkwürdigen Fingerſatze ihr kulinariſches Tongemälde „Arroſto miſto con patate fritte" zu Gehör.

In dieſem bis zur Verleugnung ſämtlicher Geſetze des Kontrapunktes und anderer muſikaliſcher Anſtandslehren verwegenen Erzeugniſſe einer auf autodidaktiſchem Genie beruhenden Programmmuſik vermochte der aufmerkſam gemachte Kenner mit abſoluter Sicherheit die Charakteriſtik der in Salbei gewickelten Schweinsleber, der mit Lorbeerblättern umwundenen Kalbsniere, der zwiſchen Thymian gebetteten uccelli, des ſanft mit Knoblauch geſpickten Schweinsrückens zu erkennen, und auch der Sehnſuchtsdunſt der knuſperigen Kartoffeln, die ſich mit der ganzen Hingabe fettarmer Leguminoſen dem vom Spieße trieſenden Öl- und Schmeer-Regen darboten, war muſikaliſch ſo abſolut eindeutig illuſtriert, daß das gebildete Ohr ſie nicht nur hörte, ſondern mit der ganzen Kunſt einer alle Sinne überbrückenden Senſibilität ſah, roch, ſchmeckte.

Aber was hilft alles Genie, was hilft alle Macht künſtleriſcher Offenbarung, wenn die Aufnahmeapparate nicht funktionieren? Mochten der Mann und der Schwager auch noch ſo oft in Entzückung ſtöhnen: „Leber!" . . „Niere!" . . „Thymian!" . . und ſo fort. — Als das Tongemälde verklungen war, ſagte Zerlineken doch: „Gott, wie niedlich! War das eine Polonaiſe?" und der Kattowitzer, der doch ſeinerſeits imſtande war, Farben zu hören und Linien zu fühlen, entgleiſte kläglich mit dem Diktum: „Sieh mal an! Welch eine abgrundtiefe Erotik das Limpimädchen in Tönen enthüllt!"

Das war der Moment der Rache für Joſef Beppino.

„Was?" krähte er: „Polonaiſe? Erotik? Und ihr bildet euch ein, zu wirbeln? Ihr redet von Weltſymbolen? Ihr, die ihr nicht einmal muſikaliſche Küchenſymbole kapiert? Wißt ihr, wo ihr muſikaliſch noch ſitzt? Auf dem Barock-Fiſter dort."

Seine Wut und ihr Ausdruck ſtand nicht hinter der des Papageien zurück.

Aber von ſeinem Gedichte ſagte er kein Wort.

Wer weiß, bis zu welchen Invektiven er ſich noch hätte hinreißen laſſen, wäre jetzt nicht die hübſche kleine Sylvia mit der Meldung erſchienen, es ſei ein Herr unten, der den Herrſchaften ſeine Aufwartung zu machen wünſchte.

Sylvia ſehen und lächeln, pflegte bei dem Lyriker immer eins zu ſein. So auch diesmal.

„Was für ein Herr?" fragte er mit einem ſo ſüßen Tone, daß Inhalt und Glaſur der Frage lächerlich kontraſtierten.

„Eine ſerr alte Erre," antwortete (wohl wiſſend, daß es dem Lyriker Vergnügen machte, ſie deutſch kauderwelſchen zu hören) die kleine Schwarze; „eine äßliche alte Szicken-Erre."

„Eine Szicken-Erre?" rief der Kattowitzer (offenbar gleichfalls ſehr für alles intereſſiert, was Sylvia anging; denn er ſah ſie ſo ſcharf an, daß man hätte glauben können, er wolle ſie analyſieren); „was iſt das für eine Erre, eine Szicken-Erre?"

Er hoffte natürlich, die Antwort von der Gondolieren-Tochter zu erhalten, hatte aber die Rechnung ohne den Lyriker gemacht, der Sylvia durchaus als Privatangelegenheit behandelte. Und ſo antwortete er ſtatt ihrer: „Eine Szicken-Erre iſt ein Ziegen-Herr, und ein Ziegen-Herr iſt ein Ziegenbock."

Dies kaum geſagt, wandte er ſich ſofort wieder an ſeine hübſche Privatſache und ſagte: „Hat er keine Karte abgegeben?"

Sylvia lächelte: „Nix Karte! Szicken-Erre nix Karten-Erre."

„Alſo ein alter Handwerksburſche!" entſchied Franzl.

„Oder ein alter Kunſtmaler!" meinte der Kritiker.

„Es kann auch ein ſchnorrender Poet ſein," ſagte Joſef Beppino.

„Ein Schnorrer iſt es beſtimmt," erklärte Zerlineken.

„Alſo gib ihm halt zehn Kreuzer und einen Teller Suppe!" wandte ſich die Venezianerin zur Venezianerin, „und auch einen Schoppen Wein!"

Da . . . was war das? War das nicht wieder Schmulius, der Papagei? Man hörte . . .

Aber das iſt nun wirklich ſchwer in Worten wiederzugeben, was man hörte. War es ein Schluchzen? Krähend ſich übertaumelndes Jubeln? Schmerzgewimmer? Todesächzen?

Es keuchte, ſchnarrte, ſchnatterte, pfiff, heulte draußen, als wäre eine ganze Menagerie in Futterſtundenaufregung. Dazwiſchen ein ſonores Murmeln: erſt in den ſonderbaren Lauten einer nie gehörten, ſtark gutturalen Sprache, dann lateiniſch, griechiſch, franzöſiſch, engliſch, polniſch, ruſſiſch, deutſch, italieniſch, ſpaniſch, ungariſch. Und jedes Wort, wie ein Echo, wiederholt.

Es hatte etwas Beängſtigendes. Man ſtand unter der Empfindung, daß da draußen eine ganze Anzahl von Menſchen aller Raſſen und Nationen ſei und ſich immerzu vergrößerte. Mehr noch, als ob das lauter — Verſtorbene wären. Es kam etwas Unheimliches mit dieſen Tönen herein, etwas Kaltes, Modriges, furchtbar Fremdes.

Daß ſich gleichzeitig die Beleuchtung änderte: daß das orangene Licht, das vom Lattemar ins Zimmer hereinreflektierte, plötzlich einem ſchieferigen Grau gewichen war, und daß dieſer Gebirgszug plötzlich wie das Geſpenſt eines Berges ausſah: gleichſam körperlos, nur Spiegelung —: in dieſem Augenblicke fanden das auch die Bewohner von Marzaun höchſt befremdlich, obwohl es ſich um dieſe Jahreszeit nach Sonnenuntergang oft ſo begab, wenn die letzte Abendhelle mit einem Schlage von den Dolomiten weg-

glitt und das nackte Kalkgeſtein wie entblößt zurückließ. Franzl hatte das oft genug zu malen verſucht, und es hatte ihn zu ſeinem „Totentanz der Berge" inſpiriert, deſſen ſtarke Wirkung gerade in dem Kalk-Schiefergrau lag, das er ſeinen rieſigen, übereinander herfallenden Berggerippen gegeben hatte.

Auch ihm kam es heute „zehntauſendmal grauer" vor.

Der Kattowitzer flüſterte: „Es iſt doch unglaublich. Hier paſſiert in vierundzwanzig Stunden mehr als in Paris während einer ganzen Saiſon. Geſtern dieſer unwahrſcheinliche Mond, heute ein Berg, der erblaßt, als ob er ſich ebenſo fürchtete, wie wir. Und dann, daß wir uns überhaupt fürchten. Wovor denn eigentlich? Schließlich wieder bloß vor einem Papagei. Denn ich bin felſenfeſt überzeugt, dieſe ganze Verſammlung von Börſenmännern ſämtlicher Nationen da draußen beſteht wieder bloß aus dieſer Kanaille, die noch mal den Rappel gekriegt hat."

„Nein," hauchte Olympia, „Schmuiius ſpricht mit Fremden."

„Alſo geh halt hinaus und ſchau nach, wer da iſt!" ſagte Franzl; auch darin König, daß er beim Befehlen unerſchrockenen Heldenmut bewährte.

Olympia gab den Befehl an Sylvia weiter, indem ſie bei ſich dachte: Wozu hat man eigentlich Dienſtboten?

Aber Sylvia, ſonſt der Gehorſam ſelber (ausgenommen die Angelegenheiten des Küchendepartements, wo nach göttlichem und menſchlichem Recht nicht die Köchin, ſondern die Herrin zu gehorchen hat), machte durchaus nicht Miene, ſich den Gefahren einer Volksverſammlung auszuſetzen. Statt deſſen warf ſie dem Lyriker unter ihren Vorgeſetzten ein Blickchen zu, das unter allen andern Umſtänden von ſämtlichen Anweſenden ſowohl witzig als auch undelikat kommentiert worden wäre.

Joſef Beppino nahm den Blick ſo auf, wie Sylvia den Befehl ihrer Herrin hätte aufnehmen ſollen. Er erhob augenblicklich ſeinen

linken Fuß, ſich zur Türe zu begeben. Ließ ihn aber auch augenblicklich wieder in ſeine vorherige Stellung zurückfallen.

Denn eben jetzt erhob ſich ein ſo ungeheures klägliches Gewimmer, daß auch ein Dramatiker ſich beſonnen haben würde, an einer Szene teilzunehmen, deren Tragik ſich ſo fürchterlich äußerte, — geſchweige denn ein Lyriker.

Dafür hatte er einen Einfall.

„Das Auge Gottes!" rief er aus, „wozu haben wir das Auge Gottes?!"

„Aber verſteht ſich!" pflichtete der Kattowitzer bei, „das Auge Gottes. Ich finde es unverantwortlich, daß du erſt jetzt daran denkſt. Außerdem bin ich geſpannt, was das für ein Einrichtungsgegenſtand iſt. Hoffentlich nichts, das ſpritzt, wenn man ſich draufſetzt."

„Das nicht," beruhigte ihn der Lyriker, „aber barock iſt es doch."

„Macht nichts," meinte der Kritiker „wenns nur hilft."

„Das tuts," ſagte Joſef Beppino und ſchritt den übrigen ins Nebenzimmer voran.

* * *

Dieſes Zimmer war einmal die Schloßkapelle geweſen, und ſo hatte es Franzl für ſinnreich gehalten (da er ein ſtarker Geiſt war), jetzt ſeine Bibliothek darin unterzubringen.

Diis majoribus et
minoribus
erexit
Franciscus de Navagero

ſtand darum über der Eingangstür draußen im Saal, und innen waren die Wände, ſoweit ſie nicht von dem großen prachtvollen Bücherregale aus ſchwarz gebeizter Steineiche bedeckt waren;

mit Fresken geziert, auf denen man sämtliche Autoren, denen der Graf seine königliche Sympathie zuwandte, in ungezwungener Geselligkeit beieinander sah. Da saß (um nur einiges zu erwähnen) der alte gute Schlemmer Anakreon auf einer Art Kanapee, das aus vollen Weinschläuchen zusammengestellt war, und hatte seinen hübschen jungen Freund Bathyllos auf dem einen Knie, während auf dem anderen ein ebenso hübsches und junges Mädchen saß, das zu sagen schien: Wie kann man als alter Herr nur so wenig haushälterisch mit seinen Kräften umgehn! — Lauriger Horatius verirrte sich im Sabiner Walde und jagte den bekannten Wolf in die Flucht, indem er ihm ein Schild entgegenhielt, auf dem zu lesen stand: „Lalagen amabo, lupus mihi farcimentum." — In demselben Walde ging Goethe so für sich hin, aber nicht allein, sondern mit Christine, die den berühmten Karlsbader Korb trug, aus dem eine Bordeauxflasche hervorsah. — In dem offenen Borkenhäuschen, dem er zuschritt, saß Yorik-Sterne mit seiner Eliza und schien ihr zu sagen: „Wie schade, daß Sie sobald zu Ihrem langweiligen Manne nach Indien müssen." — Neben dem Häuschen aber wälzte sich vor Freude der alte Matthias Claudius, mit einem Schlafrock, Modell Beppino, angetan, im Grase zwischen seiner zahlreichen Nachkommenschaft, die der Länge und Breite über ihn hersprang. — Casanova schien diesen allgemeinen Rendezvous-Platz eben verlassen zu haben. Er saß in einer Reisekutsche und auf ihm die Frau Bürgermeisterin von Augsburg. — Heinrich Heine amüsierte sich am Strande der Insel Bimini damit, eine Anzahl (mit großer Porträttreue ausgeführter) Schweine mit Gedichtmanuskripten zu füttern, die ihm die Königin Pomare zureichte. Das schöne Mädchen saß in einem aus rotorangenen Weidenruten geflochtenen Strandkorbe, der die Aufschrift trug: „Angeschafft aus dem Ergebnisse der Sammlungen für ein Heinedenkmal! Nationaleigentum." — Meister Rabelais führte seinen jungen Freund Balzac in die

Abtei Thelem ein, wo aus allen Fenſtern allerhand ſchöne und intereſſante Damen herausſahen: lauter Balzac-Damen. Hinter den Souterrainfenſtern aber ſah man die verkniffenen Fratzen von allerlei Moraldickhäutern. Auch ein paar deutſche Reichstagsabgeordnete und Literaturhiſtoriker waren darunter. — Auf einer Lotusblüte, buddhamajeſtätiſchheiter, ſaß Li-tai-po und trank aus einer lilienblattdünnen Porzellantaſſe Tee. Im Waſſer neben ihm ſchwamm ein Streifen Chinapapier, auf dem die rätſelhaften Worte ſtanden: „O du Lotusſtengel der Mark Brandenburg, warum wühlſt du in meinen Eingeweiden? Wenn du es aber durchaus nicht unterlaſſen kannſt, warum, o du ſehr Tiefer, gehſt du in der Grauſamkeit ſo weit, mir Fragmente deiner eigenen Gedärme einzuſetzen?" — Unweit des Teiches mit der Lotusblüte ſtand ein Pavillon im Geſchmacke der Zeit des Wiener Kongreſſes. Ein wunderbares Roſenparkett umgab ihn. Darin aber lag auf einer Ottomane Fanny Eißler und ließ es ſich lächelnd gefallen, daß Friedrich von Gentz ihr den linken Fuß andächtig verliebt ſtreichelte. Frank Wedekind aber kniete ihr zu Häupten und küßte das Sammetband an ihrem Halſe. Da man unmöglich ohne weiteres verſtehen konnte, warum Wedekind mit Gentz und ſeiner Angebeteten zuſammengebracht worden war, hatte der Maler einen Brief des Diplomaten an den Dichter fallen laſſen, auf dem zu leſen ſtand: „Mein werteſter Herr Wedekind! Eben las ich Minehaha und erkannte mit Entzücken, daß es wieder einen Deutſchen gibt, der Proſa ſchreiben kann, eine Proſa, die Welt hat: Scharme, Geiſt, Haltung, Kultur. Ich erkenne aus ihr einen Mann, der ſich glücklich ſchätzen wird, Fannys Fuß zu ſehen ..." In einer ſüdlichen Landſchaft ging Friedrich Nietzſche, gebeugt, eine Stahlfederkrone auf dem Kopfe, den Rücken mit einer Rieſentracht von Büchern beladen, einen ſteinigen Weg zwiſchen Mauern hinan, die die Inſchrift zeigten: Via glorioſa. Über die Mauern weg ſtierten eine Menge Menſchen, die alleſamt Bücher,

Broschüren, Zeitungsartikel, Prozeßberichte schwangen und alle diese Druckschriften ihm auf den Rücken packen wollten. Sein Adler, ihm folgend, ließ etwas auf diese Zaungäste fallen. — In einer Wiener Gartenlaube (Stil Koloman Moser plus Franzl Navagero) saßen Arthur Schnitzler und Hermann Bahr auf ihren Lorbeeren und spielten miteinander Schach. Die Figuren des Spiels hatten die Züge verschiedener Jungwiener Autoren. Felix Salten machte den Kiebitz. — Arno Holz saß als Schäfer Daphnis mit seiner Flördelise, die absolut gar nichts anhatte, im Garten einer Berliner Laubenkolonie und trank Mampe mit Bittern. Eine Vogelscheuche über einem Erbsenbeet hatte die Züge Johannes Schlafs. Hinter dem Gartenzaun ritt auf einem gewaltigen, über und über mit einem unerhört bunten Teppich bedeckten Elefanten gleich einem Sultan Shakespeare vorüber. Karl Bleibtreu saß auf dem Kopfe des riesigen Tieres und schwang den Stachel. — Am Lido von Venedig (noch ohne Hotels, nur Muschelsand, Hütten, Steindamm und Meer) ritt Lord Byron in wildester Karriere, daß die Schlipsenden flogen, gefolgt von seiner Meute und Gabriel d'Annunzio, der aber nicht recht nachzukommen schien. Am Strande wandelten nackt, aber sich zankend, die George Sand und Alfred de Musset. — Dostojewski, riesenhaft wie ein Prophet Michel Angelos, saß auf einem byzantinischen Bischofsthrone und segnete eine Vorstadtmagdalene. — Auch Murger sah man, Gogol, die Droste-Hülshoff, Peter Hille, Gerhard Ouckama-Knoop, Peter Altenberg, Hermann Conradi, Flaubert, Daudet, Johannes Scher, Anna Croissant-Rust, Wieland, François Villon, Oswald von Wolkenstein, Hans Sachs, Petronius, Angelus Silesius, M. G. Conrad, Johann Christian Günther, Diderot, Voltaire, den Abbé Galiani, Cervantes, Johannes Secundus, Lucian, Aristophanes, Verlaine, Molière, Sophokles, die jüdischen Propheten und Psalmkönige, Abraham a Santa Clara, Börne, Lenau, Heinse, Shaw,

Huysmans, Knut Hamsun, Holger Drachmann, Georg Brandes, Wilhelm Speidel, Gottfried Keller, Theodor Storm, Richard Schaukal, Liliencron, Hartleben, Wilhelm Busch, J. P. Jacobsen, Thackeray, Robert Burns, Dickens, Wilhelm Raabe, Johannes Trojan, Petöfy, Scarron, Brentano, Kleist, Novalis, Hölderlin, Görres, Seume, Mörike, Lenz, Kortum, Béranger, Bürger, Lichtenberg, Firdusi, Boccaccio, Luther, Arioſt, Wolzogen, Claude Tillier, Aretino, Harden, Hermann Grimm, Victor Hehn, Lamprecht, Tacitus, Julian Schmidt, Karl Henckell, Maeterlinck, Anatole France, Graf Platen. — Da es dem Maler nicht möglich geweſen war, allen dieſen ſeinen Heiligen anekdotiſche Darſtellungen zu widmen, ſo hatte er ſich meiſtens begnügen müſſen, ihre Porträts (zum Teil aus der Tiefe des Gemütes emporgehoben) in Medaillons unterzubringen, denen er die Form von größeren oder kleineren Sonnen im alten Kalenderſtile gegeben und ihren Platz an der gewölbten Decke angewieſen hatte, wo ſie, oft parador benachbart, ſich von einem tief dunkelblauen Grunde ſcharf und bunt abhoben.

Der Kunſtkritiker, wie neugierig er auch war, das Auge Gottes kennen zu lernen, konnte doch dem Drange nicht widerſtehen, vor allem dieſen Schwall von Fresken zu prüfen, und dieſer Umſtand allein hat es der epiſchen Ökonomie dieſer Erzählung geſtattet, gleichfalls von ihnen Notiz zu nehmen. Das Urteil des Kattowitzers über ihre maleriſchen Qualitäten müſſen wir indeſſen beiſeite laſſen, zumal da nun auch der Kritiker ſich zu den übrigen begab, die an der Türe zuſammengedrängt ſtanden und vergeblich verſuchten, ſich alle auf einmal des Guckloches zu bedienen, das mit Recht als das Auge Gottes bezeichnet wurde, weil es in der Tat von dem Auge Gottes cachiert war, das ſich urſprünglich in der Mitte des Kapellengewölbes befunden hatte.

Es war ſehr barock. Die Wolken, die es umgaben, ſahen wie

ein Kranz von vergoldeten Nieren aus: der Augapfel war himmelblau, aber, gleichsam als sei er entzündet, rot umrändert; die Pupille aber war nicht mehr da, weil Franzl sie weggestanzt hatte, um eine Öffnung für das Guckloch zu gewinnen.

In dieser Form nahm es die Mitte der Türe ein, die zum Saale führte, auf den es einen guten Ausblick gewährte.

Die Hinausstarrenden (eins immer das andere sanft wegschiebend) sagten kein Wort und wiegten nur bedenklich die Köpfe, indessen draußen der Lärm sanft abschwoll und ein Wispern wurde.

Als der Kattowitzer endlich vor die entfernte Pupille gelangte, mußte auch er das witzige Haupt hin und wieder neigen.

Er sah im Dämmerlichte des nun schnell hereinbrechenden Abends einen alten Mann, der, ganz zusammengesunken, in einem der großen ledernen Klubfauteuils saß und sich mit dem Papagei auf seinem Schoße nicht anders unterhielt, als sei das ein Mensch. In diesem Augenblicke flüsterten sie: unmöglich, zu unterscheiden in welcher Sprache. Der Alte hielt den einen Fuß des Vogels in der rechten Hand und tätschelte ihn mit der linken; er hatte das eine Ohr tief zu Schmulius herabgebeugt und nickte fortgesetzt mit dem Kopfe. Es schien, als ob der Papagei jetzt die Hauptkosten der Unterhaltung bestritte. Der Alte gab nur wenige, offenbar zustimmende Worte dazwischen.

Die Gesellschaft zog sich auf ein großes braunes Ledersofa zurück, das in das Bücherregal eingebaut war. Dort, in einer Reihe nebeneinander sitzend wie Leute im Parkett eines Theaters, nahmen sich die fünf in der Tat publikumhaft aus: erstaunt wartend, begierig auf das, was kommt, — gleichsam aus aller Realität gehoben durch ein Schauspiel, das alles Werktägige vergessen ließ.

„Sonderbar!" sagte Franzl. „Mir ist, als wär ich hier bloß eingeladen. Ich habe gar nicht mehr die Empfindung zu Hause zu sein."

„Mir iſt noch viel kurioſer zumute," bemerkte der Dichter, „ich könnte es vielleicht in Verſen ungefähr andeuten, aber ihr habt ja keinen Sinn für Lyrik. In Proſa klingt es aber bloß überſpannt: Mir kommt es vor, als gäbe es keine Zeit mehr, keinen Zuſammenhang mit dem Heute, mit ... Aber ſeht doch! Die Uhr! Die Uhr!"

„Was denn?" grunzte der König erſchrocken.

„Siehſt du denn nicht, daß die Zeiger fehlen?" flüſterte Joſef Beppino.

„Weiß Gott!" murmelte Franzl und ſah hilfeflehend die Gattin an, hoffend, ſie werde vielleicht erklären, daß ſie ihr bei der ungewohnten Beſchäftigung des Staubwiſchens abgebrochen ſeien.

Aber Olympia mußte der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß ſie ſelber heute früh zu Ehren der Gäſte die Uhr geſtellt und aufgezogen habe.

— „Und die Zeiger waren da?"

— „Aber freilich. Alle zwei."

„Wo mögen ſie hin ſein!" grübelte beklommen der König.

„Eccolo qui!" rief Sylvia und zeigte auf ein Buch, in dem der eine Zeiger wie ein Leſezeichen ſteckte.

Der König erhob ſich ſogleich, nachzuſehen.

Es war ein Band Shakeſpeare, aus dem der Zeiger hervorſchaute, und zwar klemmte er im Kaufmann von Venedig, erſter Akt, dritte Szene. Wie mit einem Fingernagel war die Stelle angeritzt:

„Denn Dulden iſt das Erbteil
unſeres Stammes."

Franzl rezitierte den Vers in einem Tone, als läſe er ſein Todesurteil.

„Sollte am Ende ein Jude unter uns ſein?" fragte der Lyriker.

„Ich würde ſo geſchmackloſe Scherze in dieſem Augenblicke un-

terlaſſen!" verwies ihn, Gott weiß warum beleidigt, der Kattowitzer. „Der Augenblick iſt verflucht ernſt. Hier gehen Dinge vor, angeſichts deren ich nicht weiß, ob ich mit meinem Verſtande davon kommen werde."

„Wir werden überhaupt mit nichts davonkommen," weimerte Zerlineken. „O dieſes verfluchte alte Spukloch! Wäre ich doch nie nach Tirol gereiſt!"

„Da!" rief Olympia, „dort oben ſteckt der andere."

Franzl ſtieg hurtig die Bücherleiter hinan und ergriff ſeine vielgeliebte Originalausgabe des Cherubiniſchen Wandermannes vom Jahre 1675, Band 3. Dort hatte ſich der kleine, ſpitzere Zeiger direkt in die Nummer 228 eingebohrt.

Franzl las im allerhohlſten Tone:

„Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit."

„Angelus Sileſius!" fügte er, noch dumpfer, hinzu.

„Mein Landsmann!" erklärte der Kattowitzer ſtolz.

In dieſem Augenblicke fiel ein Lichtſtreif durch das Auge Gottes und gerade auf das Medaillon des lyriſchen Myſtikers.

Man rückte ſehr eng aneinander auf dem Sofa.

Aber da kam Nandl ganz munter mit dem Leuchter ins Zimmer und erklärte, daß ſie keine Verantwortung übernähme, wenn in der Küche alles anbrenne, weil die Sylvia ſich nicht ſehen ließe.

„Dio mio!" ſchrie die gewiſſenhafte Köchin und ſtürzte hinaus.

Nandl ſetzte den Leuchter auf den Tiſch.

Daran war nun ganz gewiß nichts Unheimliches. Trotzdem riß der König die Augen ſo entſetzlich weit auf, daß man hätte meinen können, er ſähe ſeine ſämtlichen Gläubiger alle auf einmal vor ſich.

„Wo ... wo haſt du dieſen Leuchter her?" keuchte er Nandl an.

„Aus der Kuchl," ſagte die einfach. „Er ſtand am Tiſch."

Franzl ſtöhnte: „Der Schabbesleuchter! Und ich habe ihn ſel-

ber heute mittag weggeſchloſſen, weil er mir auf dem romaniſchen Nachtkaſtl net paßte."

„Wenn das ſo weiter geht, werden wir heute abend koſcher eſſen," meinte der Kattowitzer, der wahrhaftig keinen Grund hatte, anderen Leuten Scherze zu verbieten.

Da ging die Türe auf, und eine ganz merkwürdige Stimme, eine Stimme wie aus einer Kehle von altem, wurmſtichigem Holze erklang, indem gleichzeitig ein Geruch von Kampfer, Weihrauch und Knoblauch ſich verbreitete: „Doch nicht meinetwegen? Oh, ich bitte recht ſehr, ja nicht meinetwegen! Ich möchte in keiner Weiſe der Anlaß dazu ſein, daß ſich die Herrſchaften irgendwie in ihren Gewohnheiten ſtören laſſen."

Alle erhoben ſich ehrfurchtsvoll, ja erſchauernd, wie wenn eine Majeſtät das Zimmer betreten hätte. Und niemand wagte zu reden.

„Aber ſo behalten Sie doch Platz!" ſagte der Alte. „Sonſt müßte auch ich ſtehen bleiben. Und ich bin müde. So . . . müde! Ach! Niemand weiß, was müde heißt. Nur ich."

Er ſank auf einen Stuhl. Das Kerzenlicht lag wie gelbe Laſur auf ſeinem grünlich-grauen Geſicht, in dem mehr Furchen waren, als der alte Denner jemals gemalt hat. Er hatte unglaublich dichtes, lockiges, graues Haar: einen Wulſt von Haaren, aber dieſer Wulſt ſaß gleichſam verſchoben ſehr weit hinten auf dem Kopf, ſo daß die ohnehin hohe Stirn noch gewaltiger erſchien. Seine Augenbrauen, hätte man annehmen mögen, waren gefärbt, denn ſie beſtanden aus tiefſchwarzen, ſehr ſtarken Haaren, während der Bart ungepflegt, wie ineinander verfilzt, gelblich-grau ausſah. Seine Naſe war ſehr ſchön, obgleich etwas lang und vorn überhängend, wie es das Alter mit ſich bringt. Vielleicht war ſie es, die dem Geſichte das Trotzig-verächtliche gab. Doch lag das auch in den Augen, obwohl deren erſter Eindruck müde, ironiſche Melancholie war. Überhaupt wechſelte der Eindruck oft. Aber eins blieb ihm

immer gleichsam als Hintergrund: etwas Unheimliches, Unnahbares, ja Grauenhaft-gespenstisches: Wahnsinn mit Klarheit, lebendiges Totsein, feindselige Freundschaft: Spiegel und Fratze.

Der Papagei saß auf seiner linken Schulter. Er sah aus wie immer. Aber unheimlich im höchsten Grade war es, daß die beiden, die keinen Zug miteinander gemeinsam hatten, sich ähnlich sahen, sobald sie einander, wie jetzt, nahe waren. Entfernten sie sich voneinander, so war es, als ob die Ähnlichkeit abnähme.

Die Hände des Mannes waren wie aus ganz altem, grau vergilbtem Pergament, schlaffhäutig, aber glänzend, und mit feinen, langen, weißen Haaren überflaumt, die an den Spitzen dunkler waren. Was er eigentlich anhatte, ließ sich nicht definieren. Es war kein Mantel und kein Rock, nicht antik und nicht modern. Es war — unwesentlich. Man sah es und sah es nicht. Es hatte auch keine Farbe. Man hätte wohl am ehesten sagen mögen, daß es grüngrau-gelblich war wie Baumflechte. Aber der große Farbenanalytiker hat später erklärt, daß er es auf Momente als violett, dann wieder als chamoix gesehen und einmal als das gewisse Rotblond definiert habe, das bei Foxterriers häufig ist. (Nun, er hat später viel gesagt. Wer will es kontrollieren?)

Die fünf saßen immer noch auf dem Sofa nebeneinander wie Parkettpublikum und sahen den sonderbaren Mann erwartungsvoll an.

Merkwürdig! dachte sich der Kattowitzer, was doch auf einem Tiroler Schlosse alles möglich ist. Irgendein Mensch kommt, nimmt einen Papagei auf den Schoß und spricht mit ihm polyglott; Uhrzeiger verlassen ihren gewohnten Beruf und vertiefen sich in allerhand Lektüre; Schabbesleuchter stellen sich auf Küchentische; der Fremdling tut, als wenn er zu Hause wäre, und wir, statt ihn wenigstens zu fragen: Was wünschen Sie? sitzen ganz einfach da wie Leute, die ein Freibillett fürs Theater gekriegt haben,

und wundern uns im Grunde über alles das nicht mehr, als wie wir uns im Theater wundern, wenn die Herrſchaften auf der Bühne ſich in Verſen unterhalten. In Paris wäre ich ſchon lange verrückt geworden, während ich hier nicht übel Luſt habe, dem alten Herrn eine Zigarette anzubieten.

„Tun Sie's nicht," ſagte der Alte, „ich habe mir im Laufe der Zeit zwar alles mögliche angewöhnt, aber das Rauchen iſt mir immer unſympathiſch geblieben. Es iſt ohnehin genug blauer Dunſt in der Welt. Auch erinnert es mich an Opferqualm, Scheiterhaufen und andere religiöſe Angelegenheiten, die nun einmal nicht nach meinem Geſchmacke ſind."

Es läßt ſich nicht genau angeben, wer erſtaunter war, der Kattowitzer, weil er ſeine Gedanken erraten ſah, oder die übrigen, weil ſie durchaus nicht erraten konnten, worauf ſich dieſe Worte bezogen.

„Sie ſind ein Freigeiſt?" fragte der König, weil er auf dieſem Wege zu erfahren hoffte, was der ſonderbare Gaſt ſonſt noch wäre.

„Ein Freigeiſt?" antwortete der Alte, „wenn ich mir das Lachen nicht ſeit beinahe zweitauſend Jahren abgewöhnt hätte, würde ich jetzt ein Gelächter erheben, vor dem alle Ihre Bücher da ſofort zu dem werden müßten, was ohnehin ihr Schickſal iſt: zu pulveriſiertem Dreck."

Schmulius wollte ſeine berühmte Lachſerie produzieren und begann mit dem Beppino-Gemecker. Aber der Alte hielt ihm den Schnabel zu und ſagte: „Schäm' dich, alter Freund! Haſt du die gute Erziehung ganz vergeſſen, die ich dir gegeben habe? Pfui! Wie kannſt du dich ſo erniedrigen, zu lachen! Laß das den Zweibeinigen ohne Federn!"

Schmulius verſenkte ſeinen Schnabel in des Alten Haarwulſt und flüſterte kläglich: „Culpa, culpa, maxima culpa. Pater, peccavi!"

„Schon gut!" ſagte der Alte und fuhr, ſich zu Franzl wendend, fort: „Ach nein, mein Herr, ich bin kein Freigeiſt. Dazu bin ich zu ungläubig. Ich bin — wie heißt es doch gleich? Richtig: — ‚der alte Unglaube, der ſtets irrefährt'."

Ein ſchwirrendes Geräuſch wurde hörbar. Alle blickten auf und ſahen gerade noch, wie der kleine Uhrzeiger ſich in einen Band Lenau ſpießte.

„Wenigſtens hat mich ſo auf ſeine etwas direkte und darum nicht hinlänglich differenzierte Manier Ihr verſtorbener Kollege Lenau charakteriſiert," wandte ſich der Alte an Joſef Beppino. „Du lieber Gott! Ihr Dichter ahnt ja mancherlei, doch ahnt Ihr meiſt nur um die Sachen herum. Ich habe mir damals den Scherz nicht verſagen können, den guten Herrn Niembſch von Strehlenau aufzuſuchen, unter dem Vorwand, daß ich alte Kleider bei ihm erhandeln wollte. Und habe zu ihm geſagt: ‚Wiſſen Euer Gnaden vielleicht einen alten Glauben, der nicht irrefährt? Es intereſſiert mich, weil ich mit alten, von Kavalieren abgelegten Sachen handle.' ‚Jud!' hat er geantwortet, ‚du ſollteſt ein Kritikus werden.' ‚Bin's ſchon,' habe ich geſagt, ‚und habe andere Gedichte kritiſiert als gedruckte: geblutete! Waren auch nicht viel mehr wert als die in Goldſchnitt, haben aber mehr Effekt gemacht. Nun ja, halt Blut! Aber beweiſen tut Blut ſo wenig wie Tinte, Euer Gnaden. Wer kalt iſt: kalt, Euer Gnaden, und das heißt: verdammt, die Wahrheit zu wollen, ohne an ihre Exiſtenz zu glauben, der bleibt in alle Ewigkeit kalt, und wenn ihn das Blut aller Heiligen, Helden und Dichter badete. Ich bin die Kälte, die nicht leben und nicht ſterben kann, — halten zu Gnaden. Hier iſt der Gulden für die Nankinghoſen.' Da hat der liebe Herr in ſeinen dunkelbraunen Augen ein Fünkchen Gold aufglimmen laſſen, daß ich mich ſpäter nicht gewundert habe, wie ich hörte, er ſei verrückt geſtorben."

Dieſer literarhiſtoriſche Exkurs war in ſeiner perſönlichen Ein-

kleidung gewiß dazu angetan, etwas ungemütlich zu wirken, aber Berlin N. unter den Anwesenden fand ihn nur langweilig.

Zerlineken gähnte. Sie hatte sich an das Erstaunliche, da es scheinbar nicht lebensgefährlich war, bereits gewöhnt und dachte sich einfach: oller Quatschkopp.

„Sehr richtig, Madame!" wandte sich der Alte an sie, „ich rede unverantwortlich viel und zweifellos nicht so amüsant, wie es eine Dame aus den geistreichsten Kreisen der Gegenwart gewöhnt ist . . ."

Er wollte noch etwas sagen, aber Zerlineken wußte, was sich gehört, und sie fiel ihm ins Wort: „Mais non, Monsieur, mais non! Certainement, vous êtes un homme d'esprit!"

Da entblödete sich der impertinente Papagei nicht, zu plärren:

„So'n bisken Französisch, das ist doch ganz wunderschön!"

und prompt flog der andere Uhrzeiger in David Kalischs „Lustige Werke", wo er mit großer Sicherheit den Gebildeten Hausknecht fand.

Nun konnte der Kattowitzer viel vertragen, nur nicht, daß man seinem Zerlineken zu nahe trat. Er trommelte den Generalmarsch der Nervosität auf der Tischplatte und rief herausfordernden Tones: „Sagen Sie mal, alter Herr, wie machen Sie das eigentlich mit dieser Zitiermaschine? Daß Sie ein geschickter Bauchredner sind, habe ich erfaßt, und daß Sie Gedanken lesen können, auch, aber das mit den fliegenden Uhrzeigern ist mir ein völlig neuer Trick. Telepathie? Was? Ich glaube, Sie könnten einen alten Hut voll Geld damit verdienen. Bülow engagiert Sie sicher!"

Da lächelte der Alte, und das war so schauderhaft anzusehen, daß der Kattowitzer seinen Fürwitz intensiver bereute, als je ein unüberlegtes Wort, wie viele seinem allzuraschen Geiste auch schon entflohen waren. Dieses Lächeln, das wie ein Blitzschein kam und verschwand, machte aus dem Gesichte des Alten eine männliche

Meduſenmaske der Menſchenverachtung, in der der Mund, nur einen Augenblick geöffnet, nur einen Augenblick die gelben, ſpitzen Zähne, die lederartig verrunzelte, trockene Zunge zeigend, wie ein Leviathanrachen drohte, der imſtande war, alles Leben an ſich, in ſich zu ſaugen. Die Haare der Augenbrauen ſtellten ſich dabei wie Speere auseinander, und die unzähligen Falten des Geſichtes ſchienen ebenſo viele bewegliche Molluskenfäden zu ſein, die fähig waren, ſich zu löſen und vorzuſchnellen. Sie erſchienen in dieſem Momente heller, als das übrige Geſicht, ſo daß dieſes wie ein transparentes Adernpräparat ausſah.

Zum Glück dauerte das fatale Schauſpiel längſt nicht ſo lange wie der Augenaufſchlag einer ſentimentalen Liebhaberin in der Szene, wo ſie ihr Herz entdeckt, und der Alte ſelber ſchien zu wünſchen, daß der atembeklemmende Eindruck nicht hafte.

Er ſagte, beinahe mit einem Tone von Menſchenfreundlichkeit: „Es ſcheint, mein Herr, daß Sie ein Freigeiſt ſind. Sie glauben an Erklärungen und würden, geſetzt den Fall, daß jenes Weſen exiſtierte, von dem die Theologen und alle Herrſcher überhaupt leben, auch hinter dem feurigen Buſche und ſeiner Gewitterſtimme einen Bauchredner vermuten. Sehen Sie, das unterſcheidet Sie von mir. Ich würde in einem ſolchen Falle von der Freiheit, mir Erklärungen zurechtzulegen, keinen Gebrauch machen und ruhig zugeben, daß die Sache außerordentlich, wunderbar, erhaben iſt. Und dennoch würde ich nicht daran glauben als an etwas, das über mir ſtände, würde mich nicht davon ergreifen laſſen, würde nicht anerkennen, daß das Wunder mehr iſt, als eine beſonders effektvolle neue Lüge der plumpen Kräfte um uns herum, die, wer weiß aus welchem Antriebe, ſich bemühen, uns ein irgend Etwas hinter dieſem ſinnloſen Mechanismus glauben zu machen. — Aber Madame wird gleich wieder, und wieder mit Recht, gähnen. Das Alter macht ſchwatzhaft. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß ich immer ſo viel rede.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ich ganz ſtumm war. So ſchwieg ich, als Luther ſprach, und ſchwieg, als Napoleon regierte. Damals wanderte ich auch weniger, denn die Zeit rauſchte ſchneller an mir vorüber, als ſonſt. Aber jetzt? O ja, es gibt mehr Novitäten als früher, und der alte Schelm in Weimar, der mich wohl gekannt hat von Jugend an, und dem ich es nie vergeſſen werde, daß er mir, aus nationaler Verwandtſchaft, den braven deutſchen Fauſt vorgezogen hat, er hat, wie immer, recht behalten: die Welt iſt velociferiſch geworden. Und dennoch dürft Ihr es mir glauben, die Menſchheit war, ſolange ich ſie kenne, nie ſo langweilig wie jetzt. Sie iſt ſo langweilig, daß ſelbſt Potentaten ſich der Langenweile nur durch Reden, Reden, Reden zu erwehren wiſſen, obwohl es für einen Souverän gewiß nichts Gefährlicheres gibt, als zu plaudern. Bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken möchte, daß mir mein Lebtag kein ſo eigentümlicher Monarch begegnet iſt, wie . . ."

„Pſcht!" machte Schmulius, und der große Uhrzeiger flog mit deutlichem Schreck auf und bohrte ſich ins Deutſche Reichsſtrafgeſetzbuch ein.

Der Alte ſchlug ſich auf den Mund und ſagte zum Papageien: „Halten wir's alſo wie zur Zeit des fetten Caligula, wo wir auch in fremden Zungen miteinander ſprachen, wenn wir von S. M. handelten. Schawa lampa fudango pſchudor Bismarck, eſchedem dſcho willi."

„Hähähä!" lachte Schmulius, „nix zu machen!"

Franzl, der ſchon als König von Marzaun nicht gerne hörte, wenn man andere Souveräne kritiſierte, überdies auch die Neigung hatte, in jedem Potentaten einen möglichen Auftraggeber und ſomit ein Weſen zu ſehen, das jeder Hochachtung und Verehrung würdig war, empfand dieſe Entgleiſung des Alten auf ſo ein ſchlüpferiges Gebiet mit Unbehagen und warf ein: „Aber ich bitte Sie!

Wie kann man eine Zeit langweilig heißen, die die X-Strahlen, das Radium, die Telegraphie ohne Draht entdeckt und den lenkbaren Luftballon erfunden hat?"

„Kein Zweifel!" entgegnete der Alte, „Ihr erfindet erſtaunliche Sachen. Aber Ihr erfindet eigentlich ohne Genie. Ihr taſtet ſyſtematiſch die Natur ab und habt ausgezeichnete Methoden dabei, denen nichts entgeht. Experiment folgt auf Experiment, und ſchließlich kommt eins, das auf einen Punkt trifft, der ein Heureka verdient. Bravo! ruft Ihr und bucht eine neue Errungenſchaft mit Befriedigung, aber ohne daß in Euch beſonderes viel vorginge. Sie iſt ohne Intuition gefunden und wird ohne Inſpiration praktiſch ausgeſchlachtet. Dieſe Sinnesart ſollte mir eigentlich ſehr ſympathiſch ſein, denn ſie iſt gottlos. Ich konſtatiere ſie auch wirklich mit einer gewiſſen Befriedigung. Aber ſie muß ein Weſen wie mich langweilen, das verdammt iſt, die Drehorgel des Lebens über alle Gebühr lange anzuhören, und das begreiflicherweiſe die dramatiſcheren und geiſtreicheren Paſſagen bevorzugt. Was war, wenn ich ihn mit Eueren großen Meiſtern der erfolgreichen Methoden vergleiche, mein kleiner, buckeliger Freund Lichtenberg in Göttingen, der alles ahnte, aber nichts fand, für ein prachtvoller Kerl. Ehe Ihr nicht wieder ſolche hervorbringt, bleibt Ihr elende Kleber, und wenn Ihr gleich an allen Ecken Luftfahrpläne anheftet."

Der Alte ſchwieg. Nandl kam und meldete, die Suppe ſei im Saale aufgetragen.

„Darf ich Sie bitten, mit uns zu eſſen?" fragte der König.

„Danke, nein," war die Antwort. „Von dieſer langweiligen Funktion bin ich zum Glücke dispenſiert. Ich nehme nur etwa alle hundert Jahre ein Stückchen Mazzes, wenn ich zufällig nach Jeruſalem komme, und auch das mehr aus ſentimentaler Erinnerung."

„Und dabei wird Ihnen nicht ſchwach?" fragte erſtaunt Zerlineken.

— „Nein, Madame, wenigſtens nicht ſchwächer, als ich mich überhaupt fühle. Denn, freilich, angenehm iſt mein Zuſtand nicht. Oh, dieſe Müdigkeit! Denken Sie, immerzu müde ſein und nie ſchlafen können! Es iſt wirklich unangenehm, und man gewöhnt ſich durchaus nicht daran."

„Immerhin hat es ſeine Vorteile, möchte ich glauben," meinte der Kattowitzer; „es vereinfacht die Lebensführung und macht ſie unabhängig vom Gelde. Sie ſind, ſozuſagen, der einzige freie Menſch."

„Allerdings," antwortete der Alte, „und darin liegt die raffinierte Grauſamkeit meines Schickſals. Denn der Menſch verträgt die Freiheit nicht. Sehen Sie . . . aber nein, ich halte Sie vom Eſſen ab."

Die Geſellſchaft erklärte einmütig, keinen Appetit zu haben.

„Mit anderen Worten: Ihre Neugierde iſt größer als Ihr Hunger. Sie hoffen auf eine Enthüllung. Sie möchten vor allem wiſſen, warum ich da bin. Und im Grunde fragen Sie ſich immerzu, ob Sie nicht vielleicht träumen, ob nicht vielleicht das alles nur ein Spuk iſt."

Indem er dies ſagte, ſah er Zerlineken groß an, und Zerlineken lehnte ihr Köpfchen auf die Schulter des Gatten und ſchlief mit offenem Munde ein, ganz leiſe ſchnarchend. Und aus dem Munde der Berlinerin kam ein dünnes graues Räuchlein, wie aus einer Kaffeekanne; ein Geruch wie von ſehr dünnem Kaffee und Berliner Kartoffelpuffern verbreitete ſich, diskret ein leiſes Gedüfte von trocknenden Windeln kaſchierend, und währenddeſſen bildete ſich aus dem Rauche die Figur des ewigen Juden von Eugen Sue, wie ſie auf billigen deutſchen Überſetzungen dieſes Romans zu ſehen iſt. Dieſe Figur ſetzte ſich gemütlich zu Zerlineken auf den Schoß, während die zwei Uhrzeiger haſtig ſuchend die Bücherregale abflogen, um ſich ſchließlich, da Eugen Sue beim König von Marzaun

nicht hoffähig war, an den Ort ihrer wirklichen Beſtimmung zu begeben: zur Uhr, die ſofort ſonor zu tacken begann.

„Schon um acht!“ ſagte Zerlineken erwachend und rieb ſich die Augen. Die Figur von Sue war in dem Momente verſchwunden, wie ſie die Augen geöffnet hatte.

„Na, Lineken!“ rief der Gatte die Gattin an, „gut geſchlafen?“

„Ja,“ antwortete ſie „und denke dir, ich habe von Kartoffelpuffern und dem ewigen Juden geträumt. Wie ich bloß auf den gekommen bin?“

„Ja, ja,“ meinte der Alte, „man träumt oft ſonderbar, und ich denke, die verehrten Anweſenden ſind nun überzeugt, daß ſie mich nicht träumen.“

„Daran iſt nicht der mindeſte Zweifel erlaubt,“ ſagte der Kattowitzer, riß ſich aber doch ein Büſchel Haare aus, um ganz ſicher zu gehen.

„Wie angenehm, daß die Uhr wieder tack macht,“ ſagte Olympia.

„Förmlich gemütlich wird's,“ meinte Joſef Beppino.

„Sie bleiben doch zur Nacht, Herr . . .?“ fragte Franzl.

„Das dürfte für Sie mit Unbequemlichkeiten verbunden ſein,“ erwiderte der Alte. „Die mir zur Ruhe bemeſſene Friſt iſt bald vorüber, und ſo würde ich die ganze Nacht durchs Schloß ſpazieren müſſen.“

„Nein, nein!“ rief Zerlineken aus; „ich habe ſchon mit der vergangenen Nacht genug. An Geſpenſter glaube ich ja nun nicht mehr, aber . . .“

„Wie?“ rief der Alte aus, „Sie glauben nicht an Geſpenſter und haben geſtern doch welche geſpürt?“

Zerlineken lachte: „Mumpitz. Das Filet war reell.“

„Wirklich?“

„Na ja doch!“ erklärte Zerlineken, „hoffentlich kriegen wir heute nicht den Reſt davon.“

„Erlaube mal!" rief Olympia beleidigt.

„Kß! Kß!" machte Schmulius.

Aber der Alte ließ es zu keinem Amazonenkampfe kommen.

„Madame," ſagte er, „Sie ſollten ſich auf Realitäten nicht zu ſehr verlaſſen: in dem Filet war vielleicht mehr Geiſt als Sie glauben. Und, was Zottel, den Kater, betrifft, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, falls Sie auf das Wort eines alten Juden etwas geben, daß er zu den ſatiriſchſten Dämonen gehört, die mir noch begegnet ſind. Ich möchte faſt meinen, daß der Geiſt meines ſehr geliebten alten Freundes Goldoni in ihm lebt. — Ah! er iſt vor der Türe!"

Richtig, man hörte ein deutliches „Miriminiau miniau, miriau, miau" draußen.

Olympia ſprang auf und öffnete. Es war eine richtige Ahnung, die ſie auf die Beine brachte, denn Zottel erſchien mit Zerlinekens falſchen Haaren im Maule und legte ſie der rechtmäßigen Herrin auf den Schoß.

Die Berlinerin kniff den Kater in den Schwanz, der Kater gab der Berlinerin eine Ohrfeige.

„Da capo!" ſchrie Schmulius und krähte ohne Rückſicht auf die Ermahnung des Alten vor Lachen.

„Schmeißt doch endlich das eklige Vieſt hinaus!" rief Zerlineken, „oder ich ziehe mich zurück!"

„Um Gottes willen, nein, Madame!" ſagte der Alte, „tun Sie das nicht! Sie ſind ſchon als Farbfleck hier von der größten Wichtigkeit, ganz zu ſchweigen von Ihrem Geiſte, Ihrer Liebenswürdigkeit und dem Umſtande, daß nie Damen genug da ſein können."

„Es geht poſitiv nichts über das weibliche Geſchlecht," fügte er nach einer Weile ſehr ernſthaft hinzu. „Selbſt ich habe Momente gehabt, wo es mir beinahe ſo ſchien, als ob man doch vielleicht einen göttlichen Verſtand als Erfinder dieſer Faſſon, ſelig zu werden, annehmen ſollte. Andererſeits freilich wird das plumpe Mech-

anische der Weltordnung nirgends so klar, als bei Betrachtung dieser Mausefalle. Aber lassen wir dies ewige Problem, dessen Opfer ich bin. Ich muß ohnehin weiter. Weiter."

Er stöhnte, wandte sich aber gleich wieder an Zerlineken: „Sie brauchen auch deswegen nicht zu gehen, weil mein alter Freund gehen wird, der leider eine Antipathie gegen Berlinerinnen hat, weil er vor vierhundert Jahren so unglücklich war, einer Berliner Hofdame zu gehören, die, wie Sie, Madame, viel Geist, aber nicht, wie Sie, Madame, auch viel Gemüt besaß. Er wird gehen," wandte er sich nun an Olympia, „wenn Signora, die er sehr liebt, es gestattet."

„Was?" rief die Königin von Marzaun schmerzlich aus, „du willst mich verlassen, Schmulius? Weißt du nicht, daß ich dich lieb habe, wie ein Kind?"

Schmulius war zu ergriffen, um etwas zu sagen. Er schluchzte bloß. Große, himmelblaue Tränen rannen ihm über die grauen Backen.

„Er weiß es," antwortete für ihn der Alte. „Aber es muß sein. Auch um Ihretwillen. Er ist jetzt in das Alter gekommen, wo es ihm auf die Dauer unmöglich sein wird, zu verhehlen, daß er, ich bitte um Verzeihung, zu begabt ist für eine gemein-menschliche Umgebung. Er müßte jetzt, trotz seiner großen Liebe zu Ihnen, meine sehr geschätzte und dieser Liebe durchaus würdige Signora, damit beginnen, alles das, was er in beinahe zweitausend Jahren gesehen, erlebt, gefühlt hat, aus sich heraus zu projizieren in Erscheinungen, die Ihnen gespenstisch und also unangenehm vorkommen müßten. Um nur einiges anzudeuten: Er war unter anderem in einem Nonnenkloster zur Zeit Karls des Großen; in einem Bordell zu Venedig zur Zeit Carpaccios (der ihn gemalt hat); Katharina die Zweite hat ihn besessen, und er war dabei, wie Aurora von Königsmark den Marschall

von Sachsen gebar, einer seiner Herren war Hurenwaibel unter Georg von Frundsberg, ein anderer war Erasmus von Rotterdam; welche Szenen hat er erlebt, als er mit Olivier von Köln des heiligen Ludwig Zug nach Damiette mitmachte; welche Art Menschenkenntnis hat er sich angeeignet, als er bei einem Malateſta in Rimini lebte, und, was auch nicht unwichtig ist, von welcher Höhe müssen seine Kunstanforderungen sein, da er zu den wenigen Besitztümern gehörte, die Giorgione hinterlassen hat?"

„Dann gebe ich ihn um keinen Preis her!" rief Franzl.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nein, nein. Die Vergangenheit ist ohnehin eine furchtbare Last für die Malerei. Und übrigens," (er nahm einen strengen Ton an) „er gehört nicht Ihnen, wie er niemandem vor Ihnen gehört hat, er gehört mir."

„Können Sie das beweisen?" rief der König herausfordernd aus.

„Ja," sagte der Alte, „hier ist die Quittung. Ich habe ihn von einem römischen Legionär gekauft, demselben übrigens, der den berühmten Rock erwürfelt hat, von dem jetzt eine ganz schlechte Kopie in Trier zu sehen ist. Da, sehen Sie, es steht auch der Name unseres Freundes darauf: ‚Julius Cäsar'. Der Soldat nannte ihn aus Patriotismus so. Ich erlaubte mir, ihn, gleichfalls aus Patriotismus, Schmulius Cäsar zu nennen. Der Cäsar ist im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen. Aber der Schmulius hat sich erhalten. Sie wissen es ja: Alles vergeht, Juda besteht. Ich selber bin ein durchaus überflüssiges Symbol." Er stöhnte nochmals.

„Und wenn wir Ihnen von alledem kein Wort glauben?" warf der Kattowitzer ein.

„So lasse ich Ihnen meinen Vogel hier und hole ihn erst ab, wenn Sie im Gefühle Ihrer Insuffizienz den Rest Ihres Verstandes verloren haben," sagte der Alte und stand auf.

Schmulius aber flog auf den Tisch, löschte mit seinen Flügeln die Kerzen auf dem Schabbesleuchter aus und erhob sich mit aus-

gebreiteten Fittichen bis dicht unter die Kreuzung des Gewölbes, wo er gleich einem ausgeſtopft dort hängenden Raubvogel bewegungslos verharrte. Bewegungslos, aber in allen Farben transparent leuchtend und einen Wirbel von bunten Lichtern durch den Raum jagend, unter dem das Lebloſe lebendig, die Lebenden aber ſtarr wurden.

Schon begannen ſämtliche Autoren, die Franzl gemalt hatte, ſich von der Wand zu löſen und leibhaft um die fünf herum zu geſtikulieren, die wie Fladen an der Sofalehne klebten, da fand Franzl noch die Kraft, zu ſchreien: „Nehmen Sie um Gottes willen den gräßlichen Vogel weg! Mir iſt, als müßte ich in Staub erſticken. Dieſes bunte Licht iſt glänzendes Paſtellmehl, und es riecht nach Moder."

„Hilfe!" ſchrie Zerlineken faſt gleichzeitig, „der Menſch da greift mich unanſtändig an!" (Es war Caſanova, der ſich ſo weit vergaß, nachſehen zu wollen, ob Zerlinekens Strumpfbänder in der Farbe zu ihrem Moosgrünen paßten.)

Ein Glück, daß der Kattowitzer das nicht ſah, denn auch er hatte zur gleichen Zeit eine Attacke auszuſtehen: Diderot ſchlug ihm ſeine geſammelten Salon-Berichte aufs heftigſte um die Ohren.

Der Alte ſagte: „Sie ſehen, die Vergangenheit iſt ein Paſtell, das man lieber fixiert laſſen ſoll. Ihre Farben ſind Gift, wenn ſie lebendig werden."

Und er rief: „Senke dich, Schmulius, Genoſſe meines Fluches; komm, du ewiger Papagei der Weltgeſchichte, Echo der Leere! Wir wollen fürderhin zuſammenbleiben, bis der Schatten des Kreuzes von der Erde verſchwunden iſt. Es wird nicht mehr lange währen. Schon ſteht die Sonne der Wiedergeburt, die Sonne unſeres endlichen Todes, hoch; bald wird ſie im Zenit ſtehen, und mit dem Schatten des Kreuzes werden wir, des Schattens Schatten, vergehen. Dann wollen wir auf Golgatha, der Schädelſtätte, wo der

Glaube ſeine Hochzeit mit dem Tode gefeiert hat, während der Unglaube zum Leben verflucht wurde, uns unſer wohlverdientes Grab graben, du mit deinem Schnabel, ich mit meinen Fingern, und es wird kein Tempel mehr ſein, nicht in Jeruſalem und nicht anderswo, deſſen Vorhang zerreißen könnte."

Schmulius ließ etwas Grünliches fallen, erfreulicherweiſe aber nicht das übliche, ſondern etwas Feſtes, Leuchtendes: einen großen grünen Diamanten vom herrlichſten Schliffe. Trotz der Färbung war ſein Waſſer ſo rein und klar, daß es das Zimmer erleuchtete. Vor dieſem Glanze erbleichte und erſtarb der gleißende Paſtellſtaub der Vergangenheit. Die unerlaubt lebendigen Autoren der früheren Zeiten zogen ſich in die Unſterblichkeit zurück, die ihnen Franzls Kunſt al fresco im Kalke angewieſen hatte, und die mit Recht lebendigen Genieverwalter der Gegenwart genoſſen das große Glück, wieder unter ſich zu ſein.

Zerlineken ſchien dieſes Glück am intenſivſten zu ſpüren, denn ſie wurde gleich wieder keck und fragte: „Sie, alter Herr, iſt der Stein da auch echt?"

„Ja," antwortete der Alte, „aber er gehört nicht Ihnen, Madame, ſondern der Signora. Schmulius ſchenkt ihn ihr zur Erinnerung und als Zeichen ſeines Dankes dafür, daß ſie ihm ſein altes Herz ſo oft durch Heiterkeit, Güte und Sanftmut aufgemuntert hat. Er ſtammt aus der Krone der letzten Königin von Cypern und führte den Namen: la gemma dell'umiltà. Schmulius hat ihn der Königin geſtohlen, als ſie einmal die höchſte weibliche Tugend vergeſſen hatte: heiteres Sichfügen aus Liebe. Durch ſeinen Magenſaft iſt er mit der Kraft imprägniert worden, dieſe zwar unmoderne, aber, glauben Sie es mir, meine Damen, natürlichſte und reizendſte Tugend in ſeiner Beſitzerin zu konſervieren und zu ſtärken. Ich beglückwünſche Sie, Signora, zu dieſem Edelſtein, und auch Sie, Herr Graf."

„Wieviel ist er denn ungefähr wert?" fragte Zerlineken, auf die Gefahr hin, einen Gelbsuchtsanfall zu bekommen.

„Trösten Sie sich, Madame," antwortete der Alte, „man kann ihn nicht in Geld umsetzen. Aufs Versatzamt gebracht wird er mit Hohn als böhmisches Glas zurückgewiesen werden, obwohl er, solange ihn Signora an sich trägt, tatsächlich echt und von viel größerer Kostbarkeit ist, als der indische Kohinoor. Es hängt dies mit seiner magischen Eigenschaft und der Absicht zusammen, aus der ihm diese verliehen worden ist. Denn, nicht wahr, meine Herrschaften, es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo umiltà, da sie kein Jude und Christ als Pfand nimmt, geringer geschätzt wird, als ein Diamant. Schmulius wünscht aber, daß sich Signora niemals, auch nicht auf kurze Zeit, von ihm, d. h. von ihr, trennen soll, denn er weiß, daß in Wahrheit neben dieser Tugend alle Edelsteine der Welt nichts sind, als ein Haufen Kiesel."

— Was ick mir davor koofe, dachte sich Zerlineken und atmete erleichtert auf, während Olympia den leuchtenden Stein küßte.

Wie wunderhübsch sie da aussah! Jung, strahlend, heiter, sanft, gut, verliebt.

Franzl fiel ganz einfach auf die Knie vor ihr, und da es für ihn nichts Höheres gab, als dies, so rief er: „So mal ich dich, Limpi! Ich mal überhaupt nur noch dich, du entzückendes Scheusal!"

„Also können wir wohl gehen, Schmulius!" sagte der Alte. „Die Marzauner Kunstepoche ist soeben angebrochen."

Er erhob sich mühsam, nahm den Papagei, der noch eine Kußkralle zu Olympia schickte, auf den Arm und ging langsam zur Türe hinaus, die sich lautlos vor ihm öffnete, während das Auge Gottes ironisch zu zwinkern schien.

* * *

Die fünf ſaßen eine Weile ſtumm im Leuchten des magiſchen Steines, bis das Mondlicht ins Zimmer fiel und mit ſeiner kalten Grelle das warme Licht tötete.

Aber Franzl fühlte die warme Hand Olympias in der ſeinen und wußte, daß es nicht tot war.

Kindsschnabelweisheit

Frei nach Balzac

Bey meynes lieben Haushahns gedoppletem roten Kammb und bey dem gedoppleten hellrosfarbenen Futter des ſchwartz kraus peltzenen Pantöfelchens meyner lieben Kammergeſellin! Beym Saint Cocu (ſteht nit im deutſchen Kalender — der Heilig!) und allen Hörnern derendter, ſo diſen Stirnzierrat mit Anſtand tragen! Nit minder aber auch bei der anſehnlichen Tugendt derer lieben Frauen, ſo es ſich fleißig angelegen ſeyn laſſen, bemeldte Hörndlein auf bemeldte Schedtel zu ſetzen! —: das Beſt und Schönſt und koſtbar Lieblichſt, das eyn Mann zu werke bringen mag: nit etwan eyn Reimgedicht iſts, oder eyn Lainwand mit viel edel Farb und Liniatur, oder eyn wolgeſetzt Stück Muſika, oder eyn Schloßgebäu gar hoch und vielfalt, oder eyn Bildgeſchnitz auß Holtz oder Stain, oder eyn ſtoltz Schiff, fahrend dahin mit Segelwerk oder Ruderſchlag, — nit das, nit das! —: eyn Kindlein iſts!

Die Kindlein ſeynd das Anmutigſt, ſo zwiſchen denente Blumen und Bäumen des großen Erdgartens herumbvigilieret, ob auch offtmalen rotznaſet. Aber merket wohl auff, wie ichs meyn! Bis zum zehenten Jahr, nit weiters, gilts mit der Kindſchafft! Alsdann wird Bub und Bübin ſachte Mann und Frau, und werden, Gott ſeis geklagt, gar vernünftig und ſiebengeſcheidt, und keyns iſt weiters mehr wert, was es gekoſtet hat. Nur an denen Ungeratenen erlebt der liebe Gott, wenns gut geht, manchmal eyn Freud. Aber die rechten Kindlein, ſo noch Kindlein ſeynd, — ſchauet ſie euch wohl an, wie ſonderbar lieb und labſälig ſies treiben! Haben noch keyn Arg und Harm und alſo auch keyn Reſpekt, vor was auch immer es ſeye, und gilt ihnen alles eyn Spielwerk, und ſeyend eben darumb weiſe ohne Vernunft. Des Vaters Hausſchuch dunket ihnen ein paßlich Ding, Löchlein dareyn zu bohren mit vielem Fleiß; der Mutter Hausrat tragen ſie ohn Ermüden die Kreuz und die Quer, dahin und dorthin, wo es ihnen wohl ſcheint, daß Scheer und Knaul und Nadelbüchs recht zuhauſe

wären in Winkeln, da ſie keyn Seel nit vermuten möcht; was ihnen aber juſt nit behagt, ſeht, das laſſen ſie fein liegen, denn die kindiſch Hand langt nur nach dem, das ihr behagt (alſo weiſe iſt ſie!). Wo Gutſelen ſeynd und wohl eyngekocht Mus und reſch Knuſpergebäck mit Roſindtlein, ſpüret das näſchig Völklein wohl, findts und frißts auf (wenn nur die Zähndlein in den lieben Goſchen erſt durchs roſinfarbene Flaiſch ſeynd!), und alleweil lachts und jubilierts dabei, — das ſüße Völklein, das ausbündig ſüße. Gelt, ihr heißt mich nit eyn' Narren, ſo ich wiederumb laut aufruf und ſag: außer Maßen lieb ſeynds und tauſendmal mehr wert, als wir Alten. Könnt wohl auch nit gut anderſter ſeyn! Seynd ja Bluſt und Frucht in Eynem! Frucht vom Eynanderliebhaben und das blühend Leben ſelber.

Darumb, ſo ſie den Schnabel aufthun, kommt nichts heraus als hell eitel koſtbar Red und Geſprüch, maaßen ihr Zünglein noch nit beſchwert iſt vom arg ſchweren Steine der Bedachtſamkeit, aber auch noch nit umgetriben vom böſen Winde derer Spekulation. Seynd heilige Wort, vergnüglich heilige Wort, ſo die Kindlein plappern in ihrer Unſchuld, lieben Leute! Schad, daß man ſie „naiv" heißt, als welches verbum adjectivum ärgerlich in Mißbrauch ſtehet in diſen Tagen. Aber ich ſag euch: verſtopfet eure Ohren flugs mit Wacks, (wie weiland Herr Ulyſſes bei denen Menſchern mit denen Hühnerbeinen), ſo eyn Mannsbild den Schnabel ſüße zieht und thud in Worten als ein Kindlein, das naive iſt. Iſt immer ein übel Rüchlein Vernunft und Calculation bei. Riecht nach dem Fuchs, ſothane Mannsmaulnaivetät. (Kenn beſſre Gerüche, gelt, Schaz?) Kindsſchnabelnaivetät aber riecht friſch wie Erdraich im Mayen, lieblich und herbe, wie ein geſund, rein, munter Kind ſelber. Sela!

Und nun merket wohl auf, was ich zu deme Thema weiß!

Es war umb die Zeit, als Kathrin, die ſpäter' Königin in Frank-

reich, noch nit Königin war, ſondern noch Frau Kronprinzeſſin geheißen ward, oder wie's die in Franzmannsland nennen: Madame Daulphine. War aber ihr Herr Schwiegervater, der König, ein breſthaft Mann und hatte wenig Freud an Krone und Thron, maaßen er nit gar offte auf deme Throne ſaß, vielmehr in ſeyme königlichen Bette lag, alswo es auch nit kurtzweiliger zu liegen iſt, als in eyme andren Bette (wohlgemerkt, wann Eyns alleine drin liegen muß). Die gut Kathrin aber war ein gar höflich Frauenzimmer und wußt wohl, was ſich ſchickt für eyn rechtſchaffen Schwiegertochter. Wohl wiſſende, daß der alt König eyn ſonderbar Gelüſten hätt für die gar lieblichen und kunſtraichen Schildereyen, ſo die Malersleut im Lande Italia aus der Maaßen ſchön zu werken verſtehen, recht meiſterliche Leut und gar hoch angeſehen bei Kayſern und Königen dazumal, (wie denn bemeldter König in Frankreich es nit für eyn Raub hielt an ſeyner hohen Kron, daß er mit etlichen von denen Meiſtern in Welſchland guter Freundſchaft pflog und nit gar klaine Beutlein voll eitel Dukaten zu ihne ſchickt über die Berg, als zum Exempel an den Herrn Raffaeln aus Urbin und an die Herren Primatiz und Leonhardn von Vintſch) — dieß, ſag ich (und's hat mir ſchier den Athem verſchlagen), wohl wiſſende, hat die gut Kathrin manch groß und klaine Tafel von denen welſchen Hexenmeiſtern für gut Geld gekaufft (Gott geſegn es ihr noch heut!) und deme königlichen Schwiegervater an ſeyn Bette geſtellt. War ihr aber nit immer not, ihrn Seckelmeiſter zu rufen, denn manch koſtbar Malerey ward ihr ſelber zum Geſchenk, ſintemalen ſie Eyne aus dem hochedlen Hauſe derer Medici war, die recht eigentlich an der Quelle ſaßen wo die Farben gleich auf die grundiert Lainwand laufen, im geſegneten Lande Toskanien, da die Malersleut wild wachſen, Edle und Bürgerliche aber daran noch nit genug haben, vielmehr mit vielem Fleiße und nit weniger Geld auch noch von der Fremde her

Meiſter und Geſellen der preislichen Kunſt zu kommen heißen und, wann die nit wöllen, zum mindeſt ihre ſchönſt Gemäld und Bildwerk. Alſo begab es ſich, daß Frau Kathrin aus der über alle Städte ſchönen Stadt Florenz (das heißt die blümig Stadt) eyne gar köſtlich Malerey zum Angebinde kriegte, die von keym geringern gemalen war, als Meiſter Tizianen ſelber, dem Könige derer Malersleut in der ruhmraichen Stadt Venedig und Kayſers Karln, des fünften ſeynes Namens, Leib- und Lieblingsmaler. War aber das Gemäl ein dopplet Bildnus, fürſtellende Herrn Adam und Frau Evan in Lebensgröß und gantz nach der Mode ihrer Zeit gekoſtumieret, als über die ſich alle Gelehrten eynig ſeynd, maaſſen männiglich weiß, daß die Zwei wandleten im Garten Eden angethan mit ihrer Unſchuld und verzierartiert mit nichts als lauter Anmutigkeit, die ihnen der HErr ſelber um Schulter, Bruſt und Lenden gelegt hat mit ſeyner liebraichen Hand. Wollet aber nit etwan vermeynen, daß dieß himmliſch Kleid leichtlicher zu malen ſeye, als Sambt und Seid und gülden Spangenwerk! Fragt, wenn ihr eynen habt in eurer Bekanntſchafft, der mit Pinſel und Farb handtieret, ob's nit vielmehr das ſchwierigſt ſey der gantzen Kunſt, umb der Farb willen nit minder als von wegen der bös tückiſchen Anatomia, als welche voll eitel Fährlichkeit ſteckt und tauſend Hinterliſt. Für unſern Herrn Tizian aber war juſt das das rechte Freſſen und nit mehr als freundliche Erluſtierung. Hats halt gekunnt, der Herr aus Venedig. Stellte alſo Frau Kathrin das maiſterlich Bild dem Herren König ans Bette, dem dazumalen das Wehtumb, daran er ſpäter hat ſterben müſſen, ſonderlich grimme that, und war der arm König recht froh darob. Und liebte es, gar wie man eyn lebendig Weſen lieb hat, daß er nit eyn Augenblick ſeyn wollt ohn Herrn Adam und Frau Evan. Mußten, ſo lang er Athem hatte, an ſeym Bette ſtehn, und die Herren Kämmerling und ſchönen Weibsleut bei Hof, die auch gar gerne

gewußt hätten, wie die Zwei herſchauten, mußten ſichs Maul wiſchen.

War aber doch eyn groß Weſen und Geredt umb das Bild im gantzen Schloß, dermaaſſen, daß auch Frau Kathrins Kindlein, der klein Franz und die klein Gret, davon hörten, (maaſſen Kinder eyn gut Gehör haben, auch wo die Alten vermeynen, ſie höreten beſſer nit), und wollten juſtament Herrn Adam und Frau Evan ſehn. Tormentierten drumb ihre gut und zärtlich Frau Mutter gar ſehr mit „Bitt gar ſchön" und „Sei doch lieb" und „Mammele" hin und „Mammele" her und „Warum denn nit?" und „Was iſt denn dran?" und, kurz und gut, Frau Kathrin wußt' ſich gar nimmer zu retten vor denen Plappergoſchen, bis daß ſie die Kindlein an die Hand nahm und zum Herrn König führte. (Hätt's freilich doch nit than, wenn ſie nit gar wohl inne geweſen wär, daß der königlich Herr Großvater das klein Enkelgeſind gar gerne zuweil umb ſich hatte, ohngeachtet es nit ſo ſtille war, wie Herr Adam und Frau Eva.)

Und ſprach Frau Kathrin zu ihren Kindlein, indeme ſie die zwei Ausbünd vor Herrn Tizians bunte Leinwand ſtellte: „Da, ihr Neugier miteinand! Habt Herrn Adam und Frau Evan ſchlechterdings ſehen gewöllt, — wohl, ſo ſehet ſie auch recht an!"

Das junge Blut ſtund ſtill vor lauter Geſtaun und that Herrn Tizian rechte Ehre an mit gar andächtigen, aber munteren Blicken, indeß Frau Kathrin ſich zu dem Könige ans Bette ſetzte, den es recht lieblich dünkte, zu ſehn, wie die Kindlein ſich nit rühreten und regten und ſchier ſtumm wurden vor dem Geleucht der Farben des venediſchen Meiſters.

Da vernahmen ſie ein Gewiſper. Der klein Franz wars, der ſeinem Schweſterlein, recht als es der Knaben Art iſt, einen Puff gab und ſprach: „Du, Gret, ſag, wer von den Zweyen iſt denn der Herr Adam?"

Das Gretlein aber, nit faul, antwortete flugs: „Wie kann ich das denn ſehn, du Dummrian, wo doch keins Kleider anhat von dene Zwey?"

Dieſe Antwort freute den armen kranken König baß, daß er ſeiner Krankheit eine Weile nimmer Acht hatte, uud auch Frau Kathrin entzückte ſich drob in ihrem mütterlichen Hertzen gar ſehr, daß ſie hinging und ihr Mägdlein recht aus dem Grunde küßte. Aber der Bub ging auch nit leer aus.

Dann aber lief Frau Kathrin gar eilig in ihr Schreibgeſtühl und vermeldete gen Florenz die Schnabelweisheit der kleinen Margret dem andern Herrn Großvatern. Gott lohn der guten Frau Kathrin das glücklich Mutterbrieflein heut noch! Denn, wie hätt ich euch dies wahre Märlein berichten können, lägs nit zu Florenz bei anderen Documentpapieren (die aber beileib nit all ſo luſtig und Aufſehens wert ſeynd!) im Archivio?

Nimmt mich wunders, daß noch keyn Hiſtoriographus ſichs hat beifallen laſſen, es ans Licht zu ſtellen. Seynd doch ſonſten hurtig hinter jedem Quarck her, ſo er nur alt und ſchimmlig iſt. Aber ich kenn die Knaſterbärt' wohl: Deucht ihnen zu gering, was nit aus bärtigem Maul kommbt. Seynd Leimſieder, — mit Verlaub zu ſagen.

Darumb ſolls hier ſtehn unter denen guten alten Schwänk, als ein zwar unſcheinbar Blümlein und nit gar ſo bunt wie die andern, ohngeachtet es auch nit gar eyn Schwänklein eigentlichen iſt. Stimmt aber doch zur Grundlehr aller pantagrueliſchen Weisheit. Denn, und das frag ich euch itzt ernſthaffte: Wie wollt ihr ſo hold und ſinnreich Geſchwätz aus Kindsſchnäbeln vernehmen, wenn ihr nit allzeit munter und fleißig ſeid, Kinder zu machen?

Drei Niederländer Phantasiestücke

Frei nach Gustav Kahn

I

Steingut

Herr Fridolin Petit-Gateau, Notar in der Rue des Graviliers zu Paris, beſchloß eine Unterredung, zu der Herr Cyprian Barballe eigens auf ſein Studierzimmer gekommen war, alſo: „Außer dieſen achtzehnhundert Franken Lebensrente und den zehntauſend Franken Kapital netto aller Koſten, ſowie außer ſeinem Hauſe in Cardycke hinterläßt und vermacht Ihnen Ihr Onkel Herr J. van Turlure fernerhin dieſen verſchloſſenen Brief, der vom Erblaſſer meinem Kollegen van Coppegheim anvertraut und von dieſem wiederum mir eingeſchrieben zu dem Zwecke überſandt wurde, daß er Ihnen aus meiner vereidigten Hand übergeben werde. Was mag er wohl enthalten? Gutes oder Böſes? Will ſagen: Kapitalien oder einen Erblaſſerwitz? Ich habe jetzt die Ehre, Sie der Überraſchung zu überlaſſen."

— „Erlauben Sie, daß ich öffne."

— „Nun?"

„Da," ſagte der Erbe, „das iſt alles."

— „Oh — ich bin nicht indiskret und auch nicht neugierig."

— „Ach, Herr Petit-Gateau, hier gibt's keine Sekreta. Moneta aber auch nicht. Bloß ... nun, urteilen Sie ſelbſt! Der ſelige Onkel ſchreibt:

Lieber Neffe!

Vernehmen Sie im folgenden eine meiner Willensäußerungen. In dem Sommer, der dem Tage folgt, wo Sie in den Beſitz dieſes Briefes kommen, reiſen Sie nach Cardycke ab. Herr van Coppegheim, Notar in dieſer Stadt, wird Ihnen dort ein Schlüſſelbund übergeben. Darin befindet ſich neben gewöhnlichen Schlüſſeln auch ein ungewöhnlicher. Sie werden ihn ohne weiteres an

ſeinem krauſen Barte erkennen. Dieſer Schlüſſel gehört zu dem Eckſchrank, der rechts im Rauchzimmer ſteht. Sie werden den gleichfalls ſogleich erkennen, obwohl Sie noch niemals in dieſem Hauſe waren, denn auch er iſt von ungewöhnlicher Art. Sie ſehen auf ihm ein Geſtell aus geſchnitztem Holze und darauf eine kleine Galerie fürſtlicher Charakterköpfe, die ſich Ihnen hier als leere Pfeifenköpfe aus gut angeſchmauchtem Porzellan präſentieren. Machen Sie ſich bitte keine unziemlichen Gedanken darüber, ſondern öffnen Sie den oben genannten Schrank. Sie werden in ihm auf dem zweiten Fach von unten eine Flaſche weißen Curaçao ſowie einen Krug Schiedamer finden; das Bordeauxglas, das daneben ſteht, iſt mein Likörglas geweſen. In dieſem Glas werden Sie zwei Drittel Schiedamer und ein Drittel Curaçao miſchen. Unſchätzbare Liköre! Dennoch werden Sie davon 4 (vier) Gläschen zu ſich nehmen. Wollen Sie, wie ich hoffe, mit dieſem Genuſſe flüſſigen Geiſtes den des wolkenförmigen verbinden, ſo nehmen Sie S. M. den König Humbert vom Geſtell und ſtopfen ihn mit Knaſter und Varinas, die Sie beide auf dem Tiſch nebenan in einer alten Palmers-Büchſe bereits gemiſcht vorfinden. Und wollen Sie auch noch Bier dazu trinken (was ich keineswegs tadeln würde), ſo tun Sie es ungeniert: aber nehmen Sie ja kein anderes Gefäß dazu, als den bunten Steinguttopf mit dem gemütlichen roten Krebs, den ein alter Vlame ſinnig darauf gemalt hat; er hält gerade einen Liter. Das Bier aber laſſen Sie ſich nirgends anders her als aus der Tulpe in Cardycke, Grande Place, kommen. Und, was die Hauptſache iſt: An jenem Abend werden Sie in dieſem meinem Rauchzimmer ſchlafen. Paſſen Sie aber hübſch auf, daß Sie nichts zerbrechen! Das übrige wird Ihnen Ihr Gewiſſen ſagen, wenn Sie eins haben, — woran ich nicht gerne zweifeln möchte.

Ihr Onkel Jakob van Turlure.

P. S. Wenn Ihre Baſe, Barbe van Turlure, der ich viel mehr als Ihnen hinterlaſſen habe, etwa den Verſuch machen ſollte, Ihnen irgend etwas abzuſchwindeln, indem ſie darüber jammert, daß ſie an kleinen koſtbaren Kinkerlitzchen, wie Nippſachen und Schmuckanhängſeln leer ausgegangen ſei, ſo ermächtige ich Sie ausdrücklich, ſie vor die Tür zu ſetzen. —

Und nun gute Nacht, lieber Neffe! Ich wünſche Ihnen wohl zu ruhen! J. v. T."

„Na," ſagte Herr Petit-Gateau, „das ſind ſo Junggeſellenſchrullen. Ich glaube, es iſt nur recht und billig, daß Sie alles tun, was er Ihnen da aufgegeben hat. Nehmen Sie an, es ſeien die Zinſen für die Erbſchaft. Der Zinsfuß iſt ja wunderlich, aber nicht hoch."

„Ich werde es tun," ſagte Cyprian; „und zwar werde ich gleich reiſen."

Er hatte gerade noch Zeit, dem Direktor der Verſicherungsgeſellſchaft „Das profitable Sterben", die ſeine Schreibleiſtungen monatlich auf hundert Franken taxierte, die Demiſſion eines Mannes entgegenzuſchleudern, der ſich nun ſelber verſichern konnte; fand auch noch Muße und Gelegenheit, der Dame ſeiner verlorenen Augenblicke eine kleine Aufmerkſamkeit zu Füßen zu legen; konnte ſich noch als Verwandlungskünſtler betätigen, indem er bei der „Schönen Gärtnerin" als ſchlichter Bürger eintrat und in neuer Umhüllung als eleganter Jäger im Geſchmack der komiſchen Oper wieder herauskam; gewährte ſich die Friſt, einen Abend mit einem guten Diner, einen Morgen mit einem guten Frühſtück auszuzeichnen (beides in entſprechend guten Lokalen), und erſtand ſich zu guter Letzt zur Anregung des Gemütes einen exakten Roman von Zola, zur Anregung der Bauchmuskeln einen exakten Straßenrenner. Dann fuhr er zum Nordbahnhof. Hier ſetzte er ſich in einen Waggon zweiter Klaſſe; dieſer beförderte ihn zu einem anderen,

und dieſer wieder führte ihn einem dritten zu. So kam er, langſam aber ſicher, ſchließlich auf dem Bahnhof von Brügge an, einem Bahnhof, der das Ausſehen einer Kathedrale hat, damit niemand, der in Brügge einzieht, ſei es ein Reiſender oder ein Paket, ſich ſchnöde rühmen könne, gänzlich hinter der Kirche gelaufen zu ſein in dieſem Lande der vielen frommen Nonnen, vielen lauten Glocken und vielen vollen Klöſter. Sodann brachte ihn ein kleiner Pferdebahnwagen zu einem Dampfſchiff, dieſes beförderte ihn zu einem Zollwachtſchiff, und das ſetzte ihn in Cardycke ab, wo der Wirt zur Tulpe ſich ein aufrichtiges Vergnügen daraus machte, ihm die Tür von Herrn van Coppegheims Hauſe zu zeigen. Dieſer ergriff ſogleich das fragliche Schlüſſelbund, doch unterließ er es auch nicht, Herrn Cyprian fürs erſte eine Zigarre und dann ein Glas ſüdafrikaniſchen Weines anzubieten: eines ſüdafrikaniſchen Weines, der in Wirklichkeit ſeine tropiſche Herkunft in der durch intenſive Weinkulturen ausgezeichneten Stadt Amſterdam hatte, wo er zwiſchen einem Kanal und einer ſehr leiſtungsfähigen Gewürzhandlung gewachſen war. Dann krönte er das ehrwürdige Haupt des ſeligen Onkels und Freundes ausgiebig mit dem Lorbeer preiſender Prädikate, und nun erſt führte er den Neffen als Herrn in das Haus, das bisher jenem würdigen Oheim gehört hatte. Worauf er ihm die Güte der Tulpen-Küche beteuerte und den Rat erteilte, ſich in allen Fragen des praktiſchen Lebens ruhigen Mutes dem Scharfſinne des Tulpenwirtes anzuvertrauen, der ihm fürs erſte ganz ſicher auch eine begabte Perſon für alle Hantierungen ausſuchen werde, ohne die an ein geordnetes Hausweſen und den nötigen Glanz ſeiner Stiefel nicht zu denken wäre. Die ehemalige Dienerin des Onkels nämlich hatte ſich, ſelbſt in den Rang einer Erbin aufgerückt, nach ihrem heimatlichen Dorfe zurückgezogen, um dort als beſchauliche Pflanze den Reſt ihrer Tage zuzubringen. Zum Schluß wünſchte er ihm Gutenacht, teilte ihm aber zuvor noch ausdrück-

lich mit, welch großes Vergnügen er empfinden würde, ihn wiederzusehen und ihm jede gewünschte Auskunft reichlichst zu erteilen.

* * *

Es war ziemlich spät, und im Salon war es kalt. Die Dienerin des Herrn von Coppegheim hatte gerade eine freundlichst geliehene Lampe hereingestellt. Die geschlossenen Fensterladen und die mit Schutzbezügen bedeckten Möbel mauerten Cyprian Barballe förmlich ein. Der leere Tisch mit seinem Ausdruck von Abneigung gegen den neuen Besitzer und Sehnsucht nach dem alten, ferner die große Stille, die nicht einmal durch das Ticktack einer Uhr oder das Knabbern einer Maus gestört wurde, griffen Cyprian etwas an; dies und das Gefühl des Alleinseins trieben ihn aus dem Hause in die Gastlichkeit der Tulpe. Als er sich dort gestärkt hatte, blieb er noch ein bißchen im Café, ergab sich beim Bier beschaulicher Muße, beobachtete die Rauchwolkenflüge seiner Zigarre und ließ schließlich den Tulpenwirt wissen, daß er diese Nacht in einem der Tulpenbetten zu schlafen gedächte. Der Wirt führte ihn alsbald in ein enormes Zimmer, das von Mahagoni nur so glänzte, zeigte ihm eine seltsame Art Schrank mit tiefem Bauch, der sich bei näherer Untersuchung als ein Bett entpuppte, und wünschte ihm Gutenacht und Wohlzuruhen.

Barballe war, dank einer ganzen Tagesfahrt und in seinem Zustande völliger Durchrüttelung, in der angenehmen Lage, diesen Wunsch zu erfüllen, und schlief ausgiebig, aber mit rhetorischen Begleiterscheinungen, denn er schmiedete die ganze Nacht an einem Plaidoyer, in dem er dem Direktor des „Profitablen Sterbens" auseinandersetzte, daß er einen Urlaub von mindestens einem Monat benötigte, um seinen Roman „Die kleine Elsa oder Die Primel von St. Cloud" zu Ende zu führen. Dies bewirkte, daß er beim Erwachen das behagliche Schmunzeln eines Mannes zeigte, der

ſeinen Traum belächeln darf, gemiſcht mit dem Hochgefühle eines Menſchen, der ein Blatt ſeines Lebensbuches wendet, um nun zu wirklich intereſſanten Kapiteln zu gelangen. So rieb er ſich die Hände und betrachtete dabei mit der Miene eines Eroberers ein weißes Geſchirr von fünfunddreißig Zentimetern Umfang, das die Rolle einer Kaffeekanne ſpielte, neben einem Geſchirr von zehn Zentimetern Höhe, das ſich als Milchtopf gebärdete, aber in Wahrheit eine große Schale war, ſehr tief und geräumig wie die Gemüſenäpfe, die er in ſeinem Elternhaus gekannt hatte; daneben machte ſich ein Teller mit einer Butterbrotlaſt von fünfzehn Kubikzentimetern breit. Er aß und trank, während er, der anmutig vorgebrachten Einleitung des Wirtes entſprechend, einer alten Frau, die zu ſeinem Spezialdienſt für die Tagesſtunden beordert war, ſeine Schlüſſel überreichte. Dann erklärte ihm der Tulpenwirt alles Wiſſenswerte über die Stadt. Cardycke ſei, ſo wußte er zu berichten, jetzt zwar ein ganz kleiner Ort, aber ehemals habe es mit Venedig rivaliſiert; nun, gottlob, beſſerten ſich die Geſchäfte jetzt wieder, dank einem großen Überfluß von ſehr geſuchten Runkelrüben ringsherum. Als Sehenswürdigkeit gab es hier die Spuren franzöſiſcher Kartätſchenkugeln im Südoſtwinkel des alten Stadthauſes; ferner eine alte Mühle, außerordentlich alt, müſſen Sie wiſſen, und ſchließlich bei einem Privatmann (einem Rentier, und dem Tulpenwirt in Freundſchaft verbunden) zwei ſchöne alte Delfter Vaſen. Die Poſt wurde täglich zweimal ausgetragen und expedierte nicht weniger oft. Der Bürgermeiſter, der Arzt, der Notar und ſeine Wenigkeit ſelbſt ſeien liebenswürdige Leute, die Franzöſiſch ſprächen. Man könne bei ihm alles, was man wünſche, finden, vorausgeſetzt, daß man ihn zwei Tage vorher benachrichtige. Wenn Herr Barballe ſeine Mahlzeiten aber zu Hauſe einnehmen wolle, ſo könne er ſich ganz ſeiner alten Bedienerin überliefern; ſie verſtände etwas von der berühmten alten holländiſchen

Küche und würde überdies in der Tulpe ſtets gute Ratſchläge finden.

Herr Cyprian Barballe unterbrach den Redner, um ihm anzudeuten, daß es ihm angenehm ſein würde, in dieſer Hinſicht nicht nur von den Ratſchlägen des Herrn Tulpenwirts, ſondern auch von ſeiner kulinariſchen Praxis zu profitieren. Worauf der Beſitzer der Tulpe ſogleich einen mäßigen Preis vorſchlug, den Barballe auf der Stelle annahm.

Dann gab der Tulpenwirt ſein klagendes Bedauern wegen des Ablebens von Herrn van Turlure von ſich, den er als einen ruhigen Mann und Bürger ſchilderte, der nur ein wenig zu ſtubenhockeriſch und abgeſchloſſen geweſen wäre. Zwanzig Jahre hindurch, von dem Tage an, wo Herr van Turlure gekommen war, ſich in dieſem Lande als gemachter Mann niederzulaſſen, war er täglich zwei- bis dreimal in der Tulpe erſchienen. Morgens nahm er ſtehenden Fußes und ziemlich eilig vor ſeinem Spaziergang eine Miſchung von Bittern und Genever; auf dem Rückwege ſetzte er ſich einige Minuten und leerte eine kleine Flaſche Bier, wobei er mit dem Repräſentanten der Tulpe über lokale Angelegenheiten plauderte. Wein dagegen trank er nur zu Hauſe. Abends empfing oder machte er Beſuche, ging auch wohl wiederum ein bißchen ſpazieren. Um zehn Uhr ſchickte er die Dienerin zu Bett und ſchloß ſich in ſein Rauchzimmer ein; man durfte aus guten Gründen annehmen, daß er ſo des Abends von zehn bis ein Uhr in dieſem Zimmer rauchte, aß und trank. Der Wirt ſchloß ſeine Mitteilungen mit der Verſicherung, daß er bei dem ausgezeichneten Rufe und den wohlakkreditierten Verhältniſſen des jungen Herrn glücklich ſei, für den Neffen des würdigen Greiſes ſorgen zu dürfen.

Während dieſer Zeit dachte Cyprian an all das, was man ihm vom Onkel Turlure früher erzählt hatte. Madame Barballe, geborene van Turlure, hatte von dem Onkel ein im ganzen anmuti-

ges Porträt mit nur wenigen Schattenpartien gezeichnet. Herr van Turlure war für ſie ein Muſterbruder geweſen bis zu dem Tage, wo ſie Herrn Adolf Barballe, Warenagent in Paris, Rue St. Martin, geheiratet hatte. Das Äußere des Herrn Barballe hatte ihm mißfallen, ebenſo ſeine Gewohnheit, ſeine Kunden ins Reſtaurant einzuladen, um dort Geſchäfte anzuknüpfen und abzuwickeln. Darum hatte ſich Herr van Turlure, der ſein Vermögen in der Rue du Paradis Poiſſonnières als Händler in Töpferwaren erworben hatte, von der Stadt nach ſeiner Heimat zurückgezogen, da ihn dieſe Familienverhältniſſe nicht beſonders anzogen, und ſeit einem Krach, wo ſich der Schwager ein bißchen hatte gehen laſſen, war von ihm im Hauſe Barballe nichts zu hören und zu ſehen geweſen. Als aber nach dem frühzeitigen Tode des Herrn Adolf Barballe aus der Frau Barballe eine Witwe Barballe geworden war, hatte er brüderlich geholfen, und er hatte auch zur Erziehung des jungen Cyprian beigetragen. Bevor er ſich jedoch zu dieſen Ausgaben entſchied, hatte er die Reiſe nach Paris unternommen, um ſich zu vergewiſſern, daß der junge Mann mehr ſeiner Mutter ähnele, als ſeinem Vater. Beim Tode der Mutter (Cyprian war damals achtzehn Jahre alt) hatte er ihm brieflich erklärt: erſtens, daß es unnütz ſei, ſich die Mühe von Beſuchen bei ihm zu machen; zweitens, daß er ihn für alt genug halte, um ſich durchs Leben ſchlagen zu können; drittens, daß er ihm indeſſen Hilfsgelder auszahlen laſſen würde, aber in Zwiſchenräumen und ganz nach ſeinem Belieben; viertens, daß Bitten um außerordentliche Unterſtützungen durchaus und immer zurückgewieſen werden würden. Außerdem dispenſierte er ihn, ſeinen Neffen, durchgehends von der Pflicht, ihm zu ſchreiben, ausgenommen — und das forderte er — am 27. Dezember mit der Abendpoſt, damit der Brief, der regelmäßig eine Photographie Cyprians zu enthalten hatte, ihn am 1. Januar morgens erreiche. Die Antwort war die einzige regelmäßige Poſtanweiſung,

dle Cyprian empfing, eine internationale Anweiſung, die ohne die geringſte Spur eines Briefes ankam. Und Cyprian erinnerte ſich, daß ihn auch ſeine Mutter ſchon alle Jahre zum Photographen hatte führen müſſen, um dem Onkel ſein Bild zu ſchicken, und daß ſie ihm eines Tages in ihrem Eßzimmer der kleinen Vorſtadt-Manſardenwohnung im Marais, wo ſie von den Anweiſungen des Onkels van Turlure und dem Reſte des väterlichen Vermögens lebten, geſagt hatte: „Mein armer Junge, du ſiehſt deinem Vater viel zu ähnlich; dein Onkel wird dir nicht viel hinterlaſſen.“ Doch hatte Cyprian bemerkt, daß jedesmal, wenn er an ſeinen Onkel eine kleine Auswahl von Verſen oder Proſa von ſich ſandte, es nur ſelten vorkam, daß der Monat vorüberging, ohne etwas Geld aus Holland zu bringen. Und nun ſaß er alſo ſelber hier und wußte nicht recht, was tun.

Cardycke und das Haus, wie es ſo im Scheine der Morgenſonne dalag, erſchienen ihm hübſch, nett, heimlich. Er durchſchritt den Korridor, um bis zum Garten zu gehen. Es war ſchon ein bißchen weit im Sommer. Der Garten ſchien mehr die Skizze zu einem Luſtgärtchen, als ein gut angelegter Gemüſegarten zu ſein. Hier ein entlaubtes Laubengewölbe, da ein paar große Päonienbeete. Aber das Erdgeſchoß mit den jetzt offenen Fenſterladen nahm ſich recht freundlich aus. Der Salon war nüchtern, ein kleines Eßzimmer gewann dem Empireſtil merkwürdig komiſche Wirkungen ab; aber das Rauchzimmer, das Lieblingszimmer des Onkels, verführte ihn, beſtach ihn geradezu. Es ging mit einem großen Fenſter auf einen weiten Horizont von plattem Land mit Weiden, der im Hintergrunde durch einen gleichmäßig geſpannten Vorhang von Bäumen an einem Kanal begrenzt wurde. Innen: ein viereckiger Tiſch; ein enormer Lederdiwan; ein dicker großer Schrank, oben mit Auszügen, die Kupfergriffe hatten, unten mit zwei glatten, verſchwiegenen Flügeln aus ſehr altem, im Laufe der Jahre ge-

dunkeltem Eichenholz; und rings herum, drei Wände faſt bedeckend, während eine vierte für die Tür und das Pfeifengeſtell frei war: Töpfereien über Töpfereien: irdene und porzellanene jeder Art. Er unterſchied Delfter Krüge, japaniſche Schüſſeln, Vaſen von Sèvres, Näpfe aus Stockholm und Deutſchland, Teller aus Faenza, Terrinen aus Brünn, Töpfe aus Straßburg, Wiener, Dresdener, Nymphenburger Schalen, Büchſen, Doſen — aber die ihm vom Tulpenwirt verſchaffte Alte pflanzte ſich mit einem Beſen auf der Türſchwelle auf, und er begriff, daß er heute morgen verſchwinden müſſe. Er ging weg, ſeinen Gedanken nachhängend, und mit der Abſicht, ſich durch tüchtiges Gehen Anwartſchaft auf Appetit zu verdienen. Zu einem Beſuch der oberen Räumlichkeiten des Hauſes ließ er ſich noch Zeit.

Aber, als er an der Tür der Tulpe vorbeikam, die faſt gegenüber ſeinem Hauſe lag, ſah er den vergnügten Wanſt des Wirtes lebendig werden und die beiden gekreuzten Hände ſich gegen ihn mit freundſchaftlichen Winken bewegen; ein „Treten Sie bitte ein" brachte ihn in zwei Sekunden vor ein Glas gemiſchten Bittern-Genever und einen unbekannten Herrn von der Farbe des Bittern oder eines Ziegelſteines. Der Wirt ſtellte dieſe Perſon als einen der beſten Freunde des Herrn van Turlure vor.

„Ja, mein Herr," ſagte der Unbekannte, „ich darf wohl ſagen, daß van Turlure und ich zwei Freunde waren: Freunde in des Wortes breiteſter, weiteſter Bedeutung. Das Schickſal, das uns zuſammenführte, wußte wohl, was es tat: es beabſichtigte und erreichte eine Amalgamierung von großer Dauerhaftigkeit. Wenn ich daran denke! Wenn ich daran denke! Welch ein Mann! Ach, mein Herr, welch ein Exempel von einem Manne war Ihr Onkel! Er hatte Weltanſchauung in ſich, und was für eine! Mein Herr! Ich ſcheue mich nicht, zu erklären, daß mein Vermögen von einigen Winken herrührt, die er geruhte an meinem Tiſche von ſeinen Lip-

pen fallen zu laſſen. Ihr verehrter Onkel beſaß unter einem ſtarren, kalten Äußern eine wirkliche innere Vereinigung der herzlichſten Gefühle, gemiſcht und verbunden mit einer ſchönen aufs Allgemeine gerichteten Ethik, und dazu war er, wie Sie wiſſen, ein ungewöhnlicher Kunſtliebhaber. Glauben Sie aber nicht, daß Herr Jakob van Turlure die Fülle und Tiefe ſeines Weſens nur ſo von ſich ſtreute! Ihr Onkel ſprach prinzipiell nie. Es ſollte mich wundern, wenn er Ihnen je einen Rat gegeben hätte."

— „Allerdings . . ."

— „Um einen Rat von ihm zu erhalten, war ein Kniff nötig einfach wie das Ei des Kolumbus; aber man mußte ihn ſchließlich finden, und ich habe ihn gefunden."

— „Und das war . . .?"

— „Zwei Worte: Abend und Burgunder."

— „Wieſo?"

— „Nämlich: Am erſten Tage, wo ich den Beſuch Ihres Onkels empfing — (er hatte mich gütigſt beauftragen wollen, ihm einen alten Kupferſtich wiederzufinden; denn das iſt mein Metier, ich bin Antiquar und auch etwas Kaufmann in echtem Tabak) —, alſo: da geruhte er mir irgendein paar Kleinigkeiten, Schmuck und dergl., die aus der Mode gekommen waren, zum genaueſten Preiſe abzukaufen. Außerdem forderte er als Extraleiſtung zart, aber energiſch, daß ich ihn ein wenig durch die Stadt führe. Ich tat es mit der exemplariſchen Geduld, die ich meinen Kunden gegenüber entfalte (gratis bei einem Kauf von mehr als zwanzig Gulden), und ich hatte Gelegenheit, zu bewundern, mit welchem zarten Takt Ihr Herr Onkel über die Topographie einer Stadt gewiſſe Aufklärungen zu fordern wußte, die ein anſäſſiger Mann und Familienvater nicht gern gibt. Nun, jeder Menſch hat ſeine ſchwachen Stellen, der eine da, der andere dort; Engel werden wir erſt oben, wenn wir überhaupt keine Stellen mehr haben. Alſo um

kurz zu ſein: Als ich am Abend dieſes Tages zu Bett gehen wollte, klopfte Ihr Onkel an meine Tür und ſagte: ‚Ich habe noch vergeſſen, Sie zu fragen, wo ſich der beſte Burgunder in dieſer Stadt befindet.‘

‚Genau hier,‘ antwortete ich, ‚aber ich handle nicht damit.‘

‚Hm, oh,‘ erwiderte Ihr Onkel, und ich ſah einen Schatten von trauriger Reſignation auf ſeinem Geſicht, das im übrigen regelmäßig zu nennen war, wenngleich eine gewiſſe Lachsfarbe, die Folge allzuvielen Nachdenkens auffiel. Ich habe Urſache, es für eine meiner glücklichſten Ideen zu halten, daß ich damals meiner Bedienerin läutete und mitten in meinen Laden, unter meine Silberſchnallen, ſeeländiſchen Broſchen, frieſiſchen Helme, alten Kupferſtiche, mitten zwiſchen die hübſchen Firmenſchilder meiner Zigarrenkiſten einen kleinen Tiſch hinſtellte mit einer Petroleumlampe, zwei Gläſern und einer Flaſche Pommard, ah, einem ganz verteufelten Burſchen von Pommard, wovon ich übrigens das Vergnügen haben werde, Sie das vorletzte Glas koſten zu laſſen. Und Ihr Onkel ſprach, ſprach zu mir zwiſchen zwei Havannawolken: ‚Herr van Spetekerke, Sie machen einen Fehler.‘

‚Inwiefern?‘

‚Sie füllen Ihr Lager mit koſtbaren holländiſchen Sachen und handeln damit hier: in Holland; das verrät wenig Scharfſinn.‘

‚Nun, und was würden Sie an meiner Stelle tun?‘

‚An Ihrer Stelle verkaufte ich meine holländiſchen Altertümer ins Ausland, und für hier ſammelte ich ausländiſche Antiquitäten.

‚Na, und ſehen Sie, ich habe in der Tat einen alten ſchmutzigen Kaſten von Uhr, den ich hier für hundert Sous von einem Bauern gekauft hatte, bald danach für fünfzig Franken an eine Londoner Niederlage verkauft, und ich habe hier für nichts einen Haufen alter ſchmutziger Empiremöbel gekauft, die ich einige Jahre ſpäter,

aufgeputzt und ausgebeſſert natürlich, draußen zu ſehr hübſchen Preiſen wieder losgeworden bin.'"

— „Mein Onkel war wirklich ſehr ſcharfſinnig."

— „Und dazu uneigennützig, mein Herr! Was nahm er für dieſen ſcharfſinnigen Rat, der mein Leben geändert hat, und den ich der phantaſielöſenden Kraft des Pommards verdanke? Er ſuchte ſich zuweilen ein nettes Geſchirrchen bei mir aus, das ich ihm zum Freundespreis taxierte, und er hat bei mir einen ſchönen Straßburger Steintopf gefunden, der ſein Stolz wurde. Mein Stolz war der Topf nicht, ich habe nie etwas anderes in ihm geſehen, als einen gewöhnlichen Topf, aber zu ihm ſprachen die Töpfe; wenigſtens habe ich oft genug geſehen, wie er zuweilen mit dem Zeigefinger an ihnen herumklopfte und dann andächtig lauſchte. An jenem Tage gab er mir übrigens noch einen ausgezeichneten Rat."

— „Und?"

— „Er riet mir, zurückgeſetzte franzöſiſche, engliſche und deutſche Bücher nach Gewicht zu kaufen. Ich habe davon dann eine große Menge gehabt, und, ſehen Sie, nach kurzer Zeit empfing ich Briefe: Mein Herr, ich glaube in Ihrem Schaufenſter vor einiger Zeit das Buch von Herrn ... geſehen zu haben; wollen Sie es mir ſchicken ... Und das kam immer häufiger, und die Bücher gingen ab ... Ihr Onkel war ein Mann von größtem Genie."

Dieſe Behauptung überraſchte Herrn Cyprian, aber dieſe und andere kleine Anekdoten waren ihm doch angenehm zu hören und gaben ihm willkommenes Material, ſich ein Bild von ſeinem Onkel zu modellieren.

Trotzdem war es ihm eine Erleichterung, als die Mahlzeit zu Ende war, denn im ganzen genommen wird es einem läſtig, Ariſtides fortgeſetzt den Gerechten nennen zu hören, und er ging in ſein Haus. Es ſchien ihm doch nützlich, ſeine Nachforſchungen

wieder aufzunehmen und ſich über die einzige Etage des Hauſes zu unterrichten.

Da war zunächſt ein Schlafzimmer; darin ein gewöhnliches Bett mit einer blumengemuſterten Decke nebſt zwei Stühlen und einer Kommode von moderner Arbeit; an der Wand hing ein Photographie, die ohne Frage ihn darſtellte; ſie war in der Ecke eines mächtigen Rahmens gut untergebracht; dicht daneben hing eine Art Versgebäude. Titel: An meinen Neffen Cyprian Barballe. Es hieß:

Es war ein kleines Kerlchen,
Hatte Knochen im Leib und Gras unterm Schuh,
Es war ein kleines Kerlchen,
Das lief am Tag und legte ſich nachts zur Ruh.
Tät ſich zum Eſſen ſetzen,
Den Gaumen mit Schwarzbrot letzen.
Trank Gänſewein dazu.

Es war ein kleines Kerlchen.
Jedoch kein Kapitaliſt.
Man braucht doch nicht zu ſparen, wo
Nichts aufzuheben iſt.
Hatt' einen Schlüſſel und kein Schloß,
Ein alt Hufeiſen und kein Roß,
An ſeinem Gürtel hat die Welt eine ſilberne Schnalle vermißt.

Es war ein kleines Kerlchen,
Der ſeine Wäſche auf der Wieſ'
Bei Frau Bachſtelze waſchen ließ;
Und gleich, ſobald der Sommer kam,
Er ſeinen alten Löffel nahm,
Ihn zum Goldplattkäfer zu tragen,
Der mußt' ſich mit Putzen plagen.
War'n ſeine Schuhe bös mitgenommen
(Niemalen hat er neue bekommen),
So trug er ſie zur Frau Elſter hinaus,

Die wohnt auf der zweiten Pappel drauß,
Dritten Zweig links, nah bei dem Haus
Des Herrn van Türlüre.

Es war ein kleines Kerlchen,
Der ſchlief des Nachts bei Mutter Grün
Und ſah im Traume ſegelkühn
In goldener Barke ſich fahren
Zur ſchönen Stadt Zuckerhütenheim;
Dort kehrt' er im Eſelsfelle ein,
Dem Wirtshaus mit goldener Türe
Beim Hauſe des Herrn van Türlüre.

Holla, der Onkel dachte in Verſen an mich; der Onkel machte ſich pränumerando über mich luſtig; der Onkel war fidel und ein Reimſchmied; Gott, was für ein komplizierter Onkel. Da muß man weiter ſchau'n!

Es kam nun ein Bücherzimmer, und Barballe durchforſchte es mit dem Schnüffelſinne eines Kritikers. Aber hier gab es zunächſt keine Offenbarungen, denn das freundnachbarliche Nebeneinander von Hugo, Henri Martin, Scribe, Daudet, Maupaſſant, Malot, Reiſe um die Welt und Caſimir Delavigne bot keine beſondern Aufſchlüſſe über die Pſyche des Onkels. Erſt ein Band, der neben den ihn umgebenden Pappbänden eine gewiſſe Koſtbarkeit zeigte, mußte in ihm die Idee erwecken, ihn zu öffnen. Er hieß: Punkte und Kommata. Eine gedruckte Widmung: Herrn Jakob van Turlure in Freundſchaft und Zuneigung gewidmet von Mme. Alcyon-Martin de Perruche-le-Roi; und eine geſchriebene in blaſſer Tinte: — An Jakob van Turlure ſeine Alcyonée — und dann, hinter dem weißen Blatt vorn im Buch, eine Photographie, aus der erſichtlich war, daß die Dame in den Dreißigern und zirka gegen 1875 photographiert war; das bewies die unerhörte Friſur mit den Zahnfranſen auf der Stirn. Barballe kannte, ſo bewandert er in den zeitgenöſſiſchen Katalogen war, den Namen der Mme. de

Perruche-le-Roi nicht, und er tröſtete ſich darüber erſt als er bemerkte, daß das Buch für Mme. Alcyon-Martin von der Buchdruckerei von Alcyon-Martin, Paſſage d'Aboukir in Paris, gedruckt worden war. Welchen Kredit mußte Herr van Turlure bei dem Geiſt dieſer Dame gehabt haben, daß ſie ſich auf einen Viſitenkartendrucker geworfen hatte, um ihm dieſes Denkmal ihrer Zuneigung zu liefern, das ſie jedenfalls irgendeiner Zeitung nicht eingeſandt hätte.

Das Buch ſelbſt war nicht übermäßig intereſſant. Da war ein Kampf Jakobs mit dem Engel, deſſen Bedeutung Cyprian leicht erriet; einige Lieder mit den Refrains „Turlurette, Turlurette" konnten als neckiſche Spielereien des Geiſtes hingehen; dann gab es Gedichte im Friſiermantel, Gedichte im Spitzenunterröckchen und Zigarettengedichte, aber auch Gedichte übers Heimweh gab's, wie ſie eine gut geartete Seele zu ſchreiben durchaus nicht unterlaſſen kann. Auf alle Fälle erkannte Cyprian bald, daß, wenn es ſich in dieſem Buch um einen handelte, der Er oder Mann genannt wurde, es immer Jakob van Turlure war, um den ſich die Reime drehten. All das fand Cyprian recht amüſant, und er fuhr fort, die Bücherei durchzuſehen, in der Hoffnung, dazwiſchen noch irgendeine andere merkwürdige Widmung zu entdecken, aber er fand nur noch alltägliche Bücher.

Der Abend war gekommen; die Stille hatte Cardycke überfallen. Cyprian Barballe hatte keine Luſt, nochmals in die Tulpe zurückzukehren. Er blieb in ſeinem Hauſe. Er war etwas angegriffen und fühlte ſich einſam. Halb war er erfreut, im Leben des Onkels etwas Abgeſchmacktes entdeckt zu haben, halb war er unruhig darüber, was etwa noch kommen würde, wenn er weiter im Gedächtnis der Leute des Landes blätterte und Schubladen öffnete. So trat er in das Rauchzimmer. Er mußte es ja tun; es war direkt ſeine Pflicht, hier zu ſchlafen. Und ſo tat es Cyprian, denn er beſaß ein Gewiſſen.

Er ergriff ohne weiteres und eifrig den König Humbert, ſtopfte ihn mit Tabak, hielt ein Streichholz daran und klappte dann über den königlichen Schädel, der wie ein Ätna rauchte und mit den größenwahnſinnigen Tabaksfaſern ziemlich ſtruppig ausſah, den kleinen Zinnhelm zu und vertiefte ſich in ſeine Gedanken. Dann kam er genau, den Angaben des Briefes folgſam, allen Vorſchriften nach und miſchte getreulich den Schiedamer mit dem Curaçao, wie es befohlen war: 2:1. Er hatte bei ſich beſchloſſen, daß zwiſchen jedem der vier Gläſer etwa zehn Minuten Pauſe ſein ſollten.

Das Likörgemiſch war gut, aber Humbert ſchien Barballe ziemlich mittelmäßig. Seine Majeſtät roch etwas nach Kraterſchwefel. Ich werde ihn wohl ſchlecht angeſteckt haben, ſagte ſich Barballe, leerte den Rieſenſchnauzbart, ſtopfte ihn mit Zuverſicht aufs neue, ſetzte ihm wieder ſeinen Helm auf und begann mit friſchen Kräften nochmals. Da begab es ſich aber, daß Humbert, ermüdet von dieſen widerſprechenden Anſtrengungen, ſich weigerte, zu ziehen. „Himmel Herrgott nochmal!" wütete Barballe.

Da rief eine Stimme: „Du haſt den Savoyarden nicht ausgefegt."

Die Pfeife fiel hin, Humbert brach entzwei.

„Es lebe die Kommune," rief die Stimme, „es lebe die italieniſche Revolution!"

Wäre nun Barballe ein ſchlichter, ſimpler Mann von einfachem Menſchenverſtand geweſen, ſo hätte er kurzweg gefragt: Wer iſt da! . . . oder er hätte es auch wohl in höflicher Form getan, indem er ſein Käppi abgenommen hätte: Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen? Aber Barballe war ein ſehr differenzierter Mann, und ſeit ſeinem Zuſammenkommen mit Maitre Petit-Gateau hatte er Furcht vor Dieben. Da tat er denn folgendes: Er zog langſam ſeinen Revolver aus der Taſche, mit einer unendlichen Vorſicht, und ſang dabei, wie ein vollkommen gleichmütiger Mann, oder

wie ein Mann, der ruhig zu ſeiner Uhr geht, um nachzuſehen, ob es vielleicht die Stunde für den Verdauungsſchnaps, die Poſtſtunde, oder die Geburtsminute des Papſtes, oder die Stunde zum Einnehmen iſt ... Er ſang das mutmachende Lied:

Es wirbeln die Trommeln, es ſchmettert das Horn,
Die fünften Chaſſeurs avancieren!
Der Herr Kapitän gibt dem Roſſe den Sporn,
Die Leutnants kommandieren.
En avant! En avant! En avant! En avant!
Rataplan! Rataplan! Rataplan!

Rataplan ... der Drücker iſt gezogen ... Und, ſicher, daß er geſungen hatte, ohne den Feind zu treffen, rückte Cyprian mit Wolfsſchritten gegen die Tür vor und öffnete ſie mit einem Ruck nach dem Garten zu: da lag die große Stille. Er ſchloß die Tür wieder, durchſchritt das Rauchzimmer und öffnete die Tür nach der Straße: da lag das undurchdringliche Dunkel. Er ſtieg raſch zur Etage hinauf: da lagen zuſammen Dunkel und Stille und Friede. Er ſchaute zum Fenſter hinaus: alles ſchlief, ausgenommen die Sterne. Dann ging er wieder hinunter und trat voll Mut und Tapferkeit ins Rauchzimmer.

Hm, dachte Cyprian, Humbert iſt futſch, — was ſoll ich tun?

„Nimm doch die Queen!" rief die Stimme.

„Ach, Sie ſind's, Onkel?" entgegnete der kühne Cyprian.

„Sein Onkel! Er ruft ſeinen Onkel! Gottogottogott, was für'n Nonſens!" fiſtelte die Stimme.

— „Darf ich Sie, verehrteſte Stimme, darauf aufmerkſam machen, daß Sie nicht ganz höflich ſind?"

Da kriegte die Stimme den Koller und krähte:

„Nimm die Queen, Queen, Queen!
Nimm die Queen, Queen, Queen!
Sie will ſchon wieder vom Leder ziehn.

Denn die ganze Welt, hurra,
Iſt bloß 'ne Abführpille
Für Miß Britannia."

„Du wirſt doch nicht etwa auch ſo was tun wollen, Cyprian, mein Neffe?"

— „Gott behüte und Gott bewahre! Aber um dir zu zeigen, daß du eine Stimme von nichts biſt, eine Rauchzimmerſtimme, eine Aſchenbecherſtimme, werde ich den König der Belgier rauchen."

„Congo, Congo,
Der König iſt bald irgendwo!"

erwiderte die Stimme; „viel Vergnügen, kleiner Cyprian, ich gehe weg."

— „Wo hinaus?"

— „Na, durch die Tür!"

Die Tür ging auf und gleich wieder zu.

Cyprian ergriff kühn den Revolver, öffnete wieder die Tür nach dem Garten — aber da lagen wieder bloß Stille und Dunkelheit und undurchdringlicher Schatten. Doch ſah er etwas, das ſich bewegte, und ſtürzte darauf zu. Eine Sonnenblume, die ſich im Nachtwinde wiegte. Cyprian zerbrach ſie vor Wut. Dann wartete er, den Revolver in der Fauſt. Der Effekt dieſer Herausforderung: nichts rührte ſich. Herrn Cyprian blieb nichts übrig, als wieder ins Rauchzimmer zu gehen. Er ſtreckte die Hand nach dem König der Belgier aus.

„Hopſa, du, Obacht, drück' ihn nicht, er iſt aus Pappe, der da," rief die unerfindliche Stimme.

Cyprian würdigte ſie keiner Antwort, ſtopfte Leopoldn mit Tabak voll, zündete ihn an und ſetzte ihm ſeinen Zinnhelm auf. Aber, obwohl er dies Manöver ſechsmal wiederholte, der König zog nicht.

Da fiel Cyprian ein, daß er in der Taſche eine gute Zigarre

habe, eine Havanna, man weiß nicht genau, ob in Neuilly oder Chateaurour geboren, aber auf alle Fälle eine brave Zigarre von demokratiſchem Normalmaß und von ihm mit drei Sous bezahlt. Er zündete ſie an, weil er bei dieſem Geſpenſterabenteuer ſeine Zuverſicht auf den exakten, logiſchen Geiſt ſetzte, der bei der Fabrikation dieſer Zigarre Pate geſtanden hatte. Auch ſagte er ſich: von den drei Sous, die ich dem Tabakhändler gab, wurden bei dieſer Zigarre närriſcherweiſe nur zwei Centimes für Tabak ausgegeben. Im übrigen habe ich einen Sous für die Armen, einen für die Marine, zwei Centimes für unſer ſtaunenswertes Steuerſyſtem entrichtet, und den letzten Centime teile ich zwiſchen meinem Deputierten und der bewundernswürdigen Truppe der Comédie Française. So kann ich, um mich zu verteidigen, auf meine Armen und die Flotte und meinen Deputierten und auf die Inſtitution rechnen, die man mir zu meiner Zerſtreuung übriggelaſſen hat.

In dieſem Moment, als auch gerade noch ein kurzer Windſtoß klappernd in die Fenſterladen fuhr, erhob ſich die unendliche Melodie einer tief melancholiſchen Klage aus dem Garten: ein langes Geſeufze, ein auf- und abſchwebender Ausdruck von Schmerzgeſtöhn und Hilferuf.

„Was iſt denn da wieder los?" rief Cyprian laut.

„Das", ſagte der König der Belgier, „ſind die Kohlköpfe, die ſich beklagen, daß du einen ihrer Brüder rauchſt. Du würdeſt das nicht tun, wenn du hier geboren wäreſt. So was tut man nicht im Auslande, mein Herr! Verſtehſt du mich?"

— „Herr Du meines Lebens, Teufel nochmal, ja! Ich gehe ſchlafen."

Da öffnete ſich die Tür, die auf die Treppe ging, lautlos von ſelber.

— „Nein, ich hab' mir's anders überlegt, ich gehe nicht ſchlafen, — ich gehe in die Tulpe."

„Die iſt ja ſchon zu," erwiderte die Stimme.

— „Na alſo, gut, da wir nun einmal zu zweien ſind, wie immer — ich gehe ſchlafen."

Cyprian zog ſich in eine Ecke des Diwans zurück — ſchmollend. Da hörte er auf einmal ganz deutlich atmen.

— Herrgott, das iſt doch nicht mein Atemzug!? Was für eine infame Geſpenſterwirtſchaft! Alſo in Gottes Namen, ſo trink' und rauch' ich bis zum hellen Tage!

Er beſichtigte die Fürſtengalerie und ſtopfte den Zaren. Der liebe Zar, der zog ſehr gut. Er öffnete den Schrank wieder, nahm einen Krug mit Bier heraus und trank das Bier aus einem Henkeltopf, den er auf gut Glück vom Kamin nahm.

„Danke," ſagte der Henkeltopf.

„Laß das bis nachher, mein Sohn, jetzt möchte ich trinken," bemerkte Herr Barballe.

„Aber du haſt mich ja vom Zauber befreit, du! Oh, danke! danke! danke!"

Und Cyprian ſah einen kleinen, runden Mann, feiſt, mit einem kleinen Schopf von weißen Haaren auf dem Kopf, um den Bauch eine dreifarbige Schärpe — der ihm herzlich die Hand drückte: „Danke, Cyprian, danke!"

— „Sapperlot! Aber werden Sie mir vielleicht erklären? ..."

— „Nein, durchaus nicht."

— „Setzen Sie ſich!"

— „Daß ich auch nur eine Minute noch in dieſer Baracke bleibe! Nee! Auf Wiederſehen, mein Herr!"

„Ach, du wirſt ſchon bleiben, Freundchen," rief Cyprian und wollte den Knirps bei ſeinem Haarſchopf faſſen; da duckte ſich der, um ihm zu entwiſchen, Cyprian ließ ſeine Fauſt auf den Kopf des Knirpſes fallen, und — gucke da: auf dem Tiſch lag ein zerbrochener Henkelkrug, ſonſt radikal nichts. Aber, während Cyprian

vor blödem Erſtaunen auf die Scherben glotzte, klang's von hinten aus dem Garten her: „O danke, danke, Cyprian, o danke, danke, danke!"

„Ach, ich war ſo ruhig im ‚Profitablen Sterben', " ſeufzte der glückliche Erbneffe.

„Sei geſcheit und bleib da," ſagte die Stimme.

— „Hundert pro Monat war allerdings dürftig."

„Na, und ob!" bekräftigte die Stimme.

— „Hören Sie mal, meine verehrteſte Stimme, wollen Sie ein Glas Bier haben?"

— „Faſſen Sie es nicht als Weigerung auf, aber ich kann es nicht vor Erfüllung einer kleinen Formalität."

— „Na, und?"

— „Nimm von dem Eckgeſtelle rechts bei den Pfeifen die große chineſiſche Porzellanfigur, dieſen glitzerblitzer-weißen ekligen Ölgötzen, ja, den da, wo du biſt, und zerbrich ihn."

„Zerbrich ſie nicht, die ſchöne Figur," rief eine tiefe Stimme.

— „Höre nicht auf dieſen Schurken, dieſes Monſtrum, dieſen Hanswurſt!"

— „Höre nicht auf dieſe gewiſſenloſe Stimme, die dich nur verſuchen will!"

— „Höre nicht auf dieſes plumpe Weſen, das dich nun bald zwei Stunden zum Narren hat!"

— „Ah, ah, du wirſt doch nicht behaupten, daß das meine Stimme iſt?"

Cyprian kannte ſich nicht mehr aus. Er fragte höflich, aber beſtimmt:

„Wo biſt du, Baß?"

— „Hier, bei der Uhr."

— „Und du, ſanfter Sopran, ſein Widerſacher?"

— „Ihm gegenüber, in dem kleinen Senftöpfchen aus Caux."

Cyprian erhob ſich, ſuchte die beiden Gegenſtände und ſetzte ſie nebeneinander auf den Tiſch; dann ſtopfte er ſeinen Zaren und ſuchte auf dem Schranke drei Pinten, recht einfache, die nicht das Ausſehen ſprechender Pinten hatten, drehte ſie vorſichtig nach allen Seiten um, und dann, als er nahezu ſicher war, daß es nur einfache Töpferware ſei, füllte er ſie, ſetzte eine vor den Senftopf, die andere vor den Ölgötzen, nahm ſeine am Henkel und ſagte: „Stoßen wir an! Proſit, meine Herrſchaften!"

„Anſtoßen? mit ihm? niemals!" ſagte der Senftopf.

„Um ſo ſchlimmer; ich trinke!" ſagte der Ölgötze.

Er breitete ſeine Porzellanarme aus, ſtieß an, ſchlürfte ein, leerte die Pinte und ſetzte ſie nieder mit den Worten: „Das iſt lange her, daß mir das paſſiert iſt, und Gott weiß, ob ich Durſt bekommen habe, wenn ich deinem Onkel beim Trinken zuſah, dieſem gottloſen Verbrecher von Onkel."

— „Gottlos? Verbrecher? Schlechterdings albern, ihn ſo zu nennen; er war nur kein Dummkopf, wie Sie."

Der Ölgötze ſchüttelte den Kopf und wiegte ihn von links nach rechts. Cyprian hielt die Hand hin, um den Mechanismus zu ſtudieren, aber der Senftopf rief: „Achtung, du zerbrichſt ihn" — und Cyprian zog die Hand zurück.

„So ſind die Menſchen," ſagte Cyprians Pinte, die ſprechen konnte, weil ſie leer war, „ſo knechtſchaffen wie möglich. Man ſagt ihnen, wenn ſie Porzellan vor ſich haben und wollen es anrühren: das zerbricht — und flugs ziehen ſie aus angeerbtem Reſpekt vor Tafelgeſchirr die Hand zurück. Die werden ſobald keine Revolution machen; was, Marianne?"

— „Das verſteht ſich."

— „Wo iſt die Marianne?"

„Such' ſie, Idiot!" ſagte die Pinte.

Cyprian wurde wütend und ſchleuderte die Pinte gegen die Mauer.

— „Die Erklärung der Menſchenrechte iſt angetaſtet! An— ge—taſ—tet in ihrer mnemoniſchen Schüſſel von Rouen! Makkaroni, wer will Makkaroni, kleine Makkaroni, wer will Makkaroni, roni, roni, wer will Makkaroni?!“

— „Ja Donnerwetter, bin ich denn in einem Narrenhauſe hier?“

„Hier, hier, hier, Sie Träumer,“ ſagte der Senftopf aus Caur, „ſind Sie in Ihrem Hauſe, dem Palazzo van Turlure, deſſen teſtamentariſcher Erbe Sie ſind. Außerdem beachten Sie gefälligſt, daß Sie mir auf die Naſe rauchen und mir den Senf ſteigen machen, ſo daß, wenn ich nicht ſo gut erzogen wäre, ich Ihnen meinen Löffel an die Backe werfen würde. Sie ſind ein widerwärtiger Patron, daß Sie nicht wiſſen, wem Sie da ins Geſicht paffen.“

Cyprian näherte ſich dem Senftopf etwas und begann ihn gewiſſenhaft einzuräuchern.

„Ah! So!? Ha! Das macht dir Zerſtreuung? Du langweilſt dich, du ödeſt dich hier, du ſtirbſt vor Angſt, und um das zu vergeſſen, qualmſt du mich ſo an? Pfui! Ár!“

Cyprian nahm den Senftopf und ſchloß ihn in den Schrank.

„Bravo!“ ſagte der Ölgötze.

Cyprian nahm den Chineſen und ſchloß ihn auch in den Schrank.

„Jetzt“, ſagte er, „werde ich ja wohl Ruhe haben!“

Der Zar, obgleich er aus ganz deutſchem Porzellan und überdies in Deutſchland fabriziert war, betrug ſich ſehr manierlich. Das Tulpenbier, trotz ſeines ausgeſprochenen Geſchmacks nach Gerſte, ließ ſich trinken. Cyprian glaubte, daß ein fünftes Glas Schiedam-Curaçao ſeiner Träumerei den nötigen Antrieb geben, noch ein Topf Bier von der Tulpe dagegen Ruhe und Sanftheit in ſein Gemüt träufeln würde. Der Selbſtherrſcher aller Reußen aber war dazu da, die endloſen Binden der Phantaſie aufwickeln zu helfen.

Cyprian verſenkte ſich in ſein Inneres und tauchte mit dem Entſchluß wieder empor, eine Rundreiſe unter dem Porzellangeſchirr zu machen, um zu ergründen, was ſie alles in ihren Bäuchen hätten. Da war es ihm, als würde im Innern des Schrankes eine Diskuſſion geführt, aber er wollte dem kein Gehör ſchenken, und um der Stimme und allen andern Stimmen, die ſich möglicherweiſe noch in den Krügen finden könnten, ſeine Gleichgültigkeit zu zeigen, nahm er eine von ihm bereits geleſene Zeitung aus der Taſche, eine wohlangeſehene Zeitung, und begann in ihr zu leſen, aber nicht lange. Vielleicht verletzte ſie ſeine Überzeugungen, vielleicht auch deckte ſie ſich zu ſehr mit ihnen; oder der Leitartikel war von Herrn von Vogué, oder Herr Alexander Hepp ſchwang allzu wilde Worte — kurz, er begann aus dem Papier kleine Dreiecke zu reißen, die unter ſeinen raſchen Fingern zu Kugeln wurden, und fing an, die Wand damit ein bißchen zu bombardieren. Waren ein paar dazu ausgeſtoßene Invektiven, ein paar biſſige Bosheiten daran ſchuld — oder hatte er die Macht, ſeine Metaphern zu verwirklichen: Tatſache war, daß ein Steinguthahn plötzlich ſeinen Schnabel aufriß und kikeriki ſchrie. Cyprian wunderte ſich nicht weiter darüber, ſondern ſchloß einfach, daß nun der Morgen für die Porzellanſachen angebrochen ſei. Und er hoffte, daß nun alle aufſtehen und an ihr Tagewerk gehen würden. Aber nichts dergleichen geſchah. Nach einer genau gezielten zweiten Kugel machte ſich der Hahn daran, ein zweites, kleines, grelles Kikeriki loszulaſſen, aber ohne viel Erfolg, denn es blieb halb in der Steingutkehle ſtecken. Und nun ſchämte ſich Cyprian, dem das etwas lächerlich vorkam, nicht, dem armen Tiere das Epitheton Trauerhahn zu verleihen, mit völliger Mißachtung des Umſtandes, daß das ja gar kein gewöhnlicher Hahn, ſondern ein kunſtgewerblicher Gegenſtand war, was ſchon ſeine graue Farbe bewies, ſowie die abnormen Dimenſionen der mittleren Kralle und das Vorhandenſein von

farbigen Perlen auf seinem Rücken. Und er ging noch weiter: er nahm einen Sou aus dem Portemonnaie und warf ihn dem unnatürlichen schlechten Musikanten an den Kopf. „Klack, ins Auge!" rief Cyprian, den Wurf beobachtend, mit Selbstbewußtsein, aber schon kam das Bedauern, denn der Hahn zersprang und ging in Scherben. Aber, famos: es rollten Goldstücke heraus.

„Alle Wetter, endlich was Reelles!" rief Cyprian.

„Aber wieso denn?" erwiderte die Stimme.

„Hoho!" lachte Cyprian und trällerte:

„Die güldenen Denare,
Die sind allein das Wahre.
Für Gold kann man sich Hähne kaufen,
Hähne, Hähne, Hä—hä—hähne
Einen ganzen Haufen."

Und, immer trällernd, raffte Cyprian die heruntergefallenen Geldstücke auf und nahm die Trümmer des Hahns in beide Hände. Da waren noch sehr schöne Gold- und Silbermünzen drin, auch Sous und Centimes, und Cyprian begriff bald, daß der Hahn eine Sparbüchse gewesen war. Aber der Mechanismus! Was hatte das Tier im Bauch?! Und voller Eifer betrachtete Cyprian die einzelnen Scherben, die einen Hahn bildeten, wenn man versuchte, sie zusammenzusetzen. Und in seinem Eifer bemerkte er nicht, daß seine Pfeife etwas nachlässig auf den Tischrand gestellt war; er stieß daran, der Zar fiel hin und zerbrach.

„Der Zar ist tot, es lebe der Zar!" rief Cyprian. Nur eine Minute, und Felix Faure war gestopft und angesteckt. Dann zählte Cyprian seine Münzen zusammen — es waren gut für einige hundert Franken.

„Hm, wenn ich auch die andern Bäuche durchforschte? Nein, nicht gleich, das wäre unzart; rauchen wir! Mein Onkel war doch wirklich ein allerliebster Mann! Onkel, Sie würden nicht übel

tun, wenn Sie die Stimme aus den Krügen ſind, ein Glas Bier mit Ihrem Neffen zu trinken."

„Kleiner Dämelack," erwiderte die Stimme, „wenn dein Onkel jemals die geringſte Luſt gehabt hätte, ein Glas Bier mit dir zu trinken, hätte er dich wohl früher in ſein Haus kommen laſſen. Du tätеſt wahrlich beſſer, ſein Andenken zu ehren, indem du ihn nicht weiterhin in ſeinem Paradies ärgerſt, wo ſein Glück dadurch getrübt wird, daß er ſehen muß, wie er zum Neffen einen Menſchen hat, der alles in Stücke ſchlägt. Man ſieht wohl, daß dir nicht immer alles zur Verfügung geſtanden hat; das merkt man an deinen Manieren und an dieſer falſtaffhaften Vertilgung von Trinkwaren."

— „Alſo mein Onkel ſind Sie nicht, allerliebſte Stimme?"

Ein Geräuſch wurde hörbar, aus dem in gewiſſen Zwiſchenräumen immer wieder das Wort Schafskopf herausklang.

— „Steingut, ärgere dich nicht! Ärgere dich nicht, chineſiſches Gefäß, Krug oder Konfektſchale; ich hielt dich bloß für meinen verehrten Onkel. Aber du, Onkel, willſt du mir nicht endlich zu wiſſen tun, wonach ich mich hier zu richten habe in dieſem Spuk- und Rauchzimmer?"

— „Der Brief, der Brief; halt dich nur an den Brief!"

Der Brief? ſagte ſich Cyprian; was denn? Ich habe doch nach dem Ritual getrunken und geraucht? So, und jetzt lege ich mich auch noch vorſchriftsmäßig aufs Kanapee ſchlafen. Der Brief ſchreibt nichts wegen des Lichts vor, das ich alſo einfach ein klein wenig niederſchrauben werde. Und dann will ich doch ſehen, ob ein Pariſer nicht auch zwiſchen irdener Ware ſchlafen kann, wie ein Murmeltier. Und er ſummte vor ſich hin:

„Schlaf wohl, Marie,
Schlaf wohl und zieh
Dein rundes Knie

Bis zu den Hemigloben
Dort oben.“

Er aber zog ſeine Stiefeletten aus, legte ſeine Jacke ab und ſtreckte ſich angekleidet hin.

„Gute Nacht, Porzellanbande!“ gähnte er.

„Gute Nacht, gute Nacht!“ kicherte es.

Er verſuchte zu ſchlafen, aber ein dumpfes Geräuſch, wie wenn irgendwo irgendwas abgenagt würde, ſtörte ihn. „Ratten!“ ſagte er, „dem muß abgeholfen werden; das macht einen ſonſt nervöſer, als Gewiſſensbiſſe.“

Cyprian erhob ſich, machte die Runde durchs Zimmer, lauſchte an den Türen, den Kragſteinen; da merkte er, daß es aus der Tiefe des Büfetts kam. Er öffnete es raſch, um zu hören:

„Wenn Sie ein höflicher Mann wären, obgleich Sie nur von Steingut ſind, ſo würden Sie Mittel und Wege finden, ſich ein bißchen zu verziehen: weg von mir, wiſſen Sie; Sie beläſtigen mich. — Herr Barballe, ich rufe Sie zum Richter an; kann ich hier irgend etwas tun? Helfen Sie mir, und ſchaffen Sie mich, einerlei wohin, von dieſer Perſon fort. Die Etagere iſt ſo verſperrt, und dieſer Senftopf langweilt mich bis zum Selbſtmord.“

„Lächerliches Einohr!“ ſchrie der Senftopf.

— „Jetzt fangt ihr aber beide an, mir langweilig zu werden. Her mit euch!“

Cyprian ergriff den chineſiſchen Ölgötzen und ſetzte ihn auf den Tiſch neben die Lampe und holte dann den Senftopf hervor.

„Einen Augenblick noch; ich hätte jetzt gern eine kleinere Pfeife,“ ſagte er; „will mal ſehen, ob eine da iſt.“

Es war eine da, der König der Spanier. Er nahm ihn und murmelte: „Natürlich wird er krachen und ſtinken, denn er iſt ein Spanier.“

Dann, mit höflicher Verbeugung: „Ich frage Sie, Herr Ölgötze, haben Ew. Hochehrwürden Durſt?“

— „Nein, danke."

— „Trotzdem bin ich so frei, mir ein Glas Bier anzubieten. Nun, Porzellangötze, schwatz' dich gesund! Wer bist du?"

— „Ich bin Martin Durand."

— „Und du, Senftopf?"

— „Ich bin Alcyonée, Madame Alcyon-Martin de Perruches-le-Roi . . ."

„Komödiantin!" grinste der Götze; „während zehn Jahren bist du's zufrieden gewesen, wenn Mme. Paillard, die berühmte Näherin aus der Rue des Abesses, dir ihre Rechnungen brachte, auf denen oben zu lesen war: Debet Herr Martin Durand. Und du hast die Zunge nicht runtergeschluckt, als der Bürgermeister dich fragte: Wollen Sie Herrn Martin Durand heiraten? Aber ich, verstehen Sie, ich, ich hatte für meine Person gute Lust, als er mir die entsprechende Frage stellte, ihm zu sagen: Jawohl, aber nicht etwa aus Interesse, denn die Mitgift ist nicht gerade üppig."

— „Grober Tölpel!"

— „Ja, wirklich, ganz und gar nicht üppig, denn woraus bestand sie? Aus Ihren persönlichen Vorzügen, Madame, Ihrem bißchen Schönheit, einem korrekten Vortrag der ‚Klosterglocken' und des Lieds des Fortunio, das Sie manches liebe Mal nach meinen Ideen transponiert haben. Kurz: Sie sind Madame Durand, und damit basta!"

— „Ich bin Alcyonée, Porzellanaffe, dieselbe Alcyonée, die nur ein verächtliches Kopfschütteln für Ihr Mattenwaren-Magazin hatte, wo Sie wollten, daß ich an der Kasse säße; ja, das wollten Sie, Sie ehrenwerter, vortrefflicher Herr, der mit dem Staub seiner Strohpantoffeln handelte. Strohpantoffeln seiner Fabrikation, puh. Ahhh, Sie haben meine ewige Seele fesseln wollen, mein Genie einpacken, mich, das Wesen von Welt, mich, das Gefäß poetischen Genies, mich haben Sie sich erdreistet wie eine

Nippfigur aus dem Glasſchrank, wie ein Luxusnichtschen zu behandeln! Aber ich habe Sie als Luft betrachtet, mein Herr, und ich habe den ſcharmanten Herrn van Turlure getroffen, der mich im Sturm eroberte, den ich anbetete, den . . ."

— „Und dieſer ſelbe ſcharmante Herr van Turlure, hehe, hat Sie in einen Senftopf geſperrt, als Sie ihn eines Tages wieder zum tauſendſten Male mit den ſchönſten Stellen Ihrer Punkte und Kommas öden wollten."

— „Das war nur ein Zornanfall, den er ſicherlich bald einmal wieder gut gemacht hätte. Ach, er hatte früher ſo oft und mit ſo viel Vergnügen meinem Vortrage gelauſcht! Ich ſehe ihn noch vor mir während dieſer Rezitationen, die er oft direkt wünſchte, wie er in ſeinem großen Schaukelſtuhl lag, die Mütze über die Augen gezogen; ſogar zu rauchen hat er aufgehört, um beſſer zuzuhören, und wenn ich fertig war, dann lag auf ſeinem Antlitz die Heiterkeit der Ruhe."

— „Jawohl, weil er ſchlief."

„Nein, er ſchlief nicht! Und daß er damals in Zorn geriet, das kam daher, weil ich nicht genug Geſchmack an der Melodie ſeines Satzbaus in der Vorrede zu ſeiner Abhandlung über das Aufflaſchenziehen der Biere fand, einer Abhandlung, die heute nicht mehr aufzufinden iſt, wie ich nebenbei bemerke."

„Gut," ſagte Herr Martin Durand, „ſchwatz' nur zu! Jedenfalls hat er dich ſo an die zwanzig Jährchen in Steingut gelaſſen, weil er keine Luſt hatte, dich wiederzuſehen."

„Oh, er hat ſicherlich nur die Zauberformel vergeſſen. Die Liebe, die er für mich empfand, hatte tabula raſa in ſeinem Gedächtnis gemacht, oder vielleicht fürchtete er auch, nachdem nun einmal die langen Wochen ſeines Zornes vorüber waren — denn er war ſehr nachtragend und grollte lange, der liebe Mann — mich nicht mehr ſo ſchön und friſch wie ehemals zu finden. Vielleicht fürchtete er

auch meinen Zorn. Denn daran darf nicht gezweifelt werden: ich hätte ihm die Augen ausgekratzt. Aber nur, um nachher meine verbrecherische Torheit zu beweinen und ihn zu pflegen! Und: wie ich ihn gepflegt hätte! —"

„Hehe, geschnaubt hat er vor Zorn," konstatierte Martin Durand.

„Schon gut," schnitt Cyprian ihm die Rede ab, „aber mir ist etwas unklar. Wenn ich mir auch wohl erklären kann, wie Madame Durand zu Steingut wurde, so verstehe ich doch nicht, warum Sie ins Porzellan gekommen sind, Herr Martin Durand."

— „Ein Irrtum, mein Herr, nichts als ein beklagenswerter Irrtum. Meine Geschäfte waren gut vorwärtsgegangen; ich hätte meinen Laden verkaufen können, da wollte ich dem liebenswürdigen Herrn van Turlure danken, der mich von Eulalia, so heißt Mme. Alcyonée nämlich in Wahrheit, befreit hatte. Also, ich trete in seinen Laden; da murmelt er, kaum, daß ich ihm meinen Namen und Stand mitgeteilt habe, unverständliche Worte, und ich fühle, wie ich ganz kalt und hart werde — ich war geworden, was Sie sehen."

„Sollte es das sein, was mein Gewissen angeht?" rief Barballe aus und nahm eine ernste Miene an.

„Laß ihn, wie er ist," schrie Alcyonée, „und befreie mich; ich werde dir dafür die Verse rezitieren, die ich in meinem Senftopf konzipiert habe, und dann werde ich mich unverzüglich im Grabe mit Herrn van Turlure vereinigen, den ich noch immer liebe."

— „Schön, Kinder, sehr schön, nur habe ich gar keine Lust, euch weiterhin bei mir zu sehen; ihr seid mir ein bißchen zu schwatzhaft."

Cyprian nahm die beiden Gegenstände, öffnete die Gartentür und warf die beiden, den Ölgötzen sowohl wie den Senftopf, in den Ziehbrunnen.

— „Nun werde ich wohl Ruhe haben, denn mein Gewiſſen iſt beruhigt."

Nach einer Pauſe: „Ein Glas Bier, Onkel?"

— „Danke! Aber gut angefangen haſt du, das muß ich ſagen."

Cyprians Haare ſträubten ſich: ſein Onkel ſtand vor ihm.

— „Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie?"

— „Dir Glück wünſchen. Aber die Aufgabe hat erſt begonnen."

— „Ach, bitte, antworten Sie mir doch: ſind Sie lebendig oder tot?"

— „Betrachte mich nur ordentlich!"

— „Ich betrachte Sie unausgeſetzt. Es iſt beinahe unſchicklich."

— „Und du ſiehſt nichts Auffälliges? Wenn nichts an mir fehlt, ſo berühre mich um Gottes willen nicht; du würdeſt mich ſonſt ſofort in Rauch aufgehen ſehen. Hörſt du? Aber ſieh mich ja ganz genau an."

Cyprian hob und ſenkte die Lampe.

— „Sie! Onkel! Was haben Sie denn mit Ihrem linken Fuß gemacht?"

— „Wenn du in Dingen von Wichtigkeit etwas gebildeter und nicht bloß ſo ein Dichter wärſt mit der Naſe im Himmelblau, und wenn du dich mit ernſten Fragen beſchäftigteſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß allen Erſcheinungen immer etwas fehlt."

— „Alſo ſind Sie . . . verſtorben?"

— „Beruhige dich; das Haus iſt dein und bleibt dein."

— „Das wollte ich damit nicht ſagen, Onkel. Wirklich nicht! Aber Sie könnten mir einige vertrauliche Winke geben . . . Ja, zum Kuckuck, wo iſt er denn?"

„Hör auf dein Gewiſſen!" rief ihm eine verſchwebende Stimme zu.

— „Mein Gewiſſen? Was hat mein Gewiſſen mit all dem Tohuwabohu dieſes unglaublichen Onkels zu tun!? Eine nette Aufgabe, ein wohlkonſtruiertes Gewiſſen im Hinblick auf Porzellan

auszuhorchen. Was tun, Herrgott! Was ſoll ich mit dieſen teufliſchen Fayencen machen!"

Eine Pauſe: „Halt, ich mache alles auf gut Glück kaputt; wenn's dem Onkel nicht paßt, wird er ſich ſchon wieder einſtellen, um zu retten, was zu retten iſt."

Er zerbrach ein oder zwei Stücke — ſie gingen in Scherben wie gewöhnliche Fayencen. Das Wunderbare läßt nach, dachte er. Dann nahm er einen feſten Krug und ſtellte ihn auf den Tiſch: — „Hm. Nettes Stück, ſchöne Farbe, gute Form; ob was drin iſt?"

Ja, eine Rolle. Er öffnete ſie und fand die Worte: Für meinen Spitzbuben von Neffen. Aber er fand mehr: ein dickes engliſches Wertpapier. Holla! dachte ſich Cyprian, es lohnt, ein Inventar aufzunehmen! Und er vertiefte ſich in die Interieurs der irdenen Ware. Da gab es Sparbüchſen mit Gulden gefüllt und andere voll Zwanzig-Centimesſtücken, die ſorgfältig in Rollen gefaßt waren. Er ſchlug alles kurz und klein und notierte die Reſultate. Zuletzt entdeckte er hinter einem Henkelkrug, wo er gerade eine gedruckte Adreſſe: van Spetekerke, Antiquar, Tabakerport, Hooghſtraat, Borensburg, gefunden hatte, eine kleine Statuette, die ſehr hübſch im Ton und überhaupt was Feines war. Die unſchuldigen Augen und das Flachshaar der kleinen Perſon, das war alles ſo rein und fein und nett und lieb, daß er gleich ganz Bewunderung wurde. Oh, die kleine, hübſche Puppe! — „Kannſt du ſprechen?"

„Ja, mein Herr," antwortete die Puppe.

„Und wer biſt du?"

— „Ich kann es Ihnen nicht ſagen, mein Herr!"

— „Und wenn ich dich zerbräche, um nachzuſehen?"

— „Zerbrechen Sie mich, wenn Sie wollen, mein Herr, aber ich kann nichts ſagen."

— „Ach! Was ſoll ich da machen. Aber, du kleines eigenſin-

niges Dingschen, du beschränktes Figürchen, du, sei nur ganz ruhig, ich will dir nichts tun."

— „Ich kann wirklich nichts sagen, mein Herr," beharrte die Puppe.

— „Ich müßte dich für deinen Eigensinn eigentlich zerbrechen, Fräulein Puppe, aber du bist zu hübsch. Sie, Onkel, hat mein Gewissen gut gehandelt, indem es diesen Gegenstand nicht gleichfalls kaputt machte?"

Keine Antwort.

— „Na, dann nicht! Versuchen wir zu schlafen! Vielleicht träumt mir mein Gewissen was Gewisses vor."

Und während des Schlafs sah Cyprian mit den Augen des Traums Herrn Jakob van Turlure, wie er dicht bei seinem Bett saß und eine lange Pfeife mit weißem, potentatenlosem Kopfe rauchte. Mit dumpf sich überstürzenden Traumreden beschwor er den Onkel, ihm einige Enthüllungen und Fingerzeige und Winke, einen Ausgangspunkt zu geben.

Das flachshaarige Püppchen mit den blauen, blanken Augen betrachtete den Träumenden ironisch und platzte vor Lachen heraus.

— „Was?" sprach Cyprian im Traume, „du willst dich also auch noch mausig machen, du Puppe, du? Na wart', Schatz, du bist nicht die einzige deiner Art, ich werde dir Bescheidenheit beibringen, indem ich andere schönere Figürchen neben dich setze. Dir soll es vergehen, mit mir zu spielen . . ."

* * *

Als der Morgen kam und seine Lichtkronen über den Garten schlang, stand Cyprian mit einem bösen Kopfweh auf. Die Porzellantrümmer lagen zerstreut auf der Erde um ihn herum.

— Was, zum Teufel, ist denn das für ein Töpfermarkt? . . . Ah . . . ja . . . richtig! — Es fielen ihm die Resultate ein, und

er ging zur Schublade, wo er die Säulchen von Goldstücken, Banknoten, Zwanzig-Centimesstücken und das Rentenpapier aufgestapelt hatte: Na? Nichts?

— Nichts!

„Da haben wir's," sagte er zu sich, „der Reichtum bekommt meinem Gewissen nicht; er macht mich gründlich gewissenlos. Ich habe alles zerbrochen. O Blödsinn! Wahnwitz! O Gewissenlosigkeit! Wenn nur wenigstens das flachsblonde Püppchen noch da ist!"

Da, war es ein Sonnenstrahl, der sich amüsierte, war's noch ein Phantom — es schien Cyprian, als ob das Figürchen lachte. Er stürzte darauf zu —: „Gott, wie dumm bin ich! Ein Glanzlicht auf dem Email. Aber die Statuette ist hübsch; ich werde ihr einen guten Platz auf der Etagere geben."

* * *

Er ergriff den kleinen Nasen-König von Spanien, stopfte ihn und ging hinaus, nach dem Hotel zur Tulpe, um sich von seinen aufregenden Empfindungen durch ein gutes Frühstück zu erholen. Dort setzte er sich und griff mit der Hand mechanisch nach dem Journal, ohne zu bedenken, daß es ein holländisches war, worüber er von neuem mit der Bemerkung quittierte: „Was für ein Schafskopf ich bin!"

„Min Herr," sagte eine Stimme neben ihm, „wie haben Sie geschlafen? Wenn Sie das Journal nicht lesen, so geben Sie es mir bitte für einen Augenblick."

Es war Herr van Spetekerke in eigener Person.

Aber er las das Organ der holländischen öffentlichen Meinung nicht, sondern wandte sich lächelnd zu seinem Nachbar:

„Ja, ja, Herr Barballe, ich bin hier geblieben; ich habe auch hier geschlafen diese Nacht. Und ich habe auch Ihren Onkel gesehen."

— „Was? Ein Rendezvous mit meinem ſeligen Onkel?"

— „Mit Ihrem Onkel! Er iſt gekommen, ſeine Pfeife am Fuße meines Bettes zu rauchen."

— „Bitte recht ſehr, Herr van Spetekerke, das war am Fuße meines Bettes!"

— „Wie? Er hat Ihnen dieſe große Gunſt erwieſen?"

— „D. h. ich glaube, ich habe geträumt und Sie auch!"

— „O nein, mein Herr, das war vielmehr einer der häufigen Fälle von doppelter Reinkarnation. Machen Sie nur nicht ſo dicke Augen, und halten Sie mich bitte nicht für einen ſimpeln Kaufmann. Bitte, ich bin Kommandeur der Roſenkreuzer, und Ihr Onkel, der Tempelherr war, hielt was auf mich."

Wenn Barballe kein logiſch und kühl denkender Menſch geweſen wäre, ſein Verſtandskaſten hätte geſchwankt; er hätte vielleicht wirklich roſenkreuzeriſche Anwandlungen erfahren, aber ſo, als Mann des bald zwanzigſten Jahrhunderts, erinnerte er ſich der verſchwundenen Geldrollen und ſchaute Herrn van Spetekerke voll mitfühlender Sanftmut an.

Der aber fuhr in einem etwas weniger hohlrollenden Tone fort: „Laſſen Sie ſich jedoch ja nicht durch die Ehren, mit denen Sie mich jetzt bekleidet wiſſen, hindern, mich auch wieder als Kaufmann anzuſehen, Herr Barballe, wenn Sie das Vertrauen, das Ihr Onkel mir bewieſen hat, auf mich übertragen wollen, ſoweit ich Ihnen als Zigarrenhändler oder Antiquar, Spezialität Fayencen, ſympathiſch bin."

Fayencen. Das Wort ſchlug ein.

„Warten Sie, warten Sie!" rief Barballe und lief wie ein Beſeſſener nach ſeinem Hauſe. Er ſah hier ſeine Dienerin auf ihren Beſen geſtützt, wie ſie mit ſtrenger, ernſter Miene, eine wahre Sibylle der Ordnungsliebe, die Porzellantrümmer betrachtete. Aber ohne auf dieſen Ausdruck richterlichen Unwillens zu achten, ohne

ein Gefühl für dieſe tadelnden Blicke, die abwechſelnd Barballe und die Flüſſigkeitsgemäße auf dem Tiſche ſtreiften, ergriff er die Statuette, ſteckte ſie in die Taſche, und in drei Sätzen war er wieder in der Tulpe.

— „Herr van Spetekerke, was iſt das hier? Können Sie mir eine andere genau gleiche verſchaffen, oder mehrere andere?"

„Ich habe eine," ſagte Herr van Spetekerke mit ſcheinbar unangebrachter Feierlichkeit.

— „Wollen Sie ſie mir ſchicken? Wieviel koſtet ſie?"

„Na, na," murmelte Herr van Spetekerke, „ich habe eigentlich nicht gerade Luſt, mich davon zu trennen."

— „Oh, aber ich bitte Sie darum."

— „Das iſt für mich noch kein Grund."

— „Ich werde ſie Ihnen gut bezahlen."

Da bekam Herr van Spetekerke einen ſonderbaren Anfall. Erſt war es ein Gluckſen, dann eine Folge von juppenden Schluckern; ſchließlich begann er vor Lachen zu weinen. Der Inhalt ſeiner Taſſe mit Milchkaffee, die er zwiſchen den Fingern hielt, ſchwappte über, und ein großer Teil floß in die Weſte.

„Oh, wie ſchade," ſagte mit dem größten Ernſte Cyprian.

Herr van Spetekerke aber, nachdem er ſich wieder geſammelt hatte, erhob ſeine Stimme und ſprach: „Ich werde nachher mit dem Zollſchiff abreiſen, dann mit einem großen Dampfer fahren, dann eine kleine Eiſenbahn und ein anderes Schiff benutzen — und dann werde ich in der Stadt Borensburg ankommen, wo ich mit meinem Laden, der der ſchönſte und beſuchteſte der Stadt iſt, vorteilhaft bekannt bin. Machen Sie mir das Vergnügen, mit mir zu reiſen! Sie ſehen mir ganz darnach aus, als ob Sie eine ſchlechte Nacht verbracht hätten und einer kleinen Nervenaufbügelung bedürften. Nun, das kann weiter nicht überraſchen bei dem Klimawechſel. Alſo, nicht wahr, Sie werden zu mir kommen, wie Ihr

Onkel, werden eine Flaſche guten Burgunder trinken, wie Ihr Onkel, und wie Ihr Onkel werden Sie meine Kunſtgegenſtände betrachten. Vielleicht iſt einer dazwiſchen, der Ihnen gefällt; ich würde ihn Ihnen ſehr gut verpackt ſchicken; die Verpackung meines Hauſes ſchlägt jede Konkurrenz."

— „Nun gut, ich bin bereit."

— „So machen Sie ſich denn fertig; wir haben drei Kilometer im Wagen zu fahren, und das Schiff geht in anderthalb Stunden."

— „Dann haben wir alſo ſechsmal Zeit."

— „In Paris vielleicht; hier geht's ſchon ein bißchen langſamer."

— „Dann laufen die Pferde bei Ihnen nicht."

— „O doch, aber, wie geſagt, ein bißchen langſamer."

— „Ich will mich nur umziehen und etwas ſtadtfähig machen."

— „Das iſt nicht der Mühe wert; reiſen wir ab!"

* * *

Das dicke Pferd, das einen kleinen zweirädrigen Wagen zog, vertiefte ſich beſchaulich in die gelben Sandwindungen des Weges und hob mit philoſophiſcher Gelaſſenheit Bein für Bein, gleichſam auf der Stelle tretend und offenbar nur ſehr ungern einem Ziele zuſtrebend, das ihm wenig Reize zu bieten ſchien. Aber man kam dennoch vorwärts. (Falls nicht, wie Herr Barballe anmerkte, die Landſchaft ſo liebenswürdig war, der Karrete entgegenzukommen.) Item: es erſchienen Mühlen, Wieſen, kleine Bauernhöfe, Häuschen, und vor jedem ſtand ein biederer Mann, der ſeine Pfeife rauchte und ſeine Mütze abnahm, indem er „Guten Tag, Herr van Spetekerke" ſagte. Herr van Spetekerke aber ſprach zu ſeinem Begleiter alſo:

„Herr Barballe, glauben Sie an die göttliche Vorſicht?"

— „Nicht, daß ich wüßte!"

— „Tun Sie es doch, bitte, ja!"

„Ich finde, daß Vorsicht Fayencen gegenüber entschieden angebracht ist," scherzte der Landsmann Voltaires.

— „Fayencen? Welch ein Gedankensprung! Aber gewißlich gibt es auch eine Vorsehung speziell für Fayencen wie für Porzellan, wie für alles; es gibt unendlich viel Vorsehungen, die übrigens alle nur die Widerspiegelungen der weisen Seele vergangener Zeiten sind. Es gibt viel mehr Vorsehungen, als man glaubt."

„Ach nein?" — sagte Barballe.

— „Sie glauben nicht, Herr Barballe, wie Ihr Onkel beredt war, wenn er von der Vorsehung sprach; das war das A und O all seiner Sorgen. Er beschäftigte sich auch nur deshalb nicht viel mit Ihnen, weil er sich auf Ihre eigene Vorsehung verließ. Das hielt ihn jedoch durchaus nicht ab, Sie sehr zu lieben."

— „Na, davon habe ich in meiner Jugend nicht gerade viel bemerkt."

— „Aber jetzt."

— „Nun ja, jetzt hat er wohl an mich gedacht, wie's scheint, aber immerhin hat er doch der Vorsehung von Mme. Barbe van Turlure mehr Vergnügen bereitet, als der meinigen."

„Glauben Sie mir," sagte Herr van Spetekerke, „Sie haben das bessere Teil."

— „Oh, ich bin damit zufrieden, das Haus ist solide."

— „Sehr richtig, Herr Barballe."

— „Aber ich glaube, daß ich mit meinen Renten ein bißchen knapp sein werde."

— „Wer weiß, Herr Barballe."

So plauderten sie gemütlich miteinander, fuhren an kleinen Silberweiden entlang und kreuzten enorme weiß und rot bemalte Kremser.

— „Sie würden gern im Lande bleiben, Herr Barballe?"

— „O ja."

— „Sie haben recht, Sie tun mir wohl mit dieſem Wort."

— „Und warum? Herr van Spetekerke?"

— „Nun, ich freue mich, daß ein Sammler von altem Steingut, wie Sie es zweifellos ſein werden, ſich hier feſtſetzt. Bloß, um eine andere unglückliche kleine Statuette mitzunehmen, laufen Sie Gefahr, die eine zu zerbrechen, die Sie mit ſich führen. Das iſt ein ſchönes Symptom von Mut und Leidenſchaft. Denn Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß Fayencen oder Porzellane nicht ſo ungeſtraft reiſen können. Ihr Onkel hat darüber klaſſiſche Beobachtungen gemacht und z. B. das kümmerliche Ausſehen der Japaner und Chineſen auf Poterien des äußerſten Orients mit Seekrankheit erklärt."

— „Das iſt doch wohl etwas kühn."

— „Kühn oder nicht: es iſt wahr!"

Barballe begann zu träumen, und Herr van Spetekerke reſpektierte ſeine Träumerei.

Sie kamen in Borensburg an. Van Spetekerke trat in ſein Magazin ein, zog Barballe in ein Empfangszimmer, ließ ihn Platz nehmen und läutete. Eine Dienerin erſchien. „Pommard!" ſagte van Spetekerke gebieteriſch, und der Pommard kam in Begleitung zweier Gläſer. Herr van Spetekerke wurde feierlich und erhob die Stimme, indem er ſprach: „Trinken wir zuerſt auf die Geſundheit des Herrn van Turlure."

Herr Barballe fand das ſonderbar, kam aber ſchon nach dem erſten Schlucke von dieſem zweifellos nicht in Amſterdam geborenen Weine, der wie ein kriegeriſcher Prophet von ſeiner Seele Beſitz ergriff, in eine Stimmung, die es ihm unmöglich machte, irgend etwas ſonderbar zu finden.

So wunderte er ſich auch gar nicht darüber, daß Madame van Spetekerke mit den Worten eintrat: „So ſind Sie nun endlich da, Herr Barballe! Wie ungeduldig haben wir Sie erwartet!"

Ein zweites Glas nahm er aber doch nicht, ſondern ſagte, als der gaſtfreundliche Antiquar einſchenken wollte:

„Nein, danke, Herr van Spetekerke, ich möchte lieber die Statuette ſehen."

— „Richtig; ich dachte nicht mehr daran! Sehen wir zu! Wie iſt die Ihrige?"

— „Aber ich habe ſie Ihnen vor einem Moment gegeben."

— „Wie? Mir?"

— „Gewiß!"

„Haſt du die kleine Statuette des Herrn Barballe geſehen?" rief der Kaufmann ſeine Frau an.

— „Sie iſt hier im Empfangszimmer."

„Gehen Sie, ſuchen Sie ſie, mein Freund!" ſagte Herr van Spetekerke, und Barballe ſtürzte davon, blieb aber wie erſtarrt beim Anblick einer anmutigen jungen Dame ſtehen, die am Tiſche des Empfangszimmers, aus dem er ſoeben herausgekommen war, nähte.

— Mein Gott, dachte er ſich, was iſt das für eine entzückende Fayence!

Aber Herr van Spetekerke, der ſchon wieder hinter ihm ſtand, flüſterte ihm mit leiſer Stimme zu: „Na, wer hätte geglaubt, daß der alte van Spetekerke ſo eine hübſche Tochter hätte, wie die da? Annette, ich ſtelle dir Herrn Barballe vor, den Neffen des Herrn van Turlure. Geh, mein Kind, wir haben zu ſprechen."

— „Schön, Papa."

„Und ſo wären wir denn ſo weit!" ſagte Herr van Spetekerke.

„Wie weit?" ſagte Barballe.

— „Setzen Sie ſich an dieſen Tiſch, mein Kind, breiten Sie Ihre Finger aus, ſtill, fromm; rufen Sie die Seele Ihres Onkels an! Biſt du da, van Turlure, Jakob van Turlure, glücklicher van Turlure, kannſt du über einige Minuten verfügen? Biſt du da, van Turlure?"

Der Tiſch ſchwankt, klopft: ja.

— „Biſt du mit dem Gang der Dinge zufrieden, van Turlure?"

— „Ja."

— „Haſt du deinem Neffen, der hier iſt, nichts zu ſagen?"

— „Doch."

— „Was denn? Sprich!"

— „Sprechen Sie, Onkel! Was ſagen Sie zu alledem?"

— „Steingut!"

— „Steingut?" wiederholte Cyprian.

— „Ihr Onkel iſt ein Sonderling, aber von den beſten Abſichten beſeelt. Ich kenne ſie und weiß, was er will. Das iſt es: Steingut heißt:

Wollen Sie Fräulein Annette van Spetekerke heiraten und meine Geſchäfte übernehmen? Das war nämlich der Wunſch Ihres Onkels. Wollen Sie ihn nochmal fragen?"

— „Ja. Van Turlure, Onkel! . . . Aber nein doch! Ich habe es gar nicht nötig, ihn darum zu fragen; ich bin majorenn und Herr meiner Handlungen. Und ſo bitte ich Sie einfach um die Hand von Fräulein Annette."

Der Tiſch fing an, mit Heftigkeit zu krachen.

— „Was haſt du, van Turlure, aufgeregte Seele? Sprich, alter Freund, was willſt du?"

— „Sage meinem Neffen, er ſoll zuhören."

— „Gut, ich höre zu, Onkel; was wollen Sie? Sagen Sie!"

— „Steingut! Steingut! Steingut!"

— „Was?"

— „Steingut!"

— „Ja doch, ich weiß ſchon: Fräulein Annette! Capisco! Sie wollen andeuten, daß ein junges Mädchen zerbrechlich iſt und daß ich vorſichtig damit umgehen ſoll."

Der Tiſch bäumte ſich auf wie ein geſtacheltes Streitroß, fuhr

mit zwei Füßen Herrn Barbalie vor dem Geſicht herum und knackte die Worte hervor:

„Sie ſind ein Idiot, ein Nationaliſt, ein Pariſer, der Sohn Ihres Papas! Sie haben nicht die entfernteſte Ahnung von Steingut! Tun Sie mir den Gefallen und denken Sie künftighin ſo wenig als möglich an mich. Es würde meine Verdauung ſtören. Und ſterben Sie ja nicht zu bald! Ich bin nicht ſehr begierig darauf, Sie in der Ewigkeit zu begrüßen!"

„War er immer ſo grob?" fragte Cyprian.

„Nur manchmal," antwortete der Antiquar und wandte ſich an den Tiſch:

„Und mir haſt du nichts zu ſagen?"

— „Abſolut nichts. Störe mich gefälligſt nicht weiter."

„Gut," ſagte van Spetekerke, „er wird ſich ſchon anders beſinnen; heute abend noch wird er kommen und an meinem Tiſch ſeine Pfeife rauchen. Nun, nach ſeiner Laune!"

* * *

Am Abend desſelbigen Tages aber ſagte Annette zu Herrn Barbalie: „Werden Sie mich auch immer ebenſoſehr lieben, werden Sie mich immer ebenſo hübſch finden, wie da ich in Steingut war?"

— „Sie ſind alſo wirklich in Steingut geweſen?"

— „Wiſſen Sie es nicht mehr?"

— „So war es kein Traum?"

— „Vielleicht doch!"

— „Kleine, Süße, Zarte, Zerbrechliche, Geheimnisvolle!"

„Stein—gut!" blies es in den Lampenzylinder, und es wurde angenehm dunkel.

Ehe aber Herr Cyprian Fräulein Annette richtig hatte küſſen können, erſchien der Kommandant der Roſenkreuzer im Zimmer und rief: „Schluß, Herr Barbalie! Das Steingut gehört jetzt in

den Schrank und wir vor die Weingläſer. Pommard habe ich keinen mehr, aber noch einen Tropfen Clos-Vougeot; der iſt ebenſo gut.“

„Nicht wahr, van Turlure?“ wandte er ſich an den ſprechenden Tiſch.

„Viel zu gut für dieſen Pariſer!“ erwiderte der.

II

Der Steckenpferdpaſtor oder Das goldene Zeitalter

Herr van Spetekerke eilte auf ſeinen Schwiegerſohn, Herrn Cyprian Barballe, zu.

Ich ſagte: er eilte. Damit habe ich mich einer Übertreibung ſchuldig gemacht. Nein: er eilte nicht.

Zu eiliger Bewegung ſind Korpulenzen von dem Umfange, wie er dieſen vortrefflichen Händler mit echten Tabaken und Altertümern auszeichnete, nicht geſchaffen. Ein Bauch iſt ein Ding, das man mit gelaſſener Würde vor ſich herträgt, zumal, wenn er, wie im Falle des Herrn Spetekerke, das Produkt einer konſequent und rationell durchgeführten Mehlſpeiſediät und der Lohn für das treue Ausharren bei jenen alten, guten und gediegenen Geſchäftsprinzipien iſt, die eine Erweiterung des Kundenkreiſes immer erſt dann geſtatten, wenn das ganze, probate und gründliche Syſtem von Erkundigungen erſchöpft erſcheint, das dem ſehr löblichen Zweck dient, in dieſen reſpektablen Kreis auch nicht den Schatten einer Zahlungsunfähigkeit fallen zu laſſen.

Herr Barballe ſeinerſeits, obwohl er zwar nicht mit Leibesfülle ausgeſtattet war, nahm dennoch eine gleichfalls ruhevolle Lage ein. Er bediente ſich zu dieſem Zwecke eines Schaukelſtuhls, den er in behaglicher Horizontale ausfüllte. So bildete er auf eine anmutige Manier den lebendigen Abſchluß eines Raſenbeetes, an deſſen Rand er beſagten Schaukelſtuhl hatte ſtellen laſſen, und das (wenn man bei Raſenbeeten dieſe Partie namhaft machen darf) ſeinen Nabel mit einem ganzen Gebüſch prunkhaft leuchtender Begonien von dreifacher Füllung beſteckt hatte.

Ungleich dieſem Teile des Gartens hatte ſich Herr Barballe nicht

mit Blumen geſchmückt. Seine vollen Lippen umfingen keine Roſe, ſondern eine Zigarre.

Auch ſeine Augen beſchäftigten ſich nicht mit Blumen. Die dreifach gefüllten Begonien ſchienen für ihn nicht da zu ſein, wie auch der morgendliche Himmel ſich ſeiner Aufmerkſamkeit keineswegs zu erfreuen hatte, obwohl eine Sonne auf ihm prunkte gleich einem triumphierenden Hahne: mit einem Bauche von eitel Gold und feurigen, in Glutorange und Blau ſchimmernden Flügeln. Was dieſe hahnenmäßig feurige Sonne an Strahlen von ſich gab, war ein wahres Kikeriki; aber auch dieſes vermochte nicht das Intereſſe des Herrn Barballe zu erwecken; ebenſowenig wie die Bemühungen eines kleinen Amors, der in der Nähe einer von Efeu umrankten Laube einem Schwan die Gurgel zuſammenzupreſſen eifrig beſtrebt war, aber damit nur erreichte, daß aus dem Schnabel dieſes poetiſchen Vogels nicht etwa ein Sterbelied, ſondern bloß ein Strählchen Waſſer zum Vorſchein kam.

Die Sonne aber hatte es ſich offenbar in den Kopf geſetzt, die Gleichgültigkeit des Herrn Barballe mit Gewaltmitteln zu beſiegen, und ſo veranſtaltete ſie ſchräg über ihm in einem Dachlukenfenſter ein Prismenfeuerwerk von äußerſt reichhaltigem Programm. Es kam darin ſowohl das weiße Licht der Geiſer auf Island, wie eine ganze Folge von Phosphoreſzenzen der verſchiedenſten Schillerung vor, aber auch das Leuchten glimmenden Schwefels und majeſtätiſcher Purpurbrunſt; und als Schlußeffekt gab es ein komplettes Feuerdrama von höchſt phantaſtiſcher Erfindung. Es hatte nichts weniger zum Inhalte, als die Verbrennung eines ganzen Heeres kleiner, höchſt beweglicher Könige in roten Mänteln, die, um ihrem heißen Schickſale zu entgehen, beſagte Mäntel in der wabernden Lohe noch raſch loshakten, ehe ſie ſelber von dannen waberten: den Rändern des Lukenfenſters zu, aber von dort zurückgetrieben wurden in den flammenden Tod.

Herr Barballe machte indeſſen alle Bemühungen des erfindungsreichen Tagesgeſtirns zuſchanden und ſchenkte ſeine Aufmerkſamkeit lediglich einem großen Bogen Papier, der das krankhafte Weiß des Ausſatzes an ſich trug, dabei aber über und über von jenen Erinnerungsmalen überſät zu ſein ſchien, die die fleißigen Sommerfliegen keinem Gegenſtand erſparen, den ſie mit ihrer unerwünſchten Anweſenheit beehren.

Herr Barballe bewegte dieſen Gegenſtand, der von ferne etwa wie ſchmutziger Gips ausſah, gleich einer Fahne; bei welcher Übung der Wind, den man poetiſch Zephyr nennt, ihm ſeine Unterſtützung lieh. Herr van Spetekerke aber wohnte dem Schauſpiel als ſtummer Zuſchauer bei und war ſo in der Lage, zu beobachten, wie ſein Schwiegerſohn aus der Fahne, trotz ihres anfänglichen Widerſtrebens, nacheinander eine regelrechte Figur aus zuſammengeſetzten Rauten, dann, auf ſehr kunſtreiche Manier, eine Art Tiſchtuch, dann ein halbes Tiſchtuch, dann eine Serviette und ſchließlich ein Taſchentuch machte. In dieſem Zuſtand führte Herr Barballe den Gegenſtand ſeiner künſtleriſchen Bemühungen mit ſo, man möchte faſt ſagen: religiöſer Andacht nahe an ſeine Augen, daß Herr van Spetekerke den Verdacht, den er urſprünglich gehabt, und der ihn zu einem Vergleich mit einem in kinderreichen Familien häufigen verdächtigen Wäſcheſtück geführt hatte, ſofort aufgab und ſich damit beſchied, ganz einfach zu konſtatieren, daß ſich ſein Schwiegerſohn der Lektüre einer Zeitung widmete. Im Zuſammenhang mit dieſer Erkenntnis kam er zu der Überzeugung, daß für ihn weder als Schwiegervater noch als Kaufmann irgendwelche Nötigung, ja auch nur Ratſamkeit beſtehe, dieſe Beſchäftigung ſeines Schwiegerſohnes durch plötzliches Erſcheinen zu unterbrechen, und ſo mäßigte er denn die vorhin ſchon bereits gekennzeichnete Eile ſeines Ganges und machte überdies auch noch für eine Weile vor einer rot- und weißgefleckten Mohnblume

halt, die ſich Gott weiß wie ſtolz vor ihm im Sonnenſchein brüſtete und es dafür erleiden mußte, daß Herr van Spetekerke, ein zweiter Tarquinius, ſie mit einem Schlage der flachen Hand köpfte.

Inzwiſchen aber brachte Herr Barballe die Zeitung ſo nahe an ſeine Augen, daß man hätte glauben können, er wäre plötzlich kurzſichtig geworden. Herr van Spetekerke mußte das auffällig finden und äußerte ſein Erſtaunen auf eine ſehr vehemente Manier, indem er ſeinen Schritten plötzlich den Takt und Rhythmus verlieh, wie ihn ſonſt nur der Parademarſch preußiſcher Infanteriſten, nicht aber die Gangart eines holländiſchen Zigarrenhändlers aufweiſt. Dieſes taktmäßige, mit großer Entſchiedenheit ausgeführte Vorſchnellen der Beine brachte ihn mit Hurtigkeit in den Lichtkreis des Herrn Barballe, wo er nun aber ſofort halt machte, um ein kleines Stiefmütterchen zu pflücken, das mit allen ſeinen Augen neugierig hervorguckte und ſich, vielleicht nur Herrn van Spetekerke ausgenommen, für ſeine ganze Umgebung mit der ſchönen Einfalt bunter Blumen höchlich intereſſierte.

Herr Barballe zeigte ſich der plötzlich veränderten Situation durchaus gewachſen, indem er, ohne ſich zu erheben, durch ein ſehr geſchicktes Aufſtemmen auf den rechten Abſatz ſeinem Schaukelſtuhl derart eine Drehung gab, daß Herr van Spetekerke mit einem Schlage den Rücken ſeines Schwiegerſohnes gleichſam wie eine Landſchaft vor ſich hatte, überzogen von zahlloſen gelben Quadraten des Strohgeflechtes, darüber den Oberteil der Mütze und ein Stückchen vom Mützenſchilde, ſowie einen Streifen der Zeitung, die Herr Barballe noch immer mit Hingebung las.

Herr van Spetekerke fand kein Vergnügen an dieſer Ausſicht und lenkte daher ſeine Schritte zu einem unweit gelegenen Hühnerſtall. Im Vorbeigehen aber pflückte er eine Handvoll kleiner Johannisbeeren und warf ſie durch das Drahtgitter, hinter dem ſeine Küchenvögel gefangen waren. Die Folge war ein unendlich ſtür-

miſches Gegacker, das Peſſimiſten vermutlich als Äußerung des Kampfes ums Daſein beim Hühnervolk auslegen werden, während Optimiſten geneigt ſein dürften, in ihm den Beweis für die Dankbarkeit des Hühnergemütes zu erblicken: das dann alſo mit jenem Gegacker nur einen Lobgeſang auf die Hand von ſich gegeben hätte, die es ernährte.

Dem möge nun ſein, wie ihm wolle: gleichviel, ob das Hühnervolk im Gefühle des Kampfes oder im Überſchwange lobpreiſenden Dankes gackerte, es bereitete damit den Ohren des Herrn Barballe eine keineswegs angenehme Muſik. Es konnte vielmehr kein Zweifel ſein, daß dieſer Herr eben um des Lärmes willen ſeine Sitzbaſis von ſeinem Schaukelſtuhle entfernte, und zwar, wie es ſchien, ohne jedes Intereſſe für die graziöſe Rhythmik, in die er dieſes geſchweifte Möbel dadurch verſetzte. Er verſenkte die Zeitung in eine Taſche ſeiner Hausjacke, während er ſeine Hände in der Hoſentaſche verſchwinden ließ, und ſodann begann er, eine große Malvenpflanze mit Tabakswolken einzuräuchern.

Nun hatte Herr van Spetekerke die unbehinderte Freiheit, die Rückenanſicht ſeines Schwiegerſohnes vollkommen unbeeinträchtigt zu genießen. Der koloriſtiſche Effekt: graue Mütze, blaue Hausjacke, weiße Hoſen, rote Abſätze an den Schuhen, war ſo übel nicht. Trotzdem betrachtete Herr van Spetekerke, gegen ſeinen Hühnerſtall gelehnt, dieſes Farbennebeneinander mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke. So fern es ſeinem Schwiegervaterherzen lag, ſeinen Schwiegerſohn zu verletzen, ſo klar war es ihm, daß er die Urſache einer gewiſſen Mißgeſtimmtheit der Seele des Herrn Barballe war. Nur konnte er ſich durchaus nicht vorſtellen: warum, inwiefern und wieſo eigentlich, denn nach dem in Holland landesüblichen Tempo mußten zwei Monate Schwiegervaterſchaft als eine zu geringe Spanne erſcheinen, um dieſen Effekt als an ſich begreiflich zu erklären.

Was in aller Welt hatte den jungen, ſoliden Mann ſo aus dem Konzepte gebracht?

In dieſem Augenblicke ſchwiegerväterlichen Nachſinnens drehte ſich Cyprian Barballe um, und zwar mit einem Rucke, mit einer ſo vollkommen in ſich abgeſchloſſenen, durch nichts abgelenkten Bewegung, daß nicht einmal die Zigarre in Cyprians Mund zitterte und die Taſchen ſeiner Jacke bewegungslos hängen blieben, als ſeien ſie niemals von einer Himmelsrichtung in die andere befördert worden.

Es iſt durchaus fraglich, ob es Momentapparate gibt, die imſtande geweſen wären, dieſe kreisförmige Bewegung des linken Beines Cyprians aufnehmen zu können.

War es dieſe Bewegungsökonomie, der Herr van Spetekerke applaudierte, oder möge es ſonſt geweſen ſein, was es wollte, das ihn ſo beifallsluſtig ſtimmte: ſicher iſt, daß er in ſeine roſig fleiſchigen Hände klatſchte und mit großer Geläufigkeit rief: „Guten Morgen, Herr Schwiegerſohn, guten Morgen! Wie geht es Ihnen? Haben Sie gut geſchlafen? Haben Sie nach Wunſch gefrühſtückt?"

„Papchen!" ſagte Herr Barballe, gleichſam ohne den Mund zu öffnen, und indem er geheimnisvoll mit einem ſanften Schieben der Zunge die Zigarre aus dem einen Mundwinkel in den andern brachte.

„Papchen?! Papchen?! Was iſt denn das: Papchen?! Was ſoll denn das heißen: Papchen?! Was bedeutet denn das: Papchen?! wenn ich bitten darf?" erwiderte der Händler in echten Altertümern und Zigarren; nicht ohne Beunruhigung, Verdrießlichkeit und Argwohn, denn es war ihm ganz, als ſei ſeiner Reſpektſtellung eben ein Stoß in die Magengegend verſetzt worden.

Aber ſein Schwiegerſohn hatte ihm ſchon wieder ſeine Rückenanſicht zugewandt, und zwar wiederum mit einer Bewegung, die nicht ohne Intereſſe war, ſo daß Herr van Spetekerke überlegte,

in welche Bewegungsklasse sie wohl zu registrieren sei. Da er nun von Geschäfts wegen mit der Kunstgeschichte auf vertrautem Fuße lebte, so fiel es ihm nicht schwer, zu konstatieren, daß diese Drehung seines Schwiegersohnes am füglichsten als äginetisch zu bezeichnen wäre, und, wie er dies einmal festgestellt hatte, setzte er aus Stilgefühl sogleich das den Werken dieser Bildhauerepoche eigene Lächeln auf, hielt es treulich fest und knüpfte erst dann an seine Ansprache von vorhin an, indem er sie folgendermaßen variierte: „Guten Morgen, Herr Schwiegersohn! Darf man fragen, in was Sie heute morgen getreten sind?"

Diesmal machte der Schwiegersohn eine etwas langsamere Schwenkung auf seinen Absätzen. Bei genauem Hinsehen würde Herr van Spetekerke bemerkt haben, daß diese Langsamkeit nicht ohne einen niederträchtigen Humor war; zumal die Biegung der rechten Kniekehle meckerte förmlich vor Hohn, und die linke Kniekehle grinste ganz ungeniert: Ich habe durchaus keine Eile, die schwiegerväterliche Kniekehle zu erschauen. Der ganze schwiegersöhnliche Komplex aber sagte: „Würden Sie vielleicht die Gewogenheit haben, verehrtester Schwiegerpapa, mir zu sagen, auf was anders man bei Ihnen treten kann, als auf diesen Alleesand, der sich hier durch die Jahrhunderte fortpflanzt, in immer gleicher Mischung aus gestoßenen Ziegeln, versteinerten Korinthen und höchst sorgsam gesiebtem Meeresboden, aus dem man alle weißen Bestandteile mit allerhöchstem Fleiße ausscheidet?"

„Das ist des Landes so der Brauch, mein lieber Schwiegersohn; es war so, es ist so, und es wird, wenn der Himmel nichts dagegen hat, auch künftig so sein. Was aber haben Sie mit dieser Malve da angefangen?"

„Ich? Nichts."

„So, und das da?"

In der Tat befand sich in der Malvenblüte, eingebettet zwischen

zuſammengerollten roſigen Blättern, eine Biene, die das Zeitliche geſegnet hatte, weil ſie den Tabaksqualm nicht vertragen konnte, mit dem dieſe Blume von Herrn Barballe allzudicht umwölkt worden war.

Herr van Spetekerke entnahm ſeiner Weſtentaſche eine ganz kleine Zange und bemühte ſich langſam und überlegen, das Inſekt damit zu ergreifen und herauszuholen.

Als dies Herrn Cyprian Barballes Augen erſahen, hob er ſeine zwei Arme gen Himmel und ſuchte aufs neue ſeinen Schaukelſtuhl auf, der ſich noch immer demütig wiegte, ließ ſich aufs neue in ihn hineinfallen und nahm aufs neue die Zeitung vor ſein Angeſicht.

Herr van Spetekerke aber, nachdem er die tote Biene glücklich ergriffen und zutage gefördert hatte, näherte ſich ihm und ſprach: „Cyprian, dieſe Malven ſind wie ein Bild des Lebens. Noch leuchten ſie am oberſten Ende des Schaftes in blühender Luſt, aber gegen die Mitte desſelben Schaftes zu ſind ſie alle bereits verwelkt und runzlig. Wir aber können dabei nichts weiter tun, als unſerer alten Gewohnheit zu huldigen und dieſe Merkmale der Vergänglichkeit des Daſeins auszuſcheiden, um nicht den fatalen Anblick toter Malven zwiſchen Salatköpfen zu haben. Sollten Sie indeſſen auch über dieſen Punkt, wie über ſo viele andere, Anſchauungen hegen, die ſich mit den meinen nicht vollkommen decken, weil ſie allzuviel Originalität enthüllen, ſo . ."

Doch Cyprian biß nicht an, ſondern vertiefte ſich nur noch mehr in ſeine Lektüre.

Welcher billig Denkende möchte es auffällig finden, daß Herr van Spetekerke jetzt ein ſeeliſches Kribbeln empfand?

„Es ſcheint, daß Ihr Blatt wichtige Neuigkeiten enthält, lieber Schwiegerſohn!?" fragte er nicht ohne einige Ironie.

Cyprian grinſte: grinſte auf eine durchaus unſchickliche, invektive Manier und brach dann los: „Neuigkeiten! Neuigkeiten! Mein

verehrteſter Herr Schwiegerpapa! Dieſes Blatt da iſt in Paris am achten erſchienen. Es enthält die Nachrichten vom ſiebenten. Damit angefüllt iſt es am neunten in Belgien angekommen. Der neunte war aber ein Sonntag. Infolgedeſſen ſchickte man es nicht weiter, ſondern ließ es in der Expedition lagern. Warum lagern? Damit es den Genuß der Glockenſpiele habe und ſich an dem ſanften Schmelz der Glocken delektiere, mit denen ſich dieſe fromme Raſſe die Sonntage vertreibt. Am elften iſt es in dieſer Ihrer Stadt hier angekommen. Am elften! Um aber bis hierher in dieſe Ihre Villa zu gelangen, hat es einen ganzen Tag gebraucht, denn heute iſt der zwölfte. Der zwölfte! Und unter dieſen Umſtänden bringen Sie es über ſich, das Wort Neuigkeiten auszuſprechen, das in meinen Ohren wie der Hohn von hunderttauſend Teufeln klingen muß!? Finden Sie das liebenswürdig, Schwiegerpapa?"

„Sie beſchweren ſich da über Dinge, an denen nur Sie ſelber ſchuld ſind, mein lieber Schwiegerſohn," erwiderte durchaus milde der alſo Angeblaſene. „Sie brauchten ſich nur dazu herabzulaſſen, meine Zeitung zu leſen, und Sie würden Ihre Neuigkeiten, deren Sie ſo heftig zu bedürfen ſcheinen, immerhin etwas früher erhalten. Aber mein Blatt iſt Ihnen wahrſcheinlich nicht reichhaltig genug. Gut! Dann müßten Sie eben außerdem noch das Lokalblatt leſen, wo Sie pünktlich und prompt erfahren würden, wo es gebrannt hat. In Ihren Pariſer Journalen aber könnten Sie, wenn Sie auch noch durchaus wiſſen müſſen, was Ihre geiſtreichen Landsleute zu ſagen haben, Ihre Belehrungen nachträglich ſuchen."

„Warum Sie ſich auch noch luſtig über mich machen, Schwiegerpapa, iſt mir ein Rätſel," ſeufzte der Schwiegerſohn aus Paris.

Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Herr van Spetekerke, obwohl er bisher ohne jede Leidenſchaft geſprochen hatte, jetzt etwas derb geantwortet hätte, und Herr Cyprian Barballe würde darauf vermutlich, obwohl auch er bisher nicht eigentlich in Zorn geraten

war, ſchon um der Balance willen in einer ähnlichen Tonart geantwortet haben: da durchſchnitt ein Rhythmus von Naſallauten die Luft, der an die Muſik des Herrn Audran erinnerte, aber noch eine gewiſſe eskimoartige Nuance aufwies, alſo etwa einen Klang, wie ein Muſikſtück dieſes eminenten Tonmeiſters, das von einem Eskimokapellmeiſter eskimoniſiert worden wäre.

Es war ein Bauer, der ſingend vorüberging. Die Senſe auf ſeiner Schulter blinkerte unerträglich, und er marſchierte mit vorgeneigtem Kopfe, wie wenn er blökend einer unſichtbaren Ceres folgte, die ihn an einem Naſenring hinter ſich herzöge.

„Ein wahrer Bär!" murmelte Barballe.

„Das weiß Gott!" ſtimmte Herr van Spetekerke bei. „Ein abſoluter Bär!"

Dieſe Zuſtimmung mußte den Schwiegerſohn, wie es nicht anders ſein kann, milde ſtimmen; indeſſen bewahrte er dennoch ſeine kalte Haltung weiter.

Herr van Spetekerke aber warf einen zweiten Köder aus.

„Mein Korreſpondent in Bordeaux hat mir . . ."

„Hä? Was hat er . . .?"

„Eine kleine Statuette aus Ton geſchickt. Er hält ſie für galliſch-romaniſch."

„Das kann jeder!"

„Seine Meinung geht dahin, es ſei eine von den Statuetten, die als Amphoren gedient haben. Sie ſind ein bißchen primitiv, ja man könnte ſagen: grob in der Form, inwendig hohl und haben alle als Merkmal ungemein betonte, höchſt üppige Brüſte. Sie dienten als Weinbehälter und waren auf dem Kopfe mit einer Art Helm bedeckt, und den hat er, nicht ganz ſtilgerecht, durch einen Korkſtöpſel erſetzt. Ich denke aber wohl, daß unſer Korreſpondent in Limoges, der ſich mit der Fabrikation dieſer galliſch-romaniſchen Altertümer beſchäftigt, einen derartigen Helm auftreiben wird, ſei

es in seiner eigenen Werkstätte oder im Lager eines unserer Korrespondenten in St. Etienne oder Langres."

„Und wenn nicht dort, so ganz sicher in Reims oder Epernay," fügte mit Kennermiene Herr Barballe hinzu.

„Wollen Sie das Ding sehen, Schwiegersohn?" fragte Herr van Spetekerke.

„Aber mit Vergnügen," antwortete Herr Barballe.

Darauf gingen die beiden Herren die Gartenallee hinunter bis zu einem kleinen Pavillon aus hellem, von glasierten Ziegeln unterbrochenem Holze, in dem Herr van Spetekerke die Statuette seinem Schwiegersohn vorstellte.

„Sie hat eine starke Ähnlichkeit mit einem Kürbis," bemerkte Cyprian.

Herr van Spetekerke, statt auf diese archäologische Bemerkung einzugehen, ergriff ein Lexikon, beugte sich darüber, blätterte langsam darin herum und lachte dazu auf eine Manier, daß man keineswegs darauf schwören konnte, er lache über einen Artikel dieses Wörterbuches.

„Tortur!" murmelte Barballe.

Herr van Spetekerke tat, als wenn er sich verhört hätte, klingelte einer Magd, gab ihr auf holländisch einen Befehl und sprach, als sie mit einem Teller kleiner Törtchen zurückgekommen war:

„Bitte, bedienen Sie sich, mein Schwiegersohn; hier ist, was Sie gewünscht haben."

Herr Barballe fühlte sich geschlagen und begann mit Wut zu essen.

Indessen betrachtete Herr van Spetekerke seine Erwerbung mit träumerischen Blicken und hätte gewiß von sich gegeben, wovon er träumte, wenn nicht eben die Magd wiedergekommen wäre und die Post gebracht hätte.

Es waren auch Zeitungen darunter, aber die beiden Männer

taten, als sähen sie sie nicht, denn sie vermieden es gerne, an die kaum verrauchte Polemik erinnert zu werden.

Einen der Briefe aber las Herr van Spetekerke schnell durch, und als er damit fertig war, rief er aus: „Es ist doch wunderbar!"

„Was ist denn schon wieder wunderbar?"

„Das, was mir mein alter Freund Klumpkerkl da schreibt."

„Und was schreibt Ihnen Ihr alter Freund Klumpkerkl?"

„Ich werde es Ihnen sofort vorlesen:

Mein lieber Freund!

Als Resultut langer Anstrengungen, tiefen Studiums, weit ausgesponnener Träumereien, mühsam angelegter und kühn entwickelter Hypothesen, innerer und äußerer Erfahrungen, unermüdlicher Naturforschungen und wohl auch einiger Gelehrtheit habe ich glücklich und endlich die Achillesferse der leidenden Menschheit entdeckt und das Pflaster dafür gefunden, indem ich, kurz und gut, das goldene Zeitalter etabliert habe. — Wo? — In meinem Dorfe. — Wie? — Das sollst Du Dir selber ansehen. Ja, Du sollst des Glückes teilhaftig werden, das goldene Zeitalter leibhaftig vor Dir zu schauen und Dir darüber Rechenschaft zu geben. Ich lade Dich ausdrücklich dazu ein: doch unter der Bedingung, daß Du mir versprichst, falls es nicht nach Deinem Geschmack ist, wenigstens den anderen den Geschmack daran zu lassen.

Wenn es wahr ist, was man mir gesagt hat, daß Du einen Schwiegersohn hast, so wäre das die passendste Gelegenheit, ihn mir zu zeigen.

Womit ich verbleibe, der ich war, bin und sein werde:

Dein sehr alter Freund

Klumpkerkl, Pastor."

Van Spetekerke seufzte skeptisch: „Zu was die Nächstenliebe nicht alles führen kann! Na ja! Ich denke, wir sehen uns das

goldene Zeitalter Klumpkerkls an. Oder sind Sie auch darüber anderer Meinung?"

„Durchaus nicht. Das goldene Zeitalter sieht man nicht alle Tage."

„Dann werden wir uns also morgen aufmachen, es zu besuchen. Es liegt ganz in der Nähe. Zwei Stunden Eisenbahnfahrt, zwei Stunden Schiffahrt, und wir sind dort."

„Na also!" sagte Cyprian. „Es ist doch mal was anderes."

II.

Als sie in Moelendael, dem Pfarrdorfe Klumpkerkls, angekommen waren, begaben sich Schwiegervater und Schwiegersohn, jeder ein kleines Handköfferchen tragend, nach einem hübschen kleinen Platze, der säuberlich mit Rasen bedeckt und in genauestem Abstande mit kleinen Bäumen umstellt war.

Was ihnen dort zuerst in die Augen fiel, waren zwei Gebilde von verschiedener Art und Höhe, die nebeneinander parallel gen Himmel strebten; verschieden in der Höhe, aber hoch alle beide.

Das eine Gebilde war der Kirchturm von Moelendael, das andere ein langer Herr, der wie ein Appendix zu dem Kirchturm wirkte, sich aber sofort loslöste und mit raschen Schritten auf unsere Freunde zukam, als er deren ansichtig geworden war.

Herr Pastor Klumpkerkl war, wie es seinem Stande geziemt, durchaus in Schwarz gekleidet und überdies von einem feierlichen Staatsgebäude in schwarzer Seide überragt. Es war dem Winde ein Wohlgefallen, die Härchen dieses Zylinders zu glänzenden Windungen auf- und niederzubeugen gleich spielendem Gras auf der Weide. Durch ruhiges Hin- und Herbewegen eines Hirtenstabes von nicht besonders übermäßigen Dimensionen gab sich der Herr Pastor ein ausgeprägt friedliches und behagliches Ansehen. Als er

aber vor ſeinen beiden Beſuchern angelangt war, blieb er eine viertel Sekunde ſtehen, während welcher Zeit er ſein Geſicht noch mit einem ausgeſprochen gaſtfreundlichen Lächeln belebte und die drei Finger ſeiner Hand, die er nicht zum Halten ſeines Hirtenſtabes benötigte, an den Hut führte.

Die Schwierigkeit, dazu auch noch das gaſtfreundliche Geſicht zu machen, war nicht gering, zumal, wenn man bedenkt, daß er ja eigentlich auch noch zweier Hände bedurfte, um damit zwei Gaſtfreunde zu begrüßen. Die Gaſtfreundlichkeit ſeines Ausdruckes wollte auch ſchon einem bedenklichen Schatten über den Augen weichen, als der Herr Paſtor zu ſeiner Befriedigung bemerkte, daß auch Herr van Spetekerke und ſein Schwiegerſohn in der freien Verfügung ihrer Hände behindert waren. Zwar trug keiner von ihnen einen Hirtenſtab in der Rechten, wohl aber einen einfachen Spazierſtock, und ſie hatten überdies, wie bereits bemerkt wurde, jeder einen Handkoffer bei ſich, abgeſehen von je einer Zigarre, die ſie allerdings im Munde placieren konnten. Bei dieſer Sachlage kam man ſtillſchweigend miteinander überein, das Zeremoniell der eigentlichen manuellen Begrüßung noch eine Weile hinauszuſchieben.

Herr Paſtor Klumpkerkl bewahrte alſo ſeine freundſchaftliche und, wenn auch nicht gerade korrekte, ſo doch feierliche Haltung noch über den Zeitraum hinweg, der für Herrn van Spetekerke und ſeinen Schwiegerſohn nötig war, um ihre Handkoffer auf die Erde zu ſtellen, ihre faſt ohnehin zu Ende gerauchten Zigarren wegzuwerfen und ſich nun mit der Linken auf ihren Wanderſtab zu ſtützen. Während dieſer ſelben Zeit hatte Herr Paſtor Klumpkerkl ſeinen gewaltigen Hut ſowohl etwas gelüftet, wie auch wieder auf ſein Haupt geſetzt, und zwar ſo, daß er ein wenig ſchief, und zwar mehr zum rechten als zum linken Ohre geneigt, ſaß. Nun aber ſchob er ſeinen Schäferſtab unter den Arm und geriet dadurch in die angenehme Lage, auf die herzlichſte Manier von der Welt die

eine Hand ſeinem alten Freund van Spetekerke entgegenzuſtrecken, während er die andere mit einer gewiſſen Zurückhaltung und auf eine nicht ganz ſo ausgeſprochen verbindliche Art (auch äginetiſch gewiſſermaßen) der zweiten Perſon nahe brachte, die ihm Herr van Spetekerke nun in aller Form vorſtellte, indem er ſprach: „Mein Schwiegerſohn, Herr Barballe."

Nachdem dies Zeremoniell beendigt war, konnte Herr Klumpkerkl, frei von jeder bedenklichen Perſpektive, ſeinem Antlitz wieder den vollen Strahl des Wohlwollens und ſeiner Haltung ihre eigentliche Freiheit geben, während ſeine Freunde ihrerſeits wiederum ihre Handkoffer an ſich nahmen. Doch fiel dem Paſtor auch ein, daß ſeine Gäſte trotz ihrer vielfachen Belaſtung mit Reiſegepäck und Wanderſtab doch auch noch mit Zigarren im Munde angekommen waren, und ſo hielt er es für durchaus geboten, ihnen ſein offenes Etui hinzuhalten, was nun zur Folge hatte, daß Herr van Spetekerke ebenſo wie Herr Barballe ihre Koffer wieder niederſetzten und nicht eher wieder aufnahmen, als bis beide wiederum brennende Zigarren im Munde hatten.

Da dies auch bei Paſtor Klumpkerkl der Fall war, konnte es nicht anders ſein, als daß die drei Männer anfangs ziemlich wortlos nebeneinander herſchritten. Zuerſt gelang Herrn van Spetekerke das Experiment, mit dem Stock in der Hand die Zigarre für einen Augenblick aus dem Munde zu nehmen und die höfliche Frage von ſich zu geben: „Wie geht's, wie ſteht's?" Paſtor Klumpkerkl, der es jetzt viel leichter hatte, da ſein gewaltiger Hut nun poſitiv feſt ſaß und ihm die eine Hand, die nicht damit beſchäftigt war, den Schäferſtab zu ſchwingen, zur freien Verfügung ſtand, antwortete heiter und freundlich: „Abſolut gut, abſolut gut."

So ſchritten ſie alſo der Paſtorswohnung gemeinſam entgegen, einen leichten, duftenden Nebel holländiſcher Zigarren hinter ſich laſſend.

Wer war es nun aber, der oder die es nun bereits ganz genau und bestimmt wußte, daß zwei Fremde die Bannmeile von Moelendael überschritten hatten?

Das war Hanke, die Magd des Herrn Klumpkerkl, die mit scharfen Blicken die Hauptstraße bestrichen hatte, da es zu ihren Obliegenheiten auch sonst gehörte, ihrem Herrn über alles Mitteilung zu machen, was sich auf dieser Verkehrsader begab, während er sich in seiner Junggesellenstube seinen Tee kochte.

Und wer war es, der oder die bereits bestimmt und ganz genau wußte, daß diese beiden Fremdlinge niemand anders als Herr van Spetekerke und Herr Barbalie waren?

Das war wiederum Hanke, die längst darauf vorbereitet worden war, daß sie heute das japanische Porzellan als Teeservice zur Geltung zu bringen habe.

Und wer hatte bereits die Haustür weit und gastlich geöffnet?

Das war nochmals Hanke, die, in der Voraussicht besonderer Ereignisse, diese Handlung schon längst vorgenommen hatte, weil es ein Bestandteil ihres Ehrgeizes war, dafür zu sorgen, daß Herr Klumpkerkl niemals etwas erst zu befehlen hätte, was auch ohne Befehl geschehen konnte. So stand also die Haustür weit offen, und Kannen, Tassen und Gläser waren handbereit gestellt, auf den leisesten Wink sofort zu erscheinen. Hanke selbst aber hielt sich verborgen, wie das Fatum, das im Hintergrunde der Weltgeschichte lauert, im entscheidenden Moment hervorzubrechen.

Herr Klumpkerkl trat mit seinen Gastfreunden ein und bot ihnen unverzüglich Erfrischungen an.

„Ihr Weinchen da ist noch immer so gut, wie es von jeher gewesen ist," bemerkte Herr van Spetekerke, „aber ich denke, wir halten uns nicht bei ihm auf, sondern sehen uns sofort das goldene Zeitalter an."

„Ich verstehe Ihre Ungeduld vollkommen, lieber Freund," ent-

gegnete Herr Klumpkerkl, „aber Sie können ſich wohl denken, daß ich das goldene Zeitalter nicht in einer Schachtel bei mir habe. Das goldene Zeitalter iſt eine große Sache. Dabei vielfältig, beweglich, mit einem Zug ins Allgemeine, ſozuſagen ätheriſch; es ſchwimmt, es ſchwebt, aber in der Hoſentaſche trag' ich es nicht bei mir."

„Dennoch ſehe ich es an Ihnen, lieber Freund," ſagte van Spetekerke. „Es glänzt auf Ihrem geſunden Antlitz."

„Natürlich habe ich auch etwas davon abbekommen," bemerkte Herr Klumpkerkl, „aber um das Ganze zu bewundern, müſſen Sie ſchon eine Weile in Moelendael bleiben."

„Sehr ſchön," ſagte Herr van Spetekerke, „aber wo ſollen wir wohnen, wenn wir in Moelendael bleiben müſſen?"

„Das iſt die Frage, das iſt die Frage!" rief Herr Klumpkerkl aus und lächelte. „Das iſt die Frage!" wiederholte er und lachte. „Das iſt die Frage!" wiederholte er nochmals laut und heftig und ſetzte ſeine ſchwarze Mütze ſchief auf den Kopf. „Das iſt die Frage!" dröhnte er aufs neue und hängte ſie auf die Lehne ſeines Schlummerſtuhles. „Das iſt die Frage!" ſagte er zu ſich ſelbſt und betrachtete ſich aufmerkſam im Spiegel. „Das iſt die Frage!" wiederholte er wie abweſend und ſetzte ſich zu ſeiner ſchwarzen Mütze in den bereits genannten Stuhl. „Das iſt die Frage!" erklärte er nochmals ſehr betont und ſchlug ſich abwechſelnd auf jedes ſeiner Knie, indem er ſich in den Schlummerſtuhl zurücklegte, aber nur, um ſich plötzlich wieder nach vorn zu neigen und nochmals: „Das iſt die Frage!" auszurufen, diesmal aber in Begleitung eines grenzenloſen Gelächters, das ſeine in Stroh gehüllte Zimmerpalme in heftige Bewegung verſetzte. Dieſes gewaltige Lachen ließ die Franſen ſeiner Fenſtervorhänge tanzen, brach ſich an den gemalten Balken ſeines Plafonds, floh in hallenden Wellen die Zimmerwände hinab, beunruhigte ſeine Sammlung von Klaſſikern der Welt-

literatur und ſetzte ſich wie ein Schmetterling auf die Hand des Paſtors, die eben eine Flaſche gegen das Glas des Herrn van Spetekerke neigte, die Flaſche nach vollendeter Handlung wieder aufrichtete und ſie vor dem Glas des Herrn Barballe in einem Moment heiterer Erwartung wieder zur Neige brachte, bis auch dieſes gefüllt war.

Dann aber brach das Lachen aufs neue los, praſſelte auf die Beine ſeines Urhebers nieder, erſchütterte die Hoſenträger ſeines Urhebers, ſetzte die ſonſt unbewegliche Hängelampe ſeines Urhebers in Schwingungen und beruhigte ſich nur langſam in leiſen Wiederholungen des nun kindlich träumeriſch werdenden Ausrufes: „Das iſt die Frage!"

Da tat Herr van Spetekerke einen ſtarken Zug aus ſeiner Zigarre und ſprach: „Mein lieber Klumpkerkl, die Frage iſt . . ."

Herr Klumpkerkl aber warf ſich gegen die Lehne ſeines Schlummerſtuhls mit einer ſo ſtürmiſchen Heftigkeit, daß dieſe in die Unendlichkeit gefahren wäre, hätte ſie ihre Entſtehung nicht ſolideſter Handarbeit verdankt, und fiel ſeinem Freunde mit Majeſtät ins Wort: „Nein, die Frage iſt nicht! Es exiſtiert keine ſolche Frage, meine Freunde, denn ich habe Platz für Sie. Wohl aber würde ſie in der Tat für jeden andern beſtehen, denn in Moelendael kann niemand logieren, durchaus niemand!"

„Ausgezeichnet!" bemerkte Herr Barballe.

„Ausgezeichnet oder nicht," erwiderte Klumpkerkl, „die erſte Bedingung zur Etablierung des goldenen Zeitalters iſt die chineſiſche Mauer. Wenn ich aber um Moelendael eine wirkliche chineſiſche Mauer hätte ziehen laſſen wollen, ſo wäre das freilich mit einigen Schwierigkeiten verknüpft geweſen. Ich mußte mich gewiſſermaßen mit einer ſymboliſchen chineſiſchen Mauer begnügen."

„Ach? Und wie haben Sie das gemacht?" fragte der neugierige Pariſer.

„Sehr einfach," antwortete Herr Klumpkerkl, „indem ich die Entstehung eines Hotels in diesem Orte nicht begünstigte. Den Fremden ist es zwar erlaubt, Moelendael zu passieren, nicht aber, hier zu wohnen. Auf diese Weise habe ich die Erfahrung isoliert."

„Hm!" meinte Herr Barballe, „das läßt sich hören. Aber von da bis zum goldenen Zeitalter ist doch wohl noch ein Schritt."

„Nicht bloß einer, mein Herr," sagte mit Betonung Herr Klumpkerkl, „sondern eine ganze Anzahl. Aber Sie werden schon sehen."

„Und wann?" seufzte Herr van Spetekerke, der, da sein Kopf ganz mit Altertümern erfüllt war, sich das goldene Zeitalter ungefähr wie eine etrurische Vase oder eine pompejanische Wandmalerei vorstellte.

„Nur Geduld," erwiderte Herr Klumpkerkl, „wenn es so weit ist, wird es so weit sein. Augenblicklich arbeitet das Dorf; es rackert sich nicht ab, aber es arbeitet. Bis es damit fertig ist, können Sie nichts Besseres tun, als davon überzeugt sein, daß Sie alles mit eigenen Augen sehen werden. Ich garantiere es Ihnen." Und er schüttelte sich neuerdings vor Lachen.

Herr van Spetekerke und sein Schwiegersohn rauchten Zigarren. Als Herr Klumpkerkl sah, wie lebhaft sie sich bemühten, die bescheidene Höhe seines Wohnraumes mit blauen und grauen Ringen zu bevölkern, beschloß er, sich seinerseits mit besonderer Intensität daran zu beteiligen. Und so entnahm er einer Holzetagere, auf der sich eine ganze Garnitur aufrechtstehender Pfeifen nebeneinander befand, eine Tonpfeife von hervorragenden Qualitäten. Es war die Favoritin unter den Klumpkerklschen Pfeifen, was man schon daran erkennen konnte, daß ihr Kopf sich unter dem Schmiedefeuer, das ihr Herr in ihr zu erzeugen vermochte, vollständig geschwärzt hatte. Ein zierliches Drahtgitter diente dem Kopfe zum Deckel, während das überaus lange Rohr seine schlanke Grazie in unverhüllter Nacktheit zeigte, eine Grazie, die so zart war, daß sie

den Eindruck einer fortwährenden Gefahr hervorrief. Aber nicht nur zart war die Pfeife des Herrn Klumpkerkl, sondern auch stark, und sie war in den Händen eines geschickten Streiters, der in der Art, wie er sie führte, gleichfalls Stärke und Zartheit an den Tag legte.

Als sich so viel Rauch zusammengeballt hatte, daß man nur noch ganz allgemein die Gegend vermuten konnte, in der sich (wenn er nicht inzwischen fortgegangen war) Herr Klumpkerkl befinden mußte, ließ Herr van Spetekerke die Bemerkung im Nebel fallen, daß das goldene Zeitalter zweifellos sehr schön gewesen sei.

Ein Riß in den Wolken, und man sah ein von Malice leuchtendes Auge, in dem ein Blick des Herrn Klumpkerkl zu versichern schien: zweifellos. — Im übrigen äußerte sich der Pastor von Moelendael zu dieser Angelegenheit durch eine doppelte Ladung von Tabaksqualm, die sofort den Wolkenriß wieder stopfte.

„Ja," so nahm Herr van Spetekerke seine Rede wieder auf, „es muß wirklich sehr schön gewesen sein. Im Vordergrunde stelle ich mir das dunkelblaue Meer vor, und zwar ganz angefüllt mit leuchtenden weißen Meerschäfchen, die von Tritonen gehütet wurden unter dem sanften Getön einer Instrumentalmusik, die ohne jede Leitung durch einen Kapellmeister vor sich ging. In diesem Orchester der Freiheit bliesen die Tritonen das Meermuschelhorn, während die Nereiden die süßesten Töne aus einer Art Flöte herauslockten, die aus unzerreißbarem Papyrus durch Umwicklung mit großen Meerwasserpflanzen hergestellt war. So setzte sich diese Musik zusammen aus den gegensätzlichen und doch harmonisch miteinander vermählten Rufen der Kraft und Zartheit. — O selige Zeit! O glückliche, gebenedeite Epoche, die man nicht genug bewundern kann. In den Feldern übten freundliche Tiger die Ackerpolizei aus, um mit Sanftmut und gütigem Zureden die Kaninchen davon fernzuhalten, die sonst die Ernte hätten beeinträchtigen kön-

nen. An jedem Dorfbrunnen befanden ſich, wie ich mir habe ſagen laſſen, vier authentiſche vorgeſchichtliche Steintöpfe, aus denen beim leiſeſten Druck auf einen Knopf Milch, Wein, Bier und der gute Branntwein floß, dieſe vier Marksteine menſchlicher Kultur. Die Knöpfe, auf die man drückte, waren vermutlich ſchön bearbeitete Edelſteine, denn in dieſer Zeit der Unſchuld, wo alle Welt nur mit ein paar Juwelen bekleidet war, während man dieſes edle Material in der Architektur geradezu verſchwendete, wird man ſicher auch zu dieſem Zwecke nichts anderes als Rubine, Smaragde, Saphire und Türkiſe verwendet haben. — Ja, mein Herr Schwiegerſohn, auch Sie wären mir als Kind des goldenen Zeitalters in einem ganz anderen Gewande erſchienen, als es heute der Fall iſt, und ich wäre Ihnen ſicher einmal begegnet, wie Sie mit Efeu bekränzt und behangen mit dem Laube des Pfeifenkrautes einherwandelten, grün umwuchert wie eine ländliche Villa. Im übrigen hätte ich an Ihnen vielleicht nur noch das Fell eines Panthers wahrgenommen, das Sie ſich natürlich durch die erlaubteſten Mittel verſchafft hätten . . ."

„Vermutlich hätte es mir der Panther zu Weihnachten geſchenkt," warf Herr Barballe ein.

„Zu Weihnachten oder zu Neujahr, gleichviel," entgegnete milde Herr van Spetekerke, „ſicher iſt das eine, daß der Panther damals ein ſanftmütiges Tier war, das der weichherzige Menſch des goldenen Zeitalters zu erwürgen weder Veranlaſſung noch Neigung hatte. Übrigens brauchte er es Ihnen auch nicht gerade als Geſchenk gegeben zu haben. Es könnte auch ein Tauſchobjekt geweſen ſein."

„Könnten Sie mir vielleicht auch ſagen, Schwiegerpapa, gegen was ich das Pantherfell etwa eingetauſcht hätte?" fragte ſehr ernſthaft Herr Barballe.

„Nein, das kann ich nicht," erwiderte Herr van Spetekerke,

„denn ich bin nicht dabei gewesen. Ich rede überhaupt nur im allgemeinen und gestützt auf Anschauungen gelehrter Meister. — Roland Savery hält in jener Zeit blaue Pferde nicht für ausgeschlossen, und Cranach ist offenbar fest davon überzeugt, daß man damals mit einem schönen roten Hute und einer goldenen Halskette bereits vollkommen und ausreichend bekleidet war."

„Fabelwerk! Nichts als Fabelwerk!" erklang es dumpf und bestimmt aus den Wolken des Horeb herab, wo soeben ein frisch entzündetes Streichholz das Antlitz des Herrn Klumpkerkl illuminierte. „Heidnisches Fabelwerk, das durchaus nicht zur Sache gehört! Haben Sie vielleicht vorhin, als wir den Marktplatz von Moelendael überschritten, dort nackte Nymphen in anstößigen Tänzen gesehen oder Chöre von Bocksbeinlern vernommen? Gott sei Dank, nein! Denn alles dies ist unanständiger Aberglaube. Was Sie uns da alles erzählt haben, mein Freund van Spetekerke, ist ein Lirumlarum von Phantasien aus einem goldenen Zeitalter, das mit wahrem Christentum nicht das mindeste zu tun hat und alle Schändlichkeiten italienischer Dekadenz an sich trägt. Ich habe, um die Epoche vollkommener Glückseligkeit zu erneuern, mich von ganz anderen Traditionen inspirieren lassen."

„Aber, bester Freund! Ich habe ja weiter keinen Wunsch, als es zu sehen," entgegnete der also zurückgewiesene Antiquitätenhändler.

„Zu sehen! zu sehen!" wehrte Herr Klumpkerkl ab. „Habe ich Ihnen nicht bereits gesagt, daß es augenblicklich nicht zu sehen ist? Aber, wenn sich Ihre Ungeduld durchaus nicht zügeln lassen will, so bin ich bereit, Ihnen wenigstens einen Vorgeschmack zu geben. Gehen wir, bis das Mittagessen fertig ist, ein bißchen zusammen spazieren!"

Da das Mittagessen bei Herrn Klumpkerkl Punkt zwei Uhr stattfand, so hatte man jetzt für den Spaziergang noch eine kleine Stunde übrig.

Der lange Paſtor ſetzte ſich ſeine ſchwarze Mütze auf und erhob ſich. Dann entſchwand er den Blicken ſeiner Gäſte vollkommen in der dicken Wolkenwand, in die er ſich zurückzog und wo er, wie man aus einigen leiſen Geräuſchen erraten konnte, ſeine Pfeife mit unendlicher Pietät weglegte. Als er ſich davon überzeugt hatte, daß ſie nicht zu leiden haben werde, weder durch eine Erkältung noch durch einen Stoß, ergriff er eine andere, kürzere, aus Holz gefertigte, und ſtopfte ſie. Ein Aufziſchen, gefolgt von einer Art mattgoldenem Wetterleuchten inmitten des grauen Dampfes, ließ erraten, daß er ſie in Brand geſteckt habe. Dann öffnete er die Tür.

Mit Vergnügen befand man ſich bald darauf in der reinen und friſchen Luft des Hausflures und nach wenigen Schritten wieder auf dem Marktplatz von Moelendael, wo man ſich in der Tat davon überzeugen konnte, daß hier weder Tänze noch Chöre noch andere abergläubiſche Handlungen verwandter Art exekutiert wurden.

Indeſſen fehlte es doch nicht an einem kleinen Anſatz zu etwas Ähnlichem. Der Marktplatz war, außer von einem Schwarm leicht fliegender Schwalben und einem halben Dutzend faul herumliegender, aber dennoch recht ſympathiſch wirkender Hunde, von etwa zwanzig kleinen Jungen heiter belebt und, wenn man will, geſchmückt, die ſich damit beſchäftigten, je zwei und zwei die drei Stufen einer Treppe mit geſchloſſenen Füßen langſam und ſyſtematiſch herabzuſpringen, wobei ſie durch lautes Gelächter deutlich zu erkennen gaben, daß ſie dieſe Übung ſehr vergnüglich fanden, weshalb ſie ſie auch immer wieder aufs neue begannen. Nur als Herr Klumpkerkl mit ſeinen beiden Freunden vorüberſchritt, unterbrach die Jugend Moelendaels dieſe bewegte Handlung für einen Augenblick, um dem verehrten geiſtlichen Hirten und ſeinen Gäſten einen freundſchaftlichen und ehrerbietigen Gruß zu bieten. Kaum aber hatten ſich die drei etwas vom Orte der Handlung entfernt, ſo begann dieſe ſofort aufs neue.

Nun hob Herr Klumpkerkl an, vergleichbar einem Grundbesitzer, der Besuch auf seinem Gute hat, seinen Gastfreunden alle Sehenswürdigkeiten Moelendaels zu zeigen, nicht ohne sie mit Worten des Kenners auf alles Bemerkenswerte noch besonders aufmerksam zu machen.

So ließ er sie den guten Zustand der Hecken bewundern, die sorgfältig und nach der Linie gestutzt waren, sowie auch die Fülle reichlich vorhandener Blumentöpfe auf den sauberen Fensterbrettern. Mit besonderem Stolze aber wies er auf eine schöne Linde und auf eine wundervolle Buche hin, zwei Bäume, die ganz wie aus einem Märchen waren und mit vollem Recht nicht bloß vom Pastor, sondern auch vom ganzen Dorfe in hohen Ehren gehalten wurden.

Ein kleines Kind, an einer Blume kauend, ging vorbei; Klumpkerkl erhaschte es, wie man eine Fliege fängt, und demonstrierte an seinen vollen Pausbacken die gute Gesundheit der braven und beschaulich dahinlebenden Jugend seines Dorfes. Dann stellte er seine Freunde bald da, bald dort an einem Kreuzwege auf, der wie mit Silber von schönen, alten Weiden eingefaßt und überdies ganz mit Pappeln beflaggt war, um ihnen Gelegenheit zu geben, die anmutige Lage Moelendaels in immer neuer Perspektive zu würdigen.

„Famos," meinte Herr Barballe, „aber wo sind die Bewohner dieses Gemeinwesens?"

„Wo sollten sie anders sein," entgegnete Herr Klumpkerkl, „als auf dem Felde? So und nicht anders gehört es sich im goldenen Zeitalter."

Und mit diesen Worten führte er seine Gäste zum Mittagessen.

Indem sie nun aßen, hatten sie Gelegenheit, durch das Fenster hinausblickend, allerhand Beobachtungen zu machen. Da standen die Platanen regungslos, weil sie sich offenbar vor lauter Respekt

vor dem geſchickten Blätterſchneider, der ſie à la Lenôtre geſtutzt hatte, nicht zu rühren getrauten. Der Wind aber hütete ſich wohl, in ihre feierliche Unbeweglichkeit einen ſtörenden Hauch zu werfen. Auf dem Raſen des Marktes weideten, an einen Pfahl gebunden, ein paar Schafe und blökten von Zeit zu Zeit. Leider war auch hier, wie es nun einmal die Art des Blökens von Schafen an ſich hat, eine unendliche Melancholie in dieſem Geblöke, die faſt wie metaphyſiſches Heimweh berührte, und das war ſchade, denn ſonſt hätte man glauben können, ſie blökten vor Freude über das goldene Zeitalter. Die Hühner aber, die den Marktplatz jetzt mitbelebten, ſuchten ihr Futter mit der Beſchaulichkeit praktiſcher Weltweiſer und ohne jede latente Sehnſucht nach dem Unbegreiflichen. Langſam, wie ſchon zu Zeiten Homers, zogen glattſtirnige Rinder drehfüßig vorüber und ſogen mit Wolluſt die geſunde Luft in ihre breiten, feuchten Naſenlöcher: mit beſonderer Wolluſt, weil dies hier ja nicht ihre gewöhnliche Weideluſt, ſondern eine Art Luxusluſt war, die man nicht jeden Augenblick zur Verfügung hat. — Kein Handwerkslärm durchbrach die große Stille, obwohl ein Balkenviereck, beſtimmt, das Ausſchlagen der Pferde beim Hufbeſchlagen ungefährlich zu machen, ſowie ein Pflug und ein altes Rad anzuzeigen ſchienen, daß hier eine Hufſchmiede war. Indeſſen ſchien das bloß ſo, und es war in Wahrheit zwar eine Schmiede, aber kein Schmied da. Der Schmied hatte anderswo Beſſeres zu tun; er beugte ſich über ſeine Gemüſepflanzungen. Die Schule war leer und ſtill. In der Ferne rollte, begleitet von dem Tap-tap des trabenden Pferdes und einem leiſen Glöckchengeläute, ein Wagen. — Es war eine wonnevolle, gütige, klare Stille, durchgoſſen von Sonne, wie ein großes, ſanftes, heimliches Farbenſpiel. — Da begann es vom Kirchturm zu läuten. Aber nicht etwa brüsk und herriſch, wie es ſonſt wohl die Art frommer Glocken iſt, ſondern mit einem langgezogenen, zaghaften, ſehr geduldigen und weit, weit-

her, langſam, langſam ſchwingenden Vibrieren. Die gute Glocke von Moelendael war ſich des angenehmen Umſtandes vollkommen bewußt, daß ſie keine Eile hatte und erſt in einer Stunde wieder verpflichtet war, ſich zum Lobe Gottes und der Beſtimmung des Zeitfortſchrittes zu ſchaukeln.

Während alledem entkorkte der Paſtor von Moelendael ebenſo langſam und frei von aller unanſtändigen Haſt Flaſche auf Flaſche mit ſeinem Taſchenkorkenzieher, den er, wie jeder kluge Mann von Grundſätzen, ſtets bei ſich trug.

III.

Nun ging es leiſe gegen Abend zu. Die Sonne war eben hinter langen, violetten Schleiern verſchwunden, und die angenehmſte Kühle lud mit freundlichem Fächeln zum Spaziergang ein.

Da fand Herr Klumpkerkl, daß die Zeit gekommen ſei, den Anſchauungsunterricht vom goldenen Zeitalter zu beginnen.

Es verſteht ſich, daß er zu dieſem Zweck nicht ſeine kleine ſchwarze Mütze, ſondern einen großen, glänzenden Zylinder aufſetzte, und zwar genau auf den erprobten und einzig richtigen Platz ganz nahe dem rechten Ohre. Auch ſein Schäferſtab durfte keineswegs fehlen, ſondern mußte, wie es ſich gehört, ſanft und regelmäßig in der Luft pendeln, wie wenn ein unſichtbares Räucherfäßchen an ihm hinge.

Als die drei Freunde ſo eine Weile fürbaß gegangen waren, ſtieß Herr Klumpkerkl eine Tür auf und lud ſeine Begleiter ein, in ein kleines primitives Bauernhäuschen einzutreten. Was darin zuerſt auffiel, war das ſchauderhafte Blumenmuſter der Tapete ſowie das wagerechte Röhrenwerk eines ungeheuren Ofens, das einen großen Teil des Raumes wurmartig durchmaß. Auf einem der alten Mahagoniſtühle ſaß eine Frau von ſympathiſchem Au-

ßeren, die ſich ſofort gaſtfreundlich erhob und, als ob ihre Beſucher zu keinem anderen Zwecke bei ihr eingetreten wären, als um eine Bildergalerie zu bewundern, ſich augenblicklich als Kuſtodin von Kunſtſchätzen gerierte, indem ſie den Herren eine Reihe alter Öldruckbilder zeigte, die die Wände bedeckten. Da konnte man nun ſehen, wie Kaiſer Napoleon mit militäriſch gelüftetem Dreimaſter ſeinen Garden dankte, während daneben der lachende Jean ſich höchſt gefühllos gegenüber dem weinenden Jean aufführte, der von Wehmut ſchier zerriſſen wurde. Es fehlte auch nicht der bekannte kleine Matroſe, der zum erſten Male nach kühn überſtandenen Stürmen und Schiffbrüchen aus fremden Landen in die heimatliche Hütte zurückkehrt und in einem bunten Taſchentuche die Schätze Indiens und Südamerikas mit ſich führt. Alle dieſe bunten Bilder waren ſehr ſauber mit Strohendchen eingerahmt und an den Ecken mit kirſchfarbenen Bändchen verziert.

„Die gute Frau iſt", bemerkte Herr Klumpkerkl leiſe, aber doch noch deutlich genug, daß ſie es hören konnte, „ſo gut wie blind, und dennoch gibt es niemand, der einen ſo guten Blick wie ſie hätte, alte wertvolle Bilder zu entdecken und auf geſchmackvolle Manier einzurahmen. Sehen Sie bloß hier den verlorenen Sohn! Iſt das nicht wundervoll?"

Und er wies auf einen Öldruck hin, wo man dieſe bibliſche Figur erblickte, umrahmt von Bäumen, die genau wie Schwämme ausſahen, melancholiſch damit beſchäftigt, kleine blaue Schweine zu hüten, die anilinrote Rüben fraßen.

„Ach Gott, ja, das iſt wohl ſchön! Das iſt wunderſchön!" erklärte die gute Frau und wurde vor Freude faſt ſo rot wie dieſe Rüben.

In einer Ecke ſtand ein Klöppelkiſſen.

„Sie klöppeln?" wandte ſich Herr van Spetekerke an die Frau.

Herr Klumpkerkl antwortete ſtatt ihrer. „Jawohl, Madame

gibt ſich ein bißchen damit ab, Spitzen zu erzeugen. Ihr eigentlicher Lebenszweck aber iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, das Auffinden und Einrahmen alter Bilder von Wert."

Von dieſem der Kunſt der Malerei geweihten Orte führte Herr Klumpkerkl ſeine Gäſte in ein anderes, etwas geräumigeres Haus, das, reinlich wie dieſes, in der Hauptſache gleichfalls von einem horizontalen Ofenrohre ausgefüllt war. Hier hingen von dem grüngeſtrichenen Mittelbalken der Decke Bündel von Stricken herab, gut geflochtene derbe Seile für Arbeitswagen, Trenſen und Zügel.

„Jean," ſagte Herr Klumpkerkl, „geben Sie uns ein Glas friſches Bier und zeigen Sie dieſen Herren die ſchönen Stiefel, die Sie fabrizieren."

Wie der Mann das Wort Stiefel vernahm, wurde ſein Geſicht von einem großen Lächeln verklärt, und er holte haſtig ein paar enorme Stiefel aus ſeinem Schranke. Weſentlich länger und weiter als normale Kanalräumerſtiefel waren ſie am Ende nicht, ihre Höhe aber wuchs über alles Menſchliche hinaus, ſo daß man ſchon an das Märchen denken mußte, wollte man ſich eine Verwendung dieſer turmartigen Fußbekleidungsſtücke vorſtellen.

„Ich habe noch mehr," verſicherte Jean mit Selbſtbewußtſein, und in der Tat beherbergte ſein Schrank noch ein ganzes Vorratlager derartigen Schuhwerkes von Etagenhöhe, das für eine langbeinige Raſſe beſtimmt zu ſein ſchien, die bisher auf unſerem Planeten noch nicht entdeckt worden iſt.

„Jean iſt ein guter Sattler," ſagte Herr Klumpkerkl, „ja, ein ausgezeichneter Sattler, aber nur von Berufs wegen; als Kunſt betreibt er die Schuſterei, und ich kann wohl ſagen, daß zehn Meilen in der Runde keiner iſt, der es ihm gleich täte."

Herr Barballe nahm einen bewundernden Ton an, indem er auf franzöſiſch die Frage an Herrn Klumpkerkl richtete: „Aber, du

lieber Gott, an was für eine Kundſchaft von Giganten wendet ſich denn dieſer Stiefeldilettant mit ſeinen Ungetümen?"

„An gar keine," antwortete Herr Klumpkerkl, während der brave Jean ſein glücklichſtes Lächeln produzierte, weil er nur den Ton der Bewunderung, nicht aber den Sinn in der Frage des Herrn Barballe ergriffen hatte.

„Auch er ſelbſt würde ſie natürlich nicht tragen können," fuhr der Paſtor fort, „da er ja darin verſchwände, aber kommt es vielleicht darauf an? Die Hauptſache für den Menſchen iſt, glücklich ſein, und Jean iſt es zweifellos, wenigſtens ſtets dann, wenn er, wie jetzt, das Werk ſeiner ſchuhkünſtleriſchen Hand betrachtet. Die heilige Katharina von Siena, um einen abergläubiſchen Vergleich heranzuziehen, kann die Wundmale des Herrn nicht mit größerer Verzückung und Seligkeit betrachtet haben, als Jean die Stiefel ſeiner begeiſterten Mußeſtunden."

Während ſich die drei Freunde zum Gehen wandten, drang eine Art Tonleiter von heiſeren Schluchzern in ihr Ohr; es war, wie wenn eine Bruſtkatarrhſtimme in ſchmerzlichem Geſange ihre Leiden ausſtrömte.

„O Gott, was iſt denn das?" fragte Herr van Spetekerke. „Hier röchelt etwas auf höchſt jämmerliche Manier, das allem Anſchein nach vom goldenen Zeitalter ausgeſchloſſen iſt."

Herr Klumpkerkl hatte für dieſe Bemerkung nur ein Lächeln der Überlegenheit, führte ſeine Gäſte mit ein paar Schritten auf die Gegend zu, von wo die Klagelaute herklangen, und öffnete eine Gittertür, hinter der man nun einen jungen Mann auf der Schwelle ſeines Hauſes vor einem blühenden Kartoffelbeete ſitzen ſah, der mit Hingebung bemüht erſchien, das Balgwerk einer Ziehharmonika zu bewältigen. Es war ein Konzert, um Steine zu erweichen. Als der junge Mann aber den Paſtor und die zwei Herren erblickte, ließ er aus Höflichkeit das malträtierte Inſtrument ſinken,

doch gab ihm Herr Klumpkerkl ein aufmunterndes Zeichen, nur ruhig fortzufahren, und der Jüngling begann sofort aufs neue, die schöne blaue Donau in den versinkenden Tag hinaus zu lamentieren.

„Was ist nun der da?" fragte Herr Barballe.

„Der da ist nun eigentlich Schuster," sagte Herr Klumpkerkl, „ich aber habe, um ihn glücklich zu sehen, den Trieb zur Musik in seine Seele gesenkt, indem ich ihm diese Ziehharmonika schenkte. Er gibt sich ihrem Studium, wie Sie bemerkt haben werden, ohne Zuhilfenahme eines Lehrers hin, und es ist, wie Sie gleichfalls bemerkt haben werden, keine Frage, daß ihm dieses Studium die Quelle eines wahrhaft ekstatischen Genusses ist."

„Er macht ein Gesicht, als sähe er die heilige Cäcilia leibhaftig vor sich," bemerkte Herr van Spetekerke.

„Ich will hoffen, daß er eine etwas weniger abergläubische Vision hat," erwiderte Herr Klumpkerkl; „sicher ist jedenfalls, daß er in diesem Augenblick das vollkommenste Glück genießt, das auf Erden einem Sterblichen überhaupt beschieden sein kann."

„Aber sein Lebensunterhalt, sein Lebensunterhalt!" rief Herr Barballe aus. „Womit verdient er sich seinen Lebensunterhalt?"

„Gott, er pflanzt ein bißchen Gemüse und wird seiner musikalischen Talente wegen von mir dazu verwendet, die Kirchenglocken zu läuten," erklärte Herr Klumpkerkl.

„Dann hätten Sie ihm aber auch gleich die Orgel anvertrauen können," meinte Herr van Spetekerke.

„Die ist schon besetzt, die spielt der Schreiner."

„Oder den Gesang," meinte Herr van Spetekerke.

„Nein, der wird vom Schlosser verübt," erwiderte Herr Klumpkerkl; „jedem sein Vergnügen! — Und nun verstehen Sie wohl meine Theorie vom goldenen Zeitalter."

„Ich gebe mir Mühe, sie zu ahnen," erwiderte Herr van Spetekerke.

„Iſt ſie denn ſo dunkel?" fragte mit erſtaunt emporgezogenen Augenbrauen der Paſtor von Moelendael. „Und iſt ſie denn ſo neu? Ich für mein Teil bilde mir durchaus nicht ein, daß ich ſie ganz allein und ohne Vorgänger erfunden habe. In einem Buche iſt ſie mir allerdings noch nicht begegnet. Ich mußte mich, um ſie aufzufinden, ohne jeden gedruckten Führer in das weite Reich der Menſchheitsgeſchichte ſelber begeben, und da habe ich mein Prinzip nun am klarſten bei den Franzoſen gefunden. (Hierbei lüftete Herr Klumpkerkl ſeinen ungeheuren Zylinderhut in der Richtung auf Herrn Barballe hin, ſetzte ihn aber ſehr ſchnell wieder auf und fuhr fort:) Trotzdem hat keiner der berühmten Denker dieſer Nation dieſes Geſetz begriffen oder entwickelt, obwohl die franzöſiſche Sprache ein Schlagwort dafür beſitzt, welches lautet: Le violon d'Ingres*. Ich aber, meine Herren, ich habe es verſtanden, und ich bin weiter gegangen: ich habe es angewendet.

Wo auch immer Menſchen leben mögen, gleichviel von welcher Hautfarbe, welcher Haarbeſchaffenheit und was ſie ſonſt vor den übrigen Menſchen auszeichnen mag — in der einen Eigentümlichkeit ſind ſich alle gleich: daß ſie den Beruf, die Kunſt, das Handwerk, die Geſchicklichkeit, die Fähigkeit, die ſie dank einer Begabung oder infolge ſonſt irgendwelchen Einfluſſes erlernt haben, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, mit Unluſt betreiben. Es iſt das ihre Hausmannskoſt, ihre Werkeltagſuppe, die Alletagekartoffel — aber das Glück iſt es nicht. Das Glück wohnt im Irrtum, in der Einbildung, in der ſtolzen Verachtung des Alltäglichen. Darin iſt es zu Hauſe, darin ganz allein; und das habe ich, Klumpkerkl, begriffen, erfaßt, ſyſtematiſch angewendet. Laſſen Sie mich um Gottes willen zufrieden mit der kindlichen Hypotheſe

* Unter violon d'Ingres verſtehen die Franzoſen das, was wir mit dem Ausdruck Steckenpferd bezeichnen, weil der berühmte Maler meinte, ſein eigentliches Talent liege im Violinſpielen.

Fouriers von der Harmonie durch die Liebe, von der Arbeit, die zum Genuſſe wird, indem ſie dem perſönlichen Geſchmacksbedürfnis entſpricht und ſo ſich als eine perſönliche Notwendigkeit begründet, als natürliche Begabung darſtellt. Laſſen Sie mich, bitte, zufrieden mit derartig ideologiſchen Konſtruktionen. Die Wahrheit, meine Herren, iſt weſentlich paradox, und dies iſt der Grund, warum man ſie wohl im Leben, aber nicht in den Büchern und Syſtemen findet. Die Bücher definieren z. B. einen Bankier als einen Menſchen, der ſich für Zins und Zinſeszins weſentlich intereſſiert. Falſch, meine Herren! Ein Bankier iſt ein Menſch, der Muſik machen und hören will; ein Menſch, der Wert darauf legt, daß man ſeiner Meinung über die letzte Oper Wert beimißt. — Ein krummbeiniger Profeſſor der Grammatik ſteht vor Ihnen. Was iſt das Ideal ſeines Lebens? Will er etwa ſeine grammatiſchen Fertigkeiten beweiſen? Keine Spur; er will, daß alle Frauen ſich in ihn verlieben, und kennt keinen lebhafteren Traum als den, ſich als Don Juan aufzuſpielen. — Sie ſehen einen Modeherrn mit korrektem Äußeren ſeinen neueſten Anzug, das tadelloſe Werk des berühmteſten engliſchen Schneiders, ſpazieren führen. Darin beruht ſeine Begabung; das iſt ſein Beruf. Ganz richtig! Aber was iſt ſein Beſtreben, worin empfindet er ſein Glück? Darin, eine Meinung zu haben, Behauptungen aufzuſtellen — als ein Menſch von Geiſt genommen zu werden. — Haben Sie ſchon einmal einen Arzt geſehen, der ſich nicht für einen großen Politiker gehalten hätte? — Und das weiß wohl ein jedes Kind, daß die Advokaten ihre eigentliche Bedeutung darin erblicken, die wandelnden Magazine der geſamten Philoſophie aller Zeiten und Entwicklungsepochen zu ſein.

Was wünſcht ein Ziviliſt? Armeen zu befehligen. Was will ein Offizier? Seinen Abſchied nehmen und Horaz überſetzen. Und von der gleichen Sehnſucht werden akademiſch gebildete Magiſtratsbeamte beherrſcht. Was war der Traum Ludwigs XVI.? Ein

Schloſſer zu werden. Als was wünſchte ſich Robespierre zu betätigen? Als Gemütsmenſch. Wonach ſtrebte Bismarck? Seinen Kohl zu bauen und auf breiten Parkwegen große Hunde ſpazieren zu führen. Worin erblickte Thiers ſeinen Beruf? In der Tätigkeit eines Geſchichtsſchreibers. Was wollte der alte ſteifbeinige Herr Grévy? Billard ſpielen. Herr Gladſtone? Bäume fällen. Herr Carnot? Mit Überlegenheit einen ſchwarzen Frack tragen. Und Herr Felix Faure? In einem roten Frack zur Jagd reiten. Weshalb entließ Wilhelm II. den Fürſten Bismarck? Weil er ſelber Bismarck ſpielen wollte. Und Sie, mein lieber van Spetekerke, was lieben Sie?"

„Den Burgunder," antwortete der Gefragte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

„Sie weichen mir aus, alter Freund," bemerkte mit Strenge Herr Klumpkerkl, „aber Sie entſchlüpfen mir nicht. Meine Frage bezieht ſich keineswegs auf Weinſorten, das wiſſen Sie wohl. Meine Frage bezieht ſich auf Ihre Ingres-Geige. Die ſollen Sie mir bekennen, und wenn Sie es nicht freiwillig tun, ſo will ich Sie zu dem Bekenntnis interrogatoriſch zwingen. Sie ſind ein Geſchäftsmann, und Ihr Name glänzt im Antiquitätenhandel. Ihre Mitbürger würden ſich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, Sie zum Bürgermeiſter zu ernennen. Lebten Sie in einem republikaniſchen Lande, ſo würden Sie ſo gut wie ein anderer einen vortrefflichen Präſidenten abgeben. Aber alles dies würde nicht Ihr Glück ausmachen. Ihr Glück empfinden Sie nur dann, wenn Sie auf Ihrem Steckenpferdchen ſitzen. Sie haben eins, alter Freund, Sie haben eins, geſtehen Sie es nur ruhig ein."

„Nicht, daß ich wüßte," erwiderte Herr van Spetekerke mit Überzeugung. „Höchſtens, daß ich meinem Garten gern einige Sorgfalt widme."

„Nein, nein, nein," wehrte Herr Klumpkerkl ab. „Darauf will

ich auch nicht hinaus. Aber bitte, was treiben Sie abends zu Haus, wenn Sie Ihre Geschäfte beendigt haben?"

Herr van Spetekerke setzte seine ernsteste Miene auf und antwortete fast feierlich: „Abends? Abends befrage ich die großen Männer der Vergangenheit, aber ich tue es nicht aus oberflächlicher Neugierde, sondern aus dem Triebe nach tiefer Erkenntnis. Ist es so, Schwiegersohn, oder nicht?"

Der Schwiegersohn schwieg, aber Herr Klumpkerkl setzte sein Verhör fort: „Durch welches Mittel fragen Sie die großen Männer der Vergangenheit?"

„Durch kein anderes, als das allgemein übliche: einen runden Tisch von mittlerem Gewicht," erklärte mit Festigkeit Herr van Spetekerke. Worauf Herr Klumpkerkl mit den Fingern schnippte und triumphierend ausrief: „Ergo! Da haben wir ja Ihre Ingres-Geige! In Ihrem Falle sieht sie aus wie ein runder Tisch von mittlerem Gewicht. Warum auch nicht? Sie kann jede nur mögliche Gestalt annehmen, und das Gewicht tut dabei überhaupt nichts zur Sache. Genug, wenn Sie nur eine Geige haben, in Ihren Mußestunden darauf zu spielen, um glücklich zu werden. Ja, mein lieber Herr van Spetekerke, es ist schon so: Sie, der Sie nach dem übereinstimmenden Urteile aller Sachverständigen, wie selten ein Zigarren- und Antiquitätenhändler, dazu berufen sind, Töpfe, Stühle, Schränke, Kannen, Manuskripte und was weiß ich sonst noch für Gegenstände der Vergangenheit zu beurteilen, Sie wollen der Vergangenheit selber ins Angesicht sehen. Sie wollen Historiker sein."

„Na, und wenn schon!" bemerkte Herr van Spetekerke, indem er sein Kinn kriegerisch und auf alles vorbereitet etwas erhob, „was wäre denn Schlimmes dabei?"

„Habe ich jemals behauptet, daß irgendein Steckenpferd etwas Schlimmes sei?" entgegnete der Pastor von Moelendael beinahe

ungeduldig und mit einem Tone gelinden Ärgers. „Habe ich mir erlaubt, den Ton irgendeiner Ingres-Geige übel zu finden? Habe ich mich nicht vielmehr heute den halben Tag damit beschäftigt, Ihnen klar zu machen, daß es kein schöneres und angenehmeres Instrument gibt, als das des großen Klassikers der französischen Malerei? Van Spetekerke, Ihre Augen leuchten in der Erinnerung an die herrlichen Stunden, die Sie im Steckenpferd-Sattel zugebracht haben, im Sattel oder die Geige am Kinn; es ist mir ganz gleichgültig, welches Bild Sie vorziehen. Es gibt nichts Beglückenderes als dieses Reiten oder Fiedeln! Und darum habe ich, Klumpkerkl, der praktische Menschenfreund, soweit es in meinen Kräften steht, diese Geige jedem Menschen in die Hand gegeben, der in meiner Nähe ißt, trinkt, redet, atmet, sich schneuzt, schläft, schnarcht, und ich weiß, daß es die vernünftigste Tat meines Lebens gewesen ist, aus den Bewohnern von Moelendael eine Schwadron Steckenpferdreiter zu formieren, deren Exerzierplatz das Paradies ist, das ich auf diese Weise hier in diesem bescheidenen Dörfchen neuerdings etabliert habe. O daß es doch das Schicksal gewollt hätte, mir ganz Europa zum Pfarrsprengel zu geben! Denn dann wäre ganz Europa glücklich und zufrieden. Sie können hier durch alle Häuser des Dorfes gehen, und Sie werden in jedem ein Menschenkind finden, das sich mit Hingebung einer Beschäftigung widmet, die es nichts angeht, wozu es nicht die geringste Begabung hat, wovon es absolut nichts versteht, und in der es eben darum das Glück, die Zufriedenheit mit sich selbst, ja die Selbstbewunderung gefunden hat, die nun die weiche und angenehme Grundlage seines ganzen Lebens bildet. Hier allein, bei mir in Moelendael, wird wirklich jeder auf seine Fasson selig. Einzelne Beispiele habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen vorzuführen. Nun sollen Sie sich auch noch an etwas Allgemeinerem von der Richtigkeit meiner Theorie überzeugen. Das Haus, das wir hier

vor uns ſehen, iſt die Schenke des Dorfes. Die Schenke eines Dorfes iſt aber zugleich der Spiegel eines Dorfes. Treten wir in die Schenke ein! Sehen wir in den Spiegel!"

Die drei Männer ſahen, als ſie die Tür geöffnet hatten, einen großen, gähnend leeren Raum vor ſich, in dem zwiſchen ein paar Stühlen einige Tiſche gelangweilt umherſtanden. Der Saal war ſchmucklos und nüchtern wie eine reformierte Kirche, es ſei denn, man hätte eine Unzahl grellfarbiger Geſchäftsplakate für einen Schmuck erklärt. Eine alte Frau brachte für die Beſucher drei Stühle herbei, fragte aber mit keiner Silbe, ob ſie etwas zu ſich zu nehmen wünſchten, ſondern zog ſich ſofort zurück.

„Halt, Frauchen," rief ſie der Paſtor an, „wir möchten gern ein Glas Bier, wenn es geht."

„Gehen tut's ſchon," erwiderte die Frau, „aber angenehmer wäre es mir, wenn die Herren mit Kaffee fürlieb nähmen. Ich habe gerade welchen für mich gemacht."

„Wir möchten aber lieber Bier," erklärte der Paſtor.

„Ich habe ſchon noch ein Reſtchen", ſagte die Alte, „von dem, was wir ſelber trinken. Es wird nur freilich nicht mehr recht friſch ſein."

Jetzt miſchte ſich Herr van Spetekerke ins Geſpräch und fragte: „Ja, haben Sie denn kein Bier für Ihre Gäſte, Frau Wirtin?"

„Gäſte?" entgegnete die erſtaunt, „was für Gäſte? Bei uns wird Zwirn verkauft oder auch Nadeln oder Seife. Zum Trinken geht man nicht in das Gaſthaus von Moelendael."

„Und das ſcheint Ihnen ganz recht zu ſein?" inquirierte Herr van Spetekerke.

„Aber freilich!" antwortete die Alte. „Auf dieſe Weiſe hat man doch wenigſtens ſeine Ruhe."

Herr Klumpkerkl triumphierte mit allen Muskeln ſeines Geſichts und ſagte mit dem Tone eines Mannes, der die Quadratur des Zirkels ſoeben erfunden hat, nichts weiter als: „Na!?" — Dann

fügte er hinzu: „Ich denke, wir erfrischen uns lieber bei mir zu Hause; auf Wiedersehen, Madame!"

„Auf Wiedersehen, meine Herren; ich bitte, mich bald wieder zu beehren."

Herr Klumpkerkl hob seine Arme zum Himmel auf und rief: „Was sagen Sie nun?"

Herr van Spetekerke nahm eine weniger enthusiasmierte Pose ein, indem er etwas geschäftsmäßig erwiderte: „Einem Mann, der mitten im tätigen Leben steht und daran gewöhnt ist, sein Heil und den Fortschritt des Weltganzen in zielbewußter Berufsarbeit zu erblicken, fällt es schwer, die Wahrheit anzuerkennen, auf der Sie Ihr Experiment eines neuen goldenen Zeitalters begründet haben. Da ich aber nicht zu den Leuten gehöre, die sich gegen die Wahrheit sperren, so gebe ich Ihnen gerne zu, daß Ihnen das Experiment wenigstens für Ihr Dorf geglückt ist, und daß also Ihre Wahrheit eine Art von Bestätigung erfahren zu haben scheint, wiederum wenigstens für den Umkreis Ihres Dorfes. — Indessen würde sowohl Ihre Wahrheit wie Ihr goldenes Zeitalter eine klaffende Lücke aufweisen, wenn nicht auch der Pastor von Moelendael sein Steckenpferd ritte, seine Ingres-Geige streiche. Wie steht es damit, Verehrtester?"

„Bei mir", antwortete kühl Herr Klumpkerkl, „liegt die Sache doch wohl anders. Ich muß, eben um meines Experimentes willen, die Menschheit studieren, und das gehört schließlich auch zu meinem eigentlichen Berufe. Auch genügt es mir vollkommen. Ich für mein Teil treibe keine Allotria."

„Hm," grunzte Herr van Spetekerke, „so so? . . . hm. Auch nicht, wenn die Tage kurz und die Abende lang werden?"

„Auch nicht, wenn die Tage kurz und die Abende lang werden," wiederholte mit Entschiedenheit der Pastor von Moelendael. „Ich studiere die Menschheit, und damit basta!"

Herr van Spetekerke nahm das Aussehen eines Mannes an, der aus Höflichkeit schweigt, aber keineswegs vollkommen überzeugt ist.

In diesem Falle sekundierte ihm sein Schwiegersohn einmal.

IV.

Nun war der Abend wirklich da. Wäre es nach dem Wunsche des Herrn Cyprian Barballe gegangen, so würde er seinen Schwiegervater und Herrn Klumpkerkl im Pastorhause allein gelassen und sich fortgemacht haben, in die langsam verdunkelnde Landschaft hinauszuschreiten, einzig begleitet von seiner heimlich glimmenden Zigarre. Auf den großen Weideplätzen, die das Dorf umgaben, würde es ihm wohl geworden sein in der angenehmen Kühle der allmählich heraufziehenden Nacht, neben sich kein lebendes Wesen als die jetzt im Freien nächtigenden Pferde, die sich bei seinem Herankommen von ihren Grasbetten erhoben hätten, um den Fremdling zu beriechen. Dann wären auch die schwarzen, weißen und roten Kühe, die nicht weniger neugierig, aber viel langsamer sind, herangekommen und hätten ihn gleichfalls mit ihren feuchten Nasen begrüßt. Er würde diesen Gruß durch freundliches Tätscheln auf den feisten Nacken erwidert, nichtsdestoweniger aber auch den Laubfröschen gelauscht haben, die des Abends so wundervoll klagend tiefsinnig zu singen pflegen, akkompagniert von dem leisen Rauschen der Pappeln und den langgezogenen Akkorden des Windes. Mit welchem Genuß würde er es verfolgt haben, wie die Ebene allmählich alles Licht verlor, das zuletzt nur noch in wenigen Fenstern aufgefunkelt hätte. Mit Vergnügen hätte er das goldene Zeitalter des allein seligmachenden Herrn Klumpkerkl vergessen, und sein Gehirn hätte sich von allen Spekulationen befreit in dem Gedanken: Es ist doch eine angenehme Sache, abends in der Um-

gebung eines Dorfes ſpazieren zu gehen, wenn mildes Wetter herrſcht und alle Ziehharmonikas ſich außer Hörweite befinden.

Herr Klumpkerkl war aber dieſer Meinung nicht. Noch ehe Herr Barballe die Flucht hätte ergreifen können, war er ſowohl wie ſein Schwiegervater von dem gaſtfreundlichen Paſtor in einen ausgepolſterten, bequemen Seſſel verſenkt und mit Wein und Zigarren verſehen worden, die nach des Paſtors Erklärung zu den beſten gehörten, die ein ſterblicher Menſch überhaupt genießen könnte. So ſaßen die drei eine Weile ſchweigend beieinander, nur damit beſchäftigt, ihre Flaſchen zu leeren und ihre Zigarren in Dampf aufzulöſen.

Als ſie dies aber beſorgt hatten, rief Herr Klumpkerkl ſeine Magd Hanke und wies ſie an, etwas zu lüften. Hanke tat dies, indem ſie die guillotinenartigen Fenſter in die Höhe ſchob, fragte, ob ſie noch etwas zu beſorgen habe, erhielt die Antwort, daß ſie ſchlafen gehen könne, und entfernte ſich.

„Welches Steckenpferd reitet eigentlich Hanke?" fragte Herr Barballe.

„Das haben Sie nicht bemerkt?" antwortete der Paſtor.

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete Herr Barballe.

„Dieſe Antwort gibt Ihnen die Höflichkeit ein," lächelte Herr Klumpkerkl. „Unſer Diner muß es Ihnen deutlich gezeigt haben, daß das Steckenpferd der guten Hanke das Kochen iſt. Aber mich geniert eine etwas phantaſtiſche Küche gar nicht."

„Ich fand unſer Mittageſſen ſo phantaſtiſch nicht," erklärte Herr van Spetekerke. „Ich fand es vielmehr gut und überlegt."

„Nun, ich will es nicht leugnen," erwiderte der Paſtor, „ich habe ihr etwas helfen laſſen. Im übrigen aber, wie geſagt, genügt mir perſönlich vollkommen, was Hanke auf der Ingres-Geige kocht."

Nach einer kleinen Pauſe gab ſich Herr van Spetekerke einen

Ruck und ſagte: „Mein teurer Freund! Auf die Gefahr hin, Ihnen zudringlich, indiskret, unhöflich zu erſcheinen, muß ich doch meine Frage wiederholen, auf welchem Steckenpferde Sie Ihrer ſeligen Gemeinde voranreiten?“ Da brach der Paſtor ganz unvermittelt in ein brüllendes Gelächter aus und rief: „Was!? Ein Steckenpferd? Das wäre noch ſchöner, wenn der Paſtor von Moelendael bloß ein Steckenpferd hätte.“

Herr Barballe murmelte: „Eines davon beſteht vermutlich in der Leidenſchaft, abends ohne Licht zu bleiben.“

„Sehr richtig bemerkt,“ erwiderte trockenen Tones Herr Klumpkerkl.

Herr van Spetekerke nahm ſich ſeines Schwiegerſohnes an und ſagte: „Sie müſſen bedenken, mein lieber Freund, daß mein Schwiegerſohn erſt ſeit kurzer Zeit ſich in unſerem Lande aufhält und daher mit unſeren patriarchaliſchen Gewohnheiten noch nicht vollkommen vertraut iſt. Infolgedeſſen hat er auch noch nicht begriffen, daß man ganz natürlicherweiſe abends ohne Licht bleibt. Er iſt eben ein Ausländer und hat die ſchlechten Angewohnheiten ſeiner Heimat noch nicht vollkommen von ſich abgeſtreift. Er lieſt abends.“

„Und dazu braucht er Licht?“ fragte mit erſtauntem Tone Herr Klumpkerkl.

„Allerdings, dazu braucht er Licht,“ ſagte Cyprian Barballe ſpitzigen Tones. „Soviel ich weiß, iſt das die einzige Manier, abends zu leſen.“

„Die einzige?“ ſagte Herr Klumpkerkl geheimnisvoll, ging aber doch als höflicher Mann zu einem Eckiſch und zündete dort eine kleine Nachtlampe an.

„Sie ſind doch wahrhaftig der geborene Triumphator,“ wandte ſich Herr van Spetekerke zu ſeinem Schwiegerſohn. „Selbſt mein Freund, der Paſtor, der niemals von ſeinen Gewohnheiten ab-

weicht, unterwirft ſich nun und zündet eine Lampe an. Ein verfluchter Tauſendſaſa ſind Sie, Herr Barballe."

Dieſes Lob war Herrn Cyprian Barballe höchſt unbequem, und ſo ſagte er: „Aber ich bitte Sie, Herr Paſtor, laſſen Sie ſich doch meinetwegen nicht in Ihren Gewohnheiten ſtören."

„Ich tue meine Pflicht," erwiderte Herr Klumpkerkl dumpf.

„Alſo, wie Sie wollen, Herr Paſtor," entgegnete Herr Barballe, „aber bleiben Sie ſonſt wirklich des Abends in einer vollſtändigen Finſterniß?"

Der Paſtor, immer noch in dumpfem Tone, erwiderte: „Durchaus nicht. Ich laſſe auf meinem Korridor eine Lampe brennen, und das Licht davon dringt unter der Tür auch in das Zimmer ein. Aber laſſen wir das. Bitte, nehmen Sie noch eine Zigarre."

* * *

Die drei feurigen Punkte leuchteten durch das Zimmer, das im übrigen noch dunkel genug geblieben war, weil Herr Klumpkerkl vor die Nachtlampe einen kleinen Schirm geſtellt hatte.

Da wurden die Gäſte des Herrn Klumpkerkl von einem ſeltſam ſtreichelnden Gefühl angenehmen Staunens ergriffen über den ganz wunderbaren Wohlgeſchmack, den die eben angezündeten Zigarren hatten. Der Duft, der von ihnen ausging, war ganz zauberhaft. Dabei erſchien Herr Klumpkerkl von ihrem Glimmlichte wie bengaliſch beleuchtet.

„Das ſind mal gute Zigarren," bemerkte van Spetekerke.

„Das glaub' ich! Ganz ausgezeichnete Zigarren!" erwiderte Herr Klumpkerkl.

„Und wie ſie leuchten!" rief Herr Barballe erſtaunt aus.

„Jawohl," wiederholte Herr Klumpkerkl, „wie ſie leuchten!"

„Wo haben Sie die denn her?" fragte Herr van Spetekerke.

„Aus Maranſata in Oſtindien," antwortete Herr Klumpkerkl.

„Und die Firma?"

„Ein Freund von mir erzeugt sie und schenkt mir zuweilen einige. Sie kommen nicht in den Handel!"

„Was der Tausend!" rief der Zigarrenhändler aus. „Zigarren, die nicht in den Handel kommen? Das ist doch merkwürdig! Und es sind so vorzügliche Zigarren."

„Und sie kommen durchaus nicht in den Handel," wiederholte Herr Klumpkerkl mit fast gehässiger Bestimmtheit. Und wie wenn er jede weitere Frage in dieser Angelegenheit verhindern wollte, lenkte er das Gespräch von den Zigarren ab und sagte: „Also, Herr Barballe hat unsere Gewohnheiten noch nicht alle angenommen?"

„Leider nein," antwortete Herr van Spetekerke, „zumal unser protestantischer Begriff von der Würde des Familienoberhauptes stößt bei ihm auf einen beharrlichen und fatalen Widerstand."

„Das nimmt mich wunder, van Spetekerke," sagte mit Lebhaftigkeit Herr Klumpkerkl, „obgleich es ja immerhin sein kann, daß Ihre Leidenschaft, nächtlicherweile die Vergangenheit zu beschwören, den Ihren etwas wunderlich erscheinen mag und vielleicht auch imstande ist, Ihre Autorität ein klein wenig zu beeinträchtigen!"

„Ich nehme Ihren Ausspruch, der eines sanften Vorwurfs nicht entbehrt, mit der ganzen Ergebenheit an," erwiderte Herr van Spetekerke, „die ich nicht bloß Ihnen, dem Freunde, gegenüber empfinde, sondern auch Ihrem geheiligten Stande entgegenbringe, der Sie gleich einem Brustpanzer der Autorität umgibt und Ihre Person allerdings gegen das leiseste Geprickel von Sticheleien feit, wie Sie sie gegen mich soeben anzuwenden die große Güte hatten. Aber meine kleinen Unterhaltungen mit der Vergangenheit sind es durchaus nicht, die meine Autorität untergraben. Sie können es schon deshalb nicht sein, weil ich meine Beschwörungen stets auf eigene Faust betreibe, denn mein Schwiegersohn

(er wird nicht anſtehen, es mir zu beſtätigen) zeigt auch nicht die mindeſte Neigung, mir dabei zu aſſiſtieren."

Herr Barballe nickte und ſprach: „Wie ſollte ich auch, da ich gar keine Beziehungen zur Vergangenheit habe und durchaus aus der Gegenwart her bin?"

„So? Meinen Sie? Woher wiſſen Sie es denn, daß Sie aus der Gegenwart her ſind, Herr Barballe?" inquirierte Herr Klumpkerkl.

„Du lieber Gott, ich habe die Empfindung ſo," antwortete Herr Barballe.

Herr Klumpkerkl blies eine ſo gewaltige Wolke vor ſich hin, daß die Zigarre kniſterte und man hätte glauben können, ſich in London zu befinden, wenn der dichte Nebel um die weißen Gasflammen kreiſt. Dann ſagte er: „Meine Wenigkeit iſt davon nicht ſo vollkommen überzeugt."

* * *

Warum Herr van Spetekerke in dieſem Augenblick die Bemerkung machte: „Sapperlot, iſt das eine gute Zigarre!" iſt ſchwer zu entſcheiden. Sicher iſt, daß Herr Klumpkerkl dieſen logiſchen Seitenſprung mit Unzufriedenheit wahrnahm und ihn mit den Worten tadelte: „Darum handelt es ſich jetzt nicht."

Herr van Spetekerke fühlte, daß er ſich gegen die guten Geiſter der Höflichkeit und Freundſchaft vergangen hatte, und gab dies zu, indem er ſprach: „Sie haben recht, ehrwürdiger Freund, Sie haben recht. Darum kann es ſich nicht handeln in einem Augenblick, wo wir davon überzeugt ſein müſſen, daß kein Zug mehr von Moelendael abgeht, und wir keine Urſache haben, darüber betrübt zu ſein, da wir uns ja im Banne des goldenen Zeitalters befinden."

Herr Klumpkerkl war augenblicklich beſänftigt und drückte dies mit dem ganzen Takte ſeiner ſchönen Seele aus, indem er ſeiner-

seits sprach: „Nichts für ungut, alter Freund. Ich wollte nur sagen, daß es sich augenblicklich lediglich um das Problem handelt, die Harmonie in Ihrem Hause neuerdings auf der Autorität meines Freundes van Spetekerke als Familienoberhaupt zu stabilitieren. Gott weiß, daß ich Ihnen dazu mit all meiner Freundschaft helfen möchte, wie auch mit der Autorität, die Sie meinem geistlichen Stande beizumessen die große Freundlichkeit haben, vielleicht auch mit meiner Ihnen heute bekannt gewordenen Methode der Ausfindigmachung eines praktischen und bequemen Steckenpferdes für Ihren Schwiegersohn."

Statt diese Idee mit gebührendem Dank aufzunehmen, wie es der Pastor wohl erwartet hatte, hob Herr van Spetekerke beide Hände abwehrend empor und rief aus: „Ach du lieber Gott, Ihre Methode! So vortrefflich sie sich bei den Einwohnern von Moelendael auch bewährt haben mag: in meinem Hause ist es gerade die Ingres-Geige, die eine Dissonanz in unserem Familienkonzert hervorgerufen hat."

Herr Klumpkerkl war ein Bild des Erstaunens und richtete sich in dem Nebel, der ihn umgab, empor, so daß sein Haupt daraus hervorragte wie der Gipfel einer alpinen Majestät aus den Wolken, und rief: „Ganz unmöglich!"

Herr van Spetekerke erschrak zwar über diese Entschiedenheit seines Gastfreundes, fand aber doch den Mut, ausdrücklich zu erklären: „Es ist so, wie ich sage. Mein Schwiegersohn hat sich ein durchaus unpassendes Steckenpferd zugelegt. Er bildet sich ein, etwas von Altertümern zu verstehen."

„Da muß ich doch sehr bitten, Schwiegerpapa," protestierte Herr Barballe.

Herr van Spetekerke ließ sich aber keineswegs einschüchtern, sondern begann einen heftigen Frontalangriff, indem er sich im bestimmtesten Tone von der Welt zu seinem Schwiegersohn wandte,

wie folgt. „Mein lieber Cyprian, es gibt nur eine Art, ein Kenner von Altertümern zu ſein, und das iſt die, der ich meine Kapazität auf dieſem Gebiete verdanke. Dieſe Art nenne ich die poſitive, autoritative, auf dem feſten Boden der Erfahrung, aus der Tiefe des Inſtinktes, mit den Ergebniſſen direkter Forſchung, von Gnaden angeborener Begabung ausgeübte, kurz geſagt: die ſchöpferiſche. Ihre aber, Herr Barballe, iſt eine ſchlechte, ungenügende und ganz belangloſe Abart. Denn ſie gründet ſich lediglich auf Lektüre. Niemals, Herr Schwiegerſohn, werden Sie auf dieſe Weiſe auch nur den Schatten eines Rufes erwerben, wie ich ihn beſitze."

„Ganz Holland iſt voll davon," beſtätigte Herr Klumpkerkl.

„Nicht bloß ganz Holland!" erklärte Herr van Spetekerke. „Mein Ruf iſt international. In Paris, Rue Richelieu, gegenüber der Bibliothek, in Berlin, Unter den Linden, nahe den Muſeen, in München im Muſeum ſelbſt, in Vichy, Tarascon, Evian, Karlsbad, Kolberg, Neapel — überall, wo ich meine ſichtbaren oder unſichtbaren Filialen habe, lebt und webt und wirkt mein Ruf."

„Nicht auch in Belgien?" fragte Herr Klumpkerkl.

„Schweigen Sie mir von dieſem Lande!" rief Herr van Spetekerke aus. „Das iſt kein Land für ehrliche Antiquitätenhändler. Dort blüht der phantaſtiſche Schwindel. Ein Land, in dem Muſcheln, mit Bildern drauf, verkauft werden! Ein Land, wo man die Frechheit hat, Muſcheln zum Kauf anzubieten, die altvlämiſchen Dialekt reden ſollen, wenn man ſie an das Ohr hält! Ich perhorreſziere dieſes Land!"

„Alſo ſchön, reden wir nicht von Belgien," ſuchte Herr Klumpkerkl zu begütigen.

„Oh, es iſt haarſträubend, welchen Beleidigungen ich jetzt in meinem Hauſe ausgeſetzt bin," ſchluchzte Herr van Spetekerke.

„Hat nicht dieſer, mein Schwiegerſohn da, angeſichts einer alten Delfter Platte zu behaupten gewagt, ſie ſei nicht authentiſch? Und hat nicht ſeine Frau, meine Tochter, ſo ſehr alle Kindespflicht vergeſſen, daß ſie ſeiner Meinung ausdrücklich beipflichtete? Und hat nicht, was noch ſchlimmer iſt, ſeine Schwiegermutter, meine eigene Frau, die Ruchloſigkeit gehabt, gleichfalls in dieſes Konzert boshaften Widerſpruchs einzuſtimmen, ſo daß ich in meinem eigenen Hauſe in die Minorität gebracht, ja im eigentlichen Sinne an die Wand, in die Ecke gedrückt worden bin? Und alles dies, obwohl ich ſelbſt dieſe Platte (ich kann Ihnen die Rechnung noch zeigen) in Delft nach einem ſehr alten und ſchönen Muſter habe machen laſſen und perſönlich das Geäder von Sprüngen, die das Alter gewährleiſten, hineingemacht habe?"

„Was? Kann man denn das?" fragte Herr Klumpkerkl.

„Natürlich kann man das," erklärte mit Beſtimmtheit Herr van Spetekerke, „vorausgeſetzt, daß man ein ſchöpferiſcher Antiquar iſt und nicht bloß ein Menſch, der ſeine Wiſſenſchaft aus den Büchern her hat. Man ſtellt die Platte in eine Ecke, verſchafft ſich eine Spinne und läßt dieſe ihr Netz darüber weben. Dann kommt man ihr mit einer Säure zu Hilfe und erhält ſo allen Staub der Vergangenheit, alle Linien, die die Hand der Zeit nur immer auf einem Gegenſtand hat einzeichnen können. — Was iſt es, was ein Ding alt macht? Etwa die Zeit? Unſinn! Die Zeichen der Zeit! Iſt denn ein Topf, der in der Vitrine eines Muſeums ohne jede Spur von Alter unverſchämt neu erglänzt, eine Antiquität, bloß weil er zufällig vor zweihundert Jahren gemacht worden iſt? Nein! Die Erzeugniſſe meines Genies ſind die einzigen wahrhaft guten und wahrhaft ſchönen Altertümer, denn der Geiſt des Alters iſt ihnen eingeprägt. Ich für meine Perſon pfeife auf jede wirkliche Antike, die nicht antik ausſieht. Und ich bin ſtolz darauf, daß ich Antiquitäten herſtelle, die die Stimmung der Vergangenheit in ſich

tragen und ausſtrahlen. Dieſe Art produktiver, poſitiver Kennerſchaft und Schöpferkraft auf dem Gebiete des Antiquitätenhandels iſt wohl ein bißchen mehr wert, Herr Barballe, als Ihr pedantiſches Herumſchnüffeln in allen Stilen mit Hilfe der Krücken einer Büchergelehrſamkeit aus zweiter Hand."

Herr Klumpkerkl empfand wiederum das Bedürfnis, den Strom des Geſpräches in ein anderes Bett zu lenken, und fragte: „Wie machen Sie eigentlich das mit den Spinnennetzen?"

„Was ſoll ich machen? Ich mache gar nichts. Ich laſſe die Spinne machen," antwortete Herr van Spetekerke.

„Sehr ſchön," erwiderte Herr Klumpkerkl. „Daß Sie die Spinnenfäden nicht ſelbſt a poſteriori hervorbringen, konnte ich mir wohl denken. Aber wie halten Sie ſie dann in Form jener Rißäderungen auf den Poterien feſt?"

„Damit verhält es ſich, mein ſehr verehrter Freund," antwortete Herr van Spetekerke, „wie mit der Herkunſt gewiſſer Zigarren, die nicht im Handel ſind. Auch meine Methode iſt nicht im Handel und wird als Geſchäftsgeheimnis betrachtet."

„Seh' mal einer an! Ein Geheimnis," ſagte Herr Klumpkerkl und lächelte. „Da könnten wir vielleicht einen kleinen Tauſchhandel machen. Ich ſage Ihnen das Geheimnis mit meinen Zigarren und Sie ſagen mir das Ihre mit Ihren Spinnen."

Herr van Spetekerke lehnte aber ganz kurz und kühl ab: „Lieber Freund, ich finde die Zigarren vortrefflich und rauche ſie ſehr gern bei Ihnen, doch gelüſtet es mich gar nicht, das Geheimnis zu lüften, das ihre Herkunſt verhüllt. Man muß nicht Mitwiſſer aller Dinge ſein. Es iſt beſſer für die Nerven."

„Wie Sie wollen, Herr van Spetekerke," ſagte Herr Klumpkerkl, ohne weiter in ſeinen Freund zu dringen.

Es war kein Zweifel, daß die Wendung, die das Geſpräch genommen, allerſeits mit Mißbehagen empfunden wurde. Klump-

kerkl ſagte nichts, van Spetekerke ſagte nichts, und Barbalie konnte nichts ſagen, weil er eingenickt war. Das Schweigen dauerte gut zwei Minuten. Plötzlich wurde es durch die ſeltſame Bemerkung van Spetekerkes unterbrochen, die er mit der ganzen Autorität eines im Verkehr mit Geiſtern erfahrenen Mannes abgab: „Klumpkerkl, ſoeben hat ein Geiſt den Schirm von Ihrer Nachtlampe weggerückt."

„Das muß ein dummer Teufel von einem Geiſt geweſen ſein," erwiderte trocken der Paſtor von Moelendael.

„Klumpkerkl, mein teurer Freund, ich bitte Sie dringend, mir zu erlauben, daß ich an Ihren Tiſch komme," fuhr Herr van Spetekerke fort.

Herr Klumpkerkl aber entſchied recht entſchieden: „Bleiben Sie, bitte, wo Sie ſind, und laſſen Sie mich mit Ihren abergläubiſchen Geſchichten zufrieden!"

Trotzdem ſprang der ganz aufgeregte Herr van Spetekerke auf und taſtete ſich durch den Zigarrendampf zu dem Tiſch. Kaum, daß er aber in deſſen Nähe gekommen war, erklang eine dünne Stimme: „Tolpatſch! Können Sie nicht ein bißchen Obacht geben? Sie gehen auf meinen Hühneraugen ſpazieren!"

Van Spetekerke retirierte eiligſt zu ſeinem Lehnſtuhl, in den er ſich wie gebrochen fallen ließ.

Mit einer Stimme voller Zweifel und Angſt ſagte er: „Klumpkerkl, das können doch nicht Sie geweſen ſein, der mich eben ſo angefahren hat?"

Klumpkerkl antwortete: „Ich pflege mich höflicher auszudrücken."

Van Spetekerkes Stimme wurde noch bänglicher: „Wer alſo war es, der mir dieſen Rüffel erteilt hat? Ich muß es erfahren; ich werde ein Zündholz anſtreichen."

Daß ihm dieſes Wort zur Hälfte im Munde ſtecken blieb, daran

war eine schallende Ohrfeige die Ursache, die auf sein Antlitz niedersauste und deutlich im ganzen Zimmer vernommen wurde.

„Das geht zu weit, Klumpkerkl!" erklärte mit Empörung der Händler in echten Antiquitäten und Tabaken.

Herr Barbalie reinigte aber den Pastor sofort von dem schmerzlichen Verdacht, seinem Gastfreunde eine Backpfeife versetzt zu haben, indem er sehr ruhig und bestimmt erklärte: „Daß Sie soeben eine Ohrfeige gekriegt haben, lieber Schwiegervater, ist über jeden Zweifel erhaben, aber ebenso sicher ist, daß nicht Herr Klumpkerkl es war, der sie Ihnen verabreicht hat, denn er hat sich ganz gewiß nicht aus seinem Schlummerstuhl erhoben."

„Um so nötiger ist es, daß ich Licht mache," erklärte Herr van Spetekerke, und rieb in demselben Augenblick ein Wachszündholz an, in dessen Licht er seinen Freund tatsächlich in friedlichster Pose dasitzen sah, ebenso wie seinen Schwiegersohn. Außer Zigarrenqualm füllte nur noch die absoluteste Stille den kleinen Raum.

„Dort funkelt Gold! Was ist das?" fragte Herr van Spetekerke.

„Das ist eine Sammlung Klassiker," antwortete Herr Klumpkerkl, „denen ich, ihrem inneren Wert entsprechend, vergoldete Rückenschilder habe aufkleben lassen."

Herr van Spetekerke war offenbar außer sich, und so fuhr er ganz unvermittelt mit den Worten auf seinen alten Freund los: „Wenn unsere alte Freundschaft jetzt einen fühlbaren Stoß bekommen hat, so weise ich jede Verantwortung deswegen von mir. Nur Sie sind schuld daran."

„Ich?" rief Herr Klumpkerkl aus, „ich? Was habe ich denn auf dem Gewissen? Ich habe Ihnen nicht sagen wollen, woher ich meine Zigarren habe. Das ist alles. Ist das aber ein Grund, in Raserei zu geraten?"

„Und warum verweigern Sie mir die Auskunft?" fragte mit bebender Stimme Herr van Spetekerke.

„Sie haben mir eine andere ja auch verweigert," erwiderte Herr Klumpkerkl.

Jetzt fühlte Herr Barballe den Augenblick gekommen, seine guten Dienste als Vermittler anzubieten, und er sprach: „Meine Herren! Es ist ganz ausgeschlossen, daß zwei Biedermänner wie Sie, die dazu bestimmt sind, einander zu verstehen, zu schätzen und zu lieben, auf die Dauer miteinander verzwistet sein sollten. Vernunft und Gefühl verlangen es gleichermaßen gebieterisch, daß die alte Harmonie wiederhergestellt wird. Zum Glück gibt es ein Mittel dafür, das keinem von Ihnen schwer fallen kann: Sie brauchten bloß ein jeder sein Geheimnis aufzugeben."

Kaum hatte Herr Barballe diese wohlgesetzte Rede beendet, da lehnte sich Herr Klumpkerkl, wie wenn er lauschte, ein wenig in seinem Lehnsessel vor und rief zweimal hintereinander: „Spinne! Spinne!" Dabei wuchs seine Stimme gewaltig und strömte baritonisch empor zum Plafond und klang nicht mehr wie die Stimme eines einzelnen, sondern wie die Stimme der antiken Chöre, die Minerva anriefen, daß sie erscheinen möge, um zu sehen, was in dem Palast des Königs vor sich gehe. Und „Spinne!" wiederholte der Pfarrer von Moelendael. „Darf ich sprechen? Erlaubst du mir, zu reden, obwohl ein Schändlicher hier zugegen ist, der sich erdreistet, deine hohen Künste zur Aufbesserung seiner Finanzen zu mißbrauchen!? O Spinne, göttliche Spinne, deren Tempel der weite Himmel ist, der Baum, der Busch und der Balken, Spinne, deren Anfang, Mittelpunkt und Ende überall und nirgends ist, die du deine Verstecke in dem Himmel hast und das Feld deiner Tätigkeit in allen Winkeln, vergibst du ihm sein Verbrechen? Wenn es so ist, so teile es mir mit in Gestalt der Hausspinnen, die mein niederes Dach mit ihrer Gegenwart verschönen."

Herr Klumpkerkl erhob beschwörend seine beiden Arme und stieß eine gewaltige Rauchwolke von sich. Blasse Spitzen Dampfes roll-

ten und zackten ſich im Dunkeln auf, während kleine Wölkchen durch ein paar Lücken der Läden und über die Schwelle her das Zimmer durchfuhren.

„Ja!" erſcholl es im höchſten Diskant, „und zum Zeichen dafür werde ich die Nachtlampe auslöſchen."

Jetzt erſchien das Zimmer ganz dunkel bis auf einen unendlich blaſſen Streifen Mondlicht, der durch die Läden flimmerte.

Aber da entzündete ſich am Plafond ein kleiner heller Schein, zuckte hin und her, griff wie mit kleinen Ärmchen um ſich, rundete ſich kugelig ab und ward zu einer niedlichen kleinen Frau in einem roſaroten Plüſchleibchen mit ſehr langen, mageren Armen, die von der Decke herabſchwebte und eine Flaſche mitbrachte, die wie ein roſig angehauchter Diamant ſchimmerte.

Klumpkerkl erhob ſich feierlich, holte fünf Gläſer und füllte ſie aus der Flaſche.

Die kleine Dame hatte ſich mittlerweile geſetzt. Man konnte ihr glänzendes Leibchen deutlich ſehen; ihr Geſicht aber, das wie aus ſchwarzer Gaze gemacht ſchien, die mit zwei Stahlperlen beſetzt war, konnte man nur ganz undeutlich erblicken.

„Jetzt haben Sie mich wohl geſehen, meine Herren," ſagte die kleine Dame, „nun will ich aber auch meine große Schweſter holen und außerdem die Bedienung übernehmen."

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich, trippelte durch das Zimmer, ſchien plötzlich irgendwo hinaufzuklettern, irgendwoher wieder herabzuſteigen, und alles dies dem Anſchein nach zu dem Zwecke, überall im Zimmer kleine glänzende Punkte zu entzünden, von denen der eben noch ganz mit Dampf erfüllte Raum allmählich heller und heller wurde, ſo daß man deutlich ſehen konnte, wie ſich aus einer Ecke eine große, graue, majeſtätiſche Geſtalt erhob, die langſam ins volle Licht kam, ſich zu den übrigen ſetzte, ihr Glas ergriff und es leerte, indem ſie ſprach: „Proſit allerſeits!"

Nun kam aber auch die Kleine im roſa Leibchen wieder herbeigelaufen und nahm gleichfalls ihr Glas. In dem hellen Lichte war es Herrn van Spetekerke und ſeinem Schwiegerſohn jetzt möglich, ihr Äußeres genauer zu unterſcheiden. Das Geſicht, das vorhin wie ſchwarze Gaze ausgeſehen hatte, erfreute ſich in Wirklichkeit eines ſehr roſigen und munteren Teints, von dem ſich das blanke Schwarz höchſt luſtiger Augen auf das lebhafteſte abhob, ebenſo, wie zu ihrem roſa Mieder der rauchfarbene Rock ſcharf abſtach. Der Teint der Großen, die von einem eckigen und dürren Körperbau war, ſpielte deutlich ins Gelbliche, und ihre grauen Augen hatten etwas Trockenes und Hartes, wie denn ihr ganzes Weſen den Eindruck von grauer Trockenheit machte.

Eine Weile geſchah nichts, als daß man ſchweigend den blaßroſafarbenen Wein trank. Dabei nahm die Luft des Zimmers eine an Punſch erinnernde Feuerfarbe an, in der Herr Barballe und van Spetekerke geſpenſterhaft bleich erſchienen, während Herr Klumpkerkl nur um ſo friſcher und roſiger ausſah.

Der Paſtor von Moelendael ſchien überhaupt ſeine gute Laune vollkommen wiedererlangt zu haben.

„Sehen Sie," ſagte er, „dieſe zwei weiblichen Weſen da . . . aber ich will Ihnen doch lieber erſt die gewünſchte Auskunft geben, van Spetekerke! Was Sie da rauchen, iſt nicht aus Tabakblättern gedreht, ſondern Kraut der ‚Königin der Nacht', untermiſcht mit Victoria regia und Blütenblättern einer ganz winzig kleinen, ganz ſanft roſafarbenen Erika, die ausſchließlich in Meniagkabau, im Lande der Malaien, wächſt. Der Samenſtaub des heiligen Lotos verbindet dieſe Kräuter gleich einem Puder, und ſo ergibt das Ganze die Eſſenz der Träume, dank einem Rezepte, das hindoſtaniſche Prieſter und arabiſche Propheten gemeinſam entdeckt haben, als ſie ſich im Archipel begegneten, deſſen jetzt leider europäiſch übertünchte Eingangspforte Batavia iſt. — Nun wird es Ihnen

wohl klar ſein, warum dieſe Zigarren bei uns nicht im Handel ſind, und warum ich mich nicht ſogleich entſchloſſen habe, ihre Herkunft zu enthüllen. — Jetzt aber zu den zwei Damen, denen ich Sie vorzuſtellen die Ehre habe! Es ſind meine zwei geduldig vereinten, geduldig gehegten, geduldig gewärmten Seelen. Bisher habe ich nur ſie aus mir herausgezogen. Aber in dieſem Ofen ſehen Sie Unterlagen genug zu weiteren zukünftigen Materialiſationen in Geſtalten ganzer Bündel von Spinneweben, die auch noch einmal Leben annehmen ſollen."

Die eckige, graue, trockene Dame erklärte mit einer etwas barſchen Altſtimme: „Das glaube ich nicht."

„So, das glaubſt du nicht?" wandte ſich Herr Klumpkerkl zu ihr. „Haſt du vielleicht früher geglaubt, aus mir geboren zu werden, Theologie? Nein, du haſt es nicht, und darum erſuche ich dich, nicht ſchon im voraus deine beſcheidenen Schweſtern mit deinem Spotte zu verfolgen, die ich dir noch zu geben gedenke."

Jetzt miſchte ſich auch die Kleine im roſa Leibchen ins Geſpräch, indem ſie Herrn Klumpkerkl beiſtimmte: „Beſcheiden, o ja, ſehr, ſehr beſcheiden." — Darauf ſchwenkte ſie ſich etwas im Kreiſe und zog, man konnte durchaus nicht merken, woher, eine roſig leuchtende Flaſche hervor.

„Es iſt genug mit dem Getränk, Amphore," proteſtierte der barſche Alt der Eckigen.

Aber Herr Klumpkerkl war der Meinung des roten Leibchens und entſchied: „O nein, Theologie, es iſt noch nicht genug, denn wie du ſiehſt, ſind meine Freunde noch nicht rubinfarben."

Die Eckige remonſtrierte: „So ſchenke wenigſtens bloß halbe Gläſer ein!"

„Nein, volle!" entſchied Herr Klumpkerkl. „Ich denke nicht daran, mich Freunden gegenüber lumpen zu laſſen."

Herr van Spetekerke, als Mann von Gefühl und Höflichkeit,

erhob sich und drückte Herrn Klumpkerkl sehr fest die Hand, indem er sprach: „Dank für dieses Freundschaftswort! Herzlichen, aufrichtigen Dank! Es ehrt und erquickt mich in tiefster Seele."

Herr Klumpkerkl seinerseits erwiderte den Händedruck mannhaft und gefühlvoll und gab ihn an Herrn Barballe weiter.

Dann aber sprach er: „So sind Sie denn also eingeweiht in den Inhalt meiner Nachtwachen, deren Resultat Sie vor sich haben, oder, um mich Ihrer heiteren Ausdrucksweise zu bedienen: Sie hören die Musik, die ich auf meiner Ingres-Geige erzeuge. — Wieso ich dazu kam? Nun, Sie werden es sehr begreiflich finden, daß ich, nachdem ich das goldene Zeitalter in meinem Pfarrsprengel etabliert hatte, auf die Idee kommen mußte, auch mir darin einen kleinen Fleck zu sichern. Mein persönliches Glück war allerdings nicht so leicht zu konstruieren, wie das meiner guten Moelendaeler, denn ich kann wohl sagen, daß eine ziemliche Portion Intellektualität zu ihm gehört, und zwar eine Intellektualität, die ihr Maß nicht außer sich, sondern nur in sich selber findet ... Wir sind unter uns, und so will ich es Ihnen nicht verheimlichen, daß ich ein ziemlich differenziertes Wesen bin, ein Klumpkerkl, in dem zwei Klumpkerkl stecken. — Den einen glauben Sie zu kennen; wenigstens sehen Sie ihn, aber es gibt noch einen andern, den man nicht so ohne weiteres erblickt, obwohl auch er Ihr Freund ist. Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, sich etwas zu mir herüberzuneigen, so werden Sie ihn etwas oberhalb meines rechten Augenlides ziemlich deutlich unterscheiden können. Es ist dies, wie ich hinzufüge, nur des Abends und nur in dieser Art Helligkeit möglich, die eine rein geistige Helligkeit ist. — Bitte, genieren Sie sich gar nicht, neigen Sie sich nur ganz nahe her zu mir und sehen Sie den Punkt an, den ich Ihnen bezeichnet habe."

„Wahrhaftig!" erklärte Herr Barballe. Und: „Wahrhaftig,"

pflichtete Herr van Spetekerke bei; „es ist wie eine Art Miniaturausgabe, eine sehr verkleinerte Medaille Ihres Selbst!"

Herr Barballe, der auch in diesem feierlichen Augenblick seine boshafte Seele nicht verhehlen konnte, bemerkte: „Da können Sie mit Ihrer Tischklopferei nicht 'ran, verehrtester Schwiegerpapa!"

„Sie sind und bleiben doch ewig der Gleiche," erwiderte Herr van Spetekerke. „Nichts auf der Welt kann geschehen, das Ihnen nicht sofort einen Dolch in die Hände drücke, ihn mir ins Herz zu stoßen. Es ist das eine Charaktereigenschaft, die ich weder bewundere, noch um die ich Sie beneide. Aber ich gebe gerne zu, daß mein Freund Klumpkerkl mit dieser Leistung alles übertroffen hat, was ich selbst mir jemals auch nur zu wünschen getraut habe."

„Ich sehe noch was!" rief mit ungeheucheltem Erstaunen Herr Barballe aus. „Auf der andern Seite der Stirne des Herrn Klumpkerkl bemerke ich ganz deutlich, wenn auch in flüchtigen Umrissen, das Porträt der beiden reizenden Personen, deren Gegenwart uns die Freundlichkeit des Herrn Pastors beschert hat."

„Aber ohne die Füße, nicht wahr," fragte Herr Klumpkerkl.

„Welche Füße?" fragten die beiden.

Herr Klumpkerkl murmelte etwas Unverständliches von Spinnenfüßen und nahm dann rasch einen kleinen Handspiegel zur Hand.

„Nein," erklärte er, „es sind keine Runzeln; man sieht die Füße noch nicht. Das hat aber seine gute Bewandtnis. Sie dürfen ihre Füße noch nicht dort anbringen, weil sie den anderen noch Platz machen müssen, die noch geboren werden sollen, Gott weiß wann, denn dies alles braucht Zeit. Würden sie jetzt schon ihre Füße ausstrecken und sich nach Wohlgefallen auf der ganzen linken Oberfläche meiner Stirn ausbreiten wollen (denn auf der rechten haben sie kein Recht, da dort ein für allemal die Spiegelung meines zweifachen Innern etabliert ist), so könnte ich die anderen

Spinnenſchöpfungen, die ich bereits vorbereite, wenn ſie einmal fertig ſein würden, nicht mehr logieren, und das wäre ebenſo bedauerlich für mich, wie vor allem für das Dorf."

„Wieſo für das Dorf?" fragte van Spetekerke.

„Weil ich die Hoffnung hege," antwortete Herr Klumpkerkl, „es von meinen Erfindungen eines Tages profitieren zu laſſen."

„Sie wollen alſo, wenn ich Sie recht verſtehe," fragte Herr van Spetekerke, „einige von Ihren Spinnen — abgeben?"

„Ich denke nicht daran," erklärte der Paſtor; „ſuum cuique, d. h. jedem ſeine Spinne. Aber ich habe vor, meine Entdeckung zu veröffentlichen und ſo zu illuſtrieren, daß ein jeder aus dem Gewebe ſeiner eigenen Spinnennetze imſtande ſein ſoll, ſeine eigenſte und perſönlichſte Spinne zu entwickeln. So, wie ich ſelber dieſe hier entwickelt habe. — Für die Kleine im roſa Leibchen habe ich ſorgfältig die Spinnennetze geſammelt, mit denen im Keller meine Weinflaſchen ſich umgeben haben, und ich habe dieſe liebenswürdige Kleine (Amphore iſt ihr Name) ohne viele Mühe zuſtande gebracht. Ein paar Beulen am Kopfe hat es mich ja gekoſtet, wenn ich ohne Licht in den Weinkeller hinunterſtieg, um ſie Faden für Faden zu ſammeln, aber es war doch immerhin leichter als die Erzeugung der anderen, der Theologie, die ich mir in langen Geduldsproben aus den Spinneweben auf meinen alten Bibeln zuſammenſuchen mußte. Es ſteht zu vermuten, daß ich auch heute noch nicht fertig damit wäre, wenn mir nicht meine kleine Amphore eines Abends den Rat gegeben hätte, meine alten Bibeln in den Weinkeller zu tragen."

„Das weiß Gott, Herr Klumpkerkl," grollte die Eckige, „daß Sie vor meiner Geburt etwelche Zwiegeſpräche mit Amphore gepflegt haben. Ich habe es wohl bemerkt aus allerlei Andeutungen in Ihren Unterhaltungen, die Sie auch in meiner Gegenwart oft und gerne fortſetzen."

„Aber meine teure Theologie! . . .“ warf mit betrübtem Tone Herr Klumpkerkl ein.

Herr van Spetekerke aber rief heftig aus: „Ich für mein Teil begreife vollkommen, welches Vergnügen Sie in den Unterhaltungen mit dieser niedlichen Amphore im rosa Leibchen empfinden. Wenn es nach mir ginge, würden auch wir uns jetzt hauptsächlich mit ihr unterhalten.“

Amphore errötete, soweit es bei ihrer ohnehin rosigen Hautfarbe noch möglich war, vor Vergnügen, und erklärte mit schneller Bereitwilligkeit: „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein Herr, und bin immer bereit, wenn es sich darum handelt, liebenswürdige Herren einzuspinnen, ihnen die Gegenwart so rosig zu färben, als es nur irgendwie möglich ist.“ Mit diesen Worten zog sie wiederum, ohne daß man wußte, woher, eine leuchtende, granatfarbige Flasche aus dem Nichts.

Madame Theologie aber erhob sich mit einem eckigen Ruck und erklärte: „Herr Klumpkerkl! Ich ziehe mich zurück! Amphore hier ist ja in der Tat die Ältere, aber allgemein genommen und von Rechts wegen ist sie, wie Sie nicht werden leugnen wollen, die Jüngere von uns beiden, und ich kann es nicht mit ansehen, wie sie sich hier aufführt.“

„Euer Zwist zerreißt mir mein Herz,“ rief Klumpkerkl aus und sank in seinen Schlummerstuhl zurück. Herr Barbalie aber bemerkte mit einem Seitenblick auf seinen Schwiegervater zur Theologie: „Ich begreife, Madame, daß Sie sich verletzt fühlen, aber gehen sollten Sie deswegen doch nicht. Ich für mein Teil werde, wenn ich mich mit Fräulein Amphore unterhalte, leise sprechen.“

Herr van Spetekerke murmelte: „Weiß der Himmel, für welche Sünden ich mit einem Schwiegersohn bestraft worden bin, der immer und ewig gegen mich Partei nehmen muß!“ Dann wandte er sich gleichfalls zur Theologie und sagte mit Höflichkeit: „Ich

bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich Madame beleidigt haben sollte. Auf alle Fälle wird mein Schwiegersohn alles wieder gutmachen, indem er sich ausschließlich mit Ihnen unterhalten wird."

Aber weder die Worte des Schwiegersohnes noch die Worte des Schwiegervaters waren imstande, die Theologie in ihrem einmal gefaßten Entschlusse zu beeinflussen. Sie machte eine eckige Verbeugung und sprach: „Ich gehe! Auf Wiedersehen, Herr Pastor!"

Und sie zerschmolz.

„Sie wird morgen ganz böse und unausstehlich sein," erklärte Herr Klumpkerkl, wie sie weg war. Amphore aber streichelte dem Pastor die Wangen und sagte: „Nur keine Angst, Klumpkerklchen. Ich werde sie schon zur Vernunft bringen. Zwar bliebe ich viel lieber noch eine Weile bei euch, aber die Hauptsache ist, daß ich sie noch einhole. Ein paar Flaschen will ich aber doch noch vorher herbeischaffen." Und sie produzierte wiederum aus dem punschfarbenen Lichte des Zimmers eine Reihe rubinfarbener Flaschen.

Dann zerschmolz auch sie.

* * *

„Das muß man sagen, Klumpkerkl," erklärte Herr van Spetekerke, „langweilen tun Sie sich nicht."

„Nicht eine Minute," erwiderte Herr Klumpkerkl kurz.

„Aber sagen Sie mal, Herr Pastor," fragte Herr Barballe, „was für ein wunderbarer Wein ist das?"

„Er ist gut, meine ich," erwiderte Herr Klumpkerkl.

„Ausgezeichnet," bestätigten Schwiegervater und Schwiegersohn.

„Dann vergessen Sie ja nicht, sich von Hanke das Rezept geben zu lassen," sagte Herr Klumpkerkl. „Sie macht ihn aus den

Johannisbeeren meines Gartens. Es iſt das Steckenpferd meiner Johannisbeeren, zu Wein zu werden. — Wie ich ſchon geſagt habe, und wie ich zu ſagen nie aufhören werde: Die Ingres-Geige, das iſt die ganze Frage."

Digitized by Google

III

Der Mann mit dem porösen Schädel

Eine Reise durch Flandern ließ mich in Centégliſes Station machen.

Warum auch nicht? Es gab da in einem alten Gemeindehaus ein paar alte Bilder zu ſehen.

Allerdings kommt mir die Manier, jeder verräucherten Ölſchwarte friſch nach ihrer Entdeckung auf irgendeinem Speicher ſofort den oder jenen berühmten Namen anzuheften, ein bißchen allzu hurtig und ſkrupellos vor. So ſchreibt man, ſeitdem vor etwa zwanzig Jahren Memling in die Mode gekommen iſt, dem wunderbaren Meiſter vom Rheine wirklich ein bißchen zu viel zu, nämlich nicht bloß einige tatſächlich intereſſante und ſchöne Holztafelbilder, ſondern auch eine Unmaſſe von unintereſſanten Stricheleien braver Kunſtjünger auf alten Schildern und Votivtafeln, denen man lediglich nachſagen kann, daß ſie in ehrlicher Angſt entſtanden ſind.

Ich wage mich im allgemeinen zu der Anſchauung zu bekennen, daß infolge der gewaltig gelehrten deutſchen und der mit gewaltig vielen Belegſtücken hantierenden italieniſchen Kritik die vlämiſchen Kunſthiſtoriker einer bedenklichen Neigung verfallen ſind, allzu eifrig und lückenlos die Geduldsprobenbeweiſe zahlloſer Biedermänner der Vergangenheit zu ſammeln, die, als ſie lebten, ihr Brot davon hatten, daß ſie der höchſt löblichen Gewohnheit dienten, derzufolge man damals die Häuſer ſowohl außen wie innen bunt zu bemalen pflegte. Urſprünglich hatten es dieſe braven Malersleute nur darauf abgeſehen, die Türen und Fenſter zu betünchen, ſorgfältig, ſauber und wiederholt, und zwar die Türen blau, die Fenſter aber in zwei Grün, nämlich einem dunkleren für den all-

gemeinen Rahmen, und einem helleren für die beſondere Einrahmung der kleinen Schiebeſcheiben. Dann machten ſie ſich an die Zimmerdecken, denen ſie entweder einen roten, einen braunen oder einen grünen Anſtrich verliehen. Nun aber wurden ſie kühner und ſchmückten die Wandverkleidung des Treppenhauſes ſehr prächtig mit den Erzeugniſſen jener wagemutigen Kunſt aus, die man das Marmorieren heißt, d. h. ſie ließen geſchickt auf dem geſchmeichelten Kalk die üppigſten Marmoräderungen von Paphos und Carrara entſtehen. Und, da ſie dies vermocht hatten, fanden ſie, daß der Malerpinſel wohl auch noch weiterer Hexereien fähig wäre, und ſo ließen ſie, fortan vor keiner Kühnheit mehr zurückſchreckend, über den gemalten Marmor gemalte Brokattapeten herabfallen, Brokattapeten, meine Herrſchaften, die in brillanten Farbeneffekten, weiß Gott, etwas leiſteten. Jetzt aber war der Teufel des Ehrgeizes in ihnen los, und ſie griffen nach höherem Lorbeer, wobei ſie aber, was zu ihrer Entſchuldigung erwähnt zu werden verdient, nicht bloß von Ruhmbegierde, ſondern auch von der Erwägung geleitet wurden, daß ein geſchmeichelter Auftraggeber eine leichtere Hand beim Bezahlen der (allerdings ohnehin kaum übertrieben großen) Rechnung haben möchte; ſie taten ein übriges und erboten ſich, als Zuwage ſozuſagen, die Geſichtszüge des verehrten Hausherrn oder ſeiner werten Gemahlin oder des verehrungswürdigen Fräulein Tochter auf der Leinwand farbig feſtzuhalten, ſo gut es eben in ihren Kräften ſtand. — Dagegen läßt ſich nicht das geringſte einwenden, und ich denke gar nicht daran, dieſe freundliche Übung zu tadeln. Mir drängt ſich nur die hochachtungsvoll ergebene Frage auf: Iſt das ein genügender Grund dafür, von derartigen langweiligen und unbeholfen gemalten Herren- und Damenantlitzen (teils von vorn, teils von der Seite) ganze Stapel in die Muſeen zu ſtopfen und die höfliche Unterſchrift: „Unbekannter Meiſter“ darunter zu ſetzen? — Die ſtaatliche Kunſtkritik Frankreichs braucht

ſich zu dieſer Frage nicht zu äußern. Unſere franzöſiſche Kritik iſt im allgemeinen gegen Anfälle einer ſo verwegenen Begeiſterung durch das Serum des ebenſo bequemen wie beliebten Prinzips geſeit, ein Bild überhaupt erſt dann für beachtenswert zu halten, wenn der Name ſeines Urhebers die akademiſche Eichung erhalten hat. Dadurch wird das Kapital der Nation an anerkannter alter Kunſt vor übermäßigem Anſchwellen bewahrt, oder, wenn man das vielleicht nicht unbedingt für einen Vorteil halten will: dieſes Prinzip hat den angenehmen Effekt, daß ſich in den Sälen der franzöſiſchen Schule unſerer Muſeen keine ganz ſchlechten Bilder befinden. Die ganz guten ſind ja auch nicht dort; es herrſcht das tüchtige Mittelmaß, aber das iſt nur ein weiterer Beleg dafür, daß unſere ſtaatlich beſtellte Kunſtkritik harmoniſch mit den übrigen weiſen Einrichtungen unſeres Landes und mit der wohl temperierten Art unſerer regierenden und akademiſchen Kreiſe überhaupt übereinſtimmt.

Die vier Bilder des Gemeindehauſes waren übrigens nicht von den ganz unintereſſanten.

Hätte ich nicht das Glück gehabt, auf nur leider zu kurzen Wanderungen durch Muſeen voll wirklich ſchöner mittelalterlicher Werke die Originale davon zu ſehen, ſo würde ich gewiß ſehr zufrieden geweſen ſein. Für den Herrn Ratsſchreiber aber, der mit Centégliſes als Bürger durch Vererbung, Gewohnheit und Amt eng verbunden war, bedeuteten die vier eine Verſammlung von Wundern, die er mit von Stolz geblähter Seele vorzeigte. Ich war nicht barbariſch genug, ſeine Hochgefühle abzukühlen, und ſo entſchloß ſich der brave Mann gerne, einen Schlüſſel zu holen und aus einem Schranke Weiteres zu produzieren: ein paar mittelmäßige Goldſchmiedearbeiten und eine Reihe ſehr ſchöner Spitzen.

„Da haben Sie nun alſo", bemerkte er dazu, „den Kern und Keim unſeres zukünftigen Gemeindemuſeums: Gemälde und an-

dere Kunstgegenstände. — Wir werden bald den Vorzug genießen, daß uns zwei direkte Züge täglich mit dem allgemeinen Verkehr verbinden. Dann, wenn der Zufluß der Fremden begonnen haben wird, werden es auch die wenigen Zweifler erkennen, wie wichtig es ist, den Gästen aus der Ferne in einem guten Gemeindemuseum die Merkwürdigkeiten unseres Gemeinwesens zeigen zu können. — Unsere Stadt eignet sich überhaupt vorzüglich als Besuchsort für Fremde. Centégliſes eine tote Stadt zu nennen, ist ein großes Unrecht. Es sind noch nicht acht Tage her, daß hier eine Fabrik sehr bequemer und verkäuflicher Stühle eröffnet worden ist. Das Dutzend davon zu zwanzig Francs in den Handel gebracht, werden sie wie warme Semmeln abgehen. Außerdem hat sich eine Gesellschaft zur Hebung der Qualität unserer Biere gegründet. Sie werden noch Wunder erleben, mein Herr, verlassen Sie sich darauf."

Ich verabschiedete mich von diesem höflichen Patrioten, indem ich ihm versicherte, daß ich zweifellos sehr bald zu der Überzeugung kommen werde, in Centégliſes eine Stadt bewundern zu müssen, deren Schönheit zu immer wiederholten Besuchen einlädt. Dann ging ich nach dem Parke zu, so rasch, als es das Pflaster dieses Gemeinwesens erlaubt.

Weiß Gott, Centégliſes ist eine alte Stadt; das muß ihr der Neid lassen. Der bündigste und sowohl aus- wie eindruckvollste Beweis ihrer Eigenschaft als Antiquität ist ihr Pflaster, das einen vollkommenen Überblick über alle Steinarten gewährt, die in den verschiedensten Perioden der Menschheitsgeschichte zum Pflastern von Straßen verwendet worden sind, und nicht bloß über die Steine selbst, sondern auch über die verschiedenen Techniken, mit denen man sie zu Pflasterungsmaterial machte. Die rundlichen Steine des achtzehnten Jahrhunderts, die Steine des Rokoko finden sich da brüderlich enge vermischt mit den scharfkantigen Kieseln der roheren und kräftigeren Gotik; der revolutionäre Asphalt ist dagegen von

den konservativen Vätern dieser antiquarischen Stadt ihren Straßen ferngehalten worden.

Ich schlug ein sehr schnelles Tempo im Gehen ein; denn, um es offen zu bekennen: obwohl mir eine so revolutionäre Seele zu eigen ist, wie nur sonst einem, und obwohl ich neuen Ideen mit aller Inbrunst anhänge, glaube ich dennoch, wie alle Franzosen, da man doch wenigstens an ein Buch zu glauben das Bedürfnis hat, an die dogmensichere Unfehlbarkeit des Buches, in dem die Fahrpläne der Eisenbahnen niedergelegt sind. Die aus tausend Erfahrungen und Überlieferungen wie mit Elementargewalt entstandene Bewunderung, die uns die zu einer Art neuem Naturgesetz erhobene Pünktlichkeit unserer französischen Bahnen einflößt, die Regelmäßigkeit und unwandelbare Ordnung, mit der bei ihnen alles in ein felsenfestes System gebracht ist: Abfahrt, Entgleisung, Bezahlung des Billetts; die geschäftliche Weisheit, mit der sie eine Verbesserung des Materials immer erst dann zugestehen, wenn sie durchaus nicht mehr vermieden werden kann: alles dies übertrug ich, ohne viel zu überlegen, auch auf die Verwaltung der Schienenstränge, die nicht den Vorzug haben, unser Land zu überspannen, und so überließ ich mich denn auch in Centéglises dem vaterländisch gewohnten Vertrauen auf die unbedingte Zuverlässigkeit des Fahrplanbuches. Ich war vollkommen überzeugt, auf dem Abfahrtplatze den kleinen Zug mit den bekannten grünen Wägelchen vorzufinden, die mich zu dem grauen Gras, den grauen Wellen und dem an diesem etwas traurigen Tage gleichfalls grauen Himmel des Meeres befördern sollten, wo die puppenhaft niedlichen Landhäuser mit ihren übereinandergebauten hellen Holzveranden stehen. Indessen, so gewiß die grünen Käfterchen nach dem Fahrplane hätten da sein sollen, so wenig waren sie in Wirklichkeit da. Ich wandte mich mit einigem Erstaunen an den ehrenwerten Gastwirt um Auskunft, der neben dem Abfahrtplatze etabliert ist, und erhielt den Bescheid, daß der

Zug heute fünf Minuten früher abgegangen sei, weil er es gerade sehr eilig hatte. Dabei wurde auch nicht ein Schatten von Ironie auf dem feisten und ernsthaften Gesichte wahrnehmbar, das im übrigen das Gepräge einer durch nichts aus dem sicheren Gleise unerschütterlicher Ruhe zu bringenden Gemütsverfassung trug.

„Die Gesellschaft", fügte dieses Sinnbild vollkommenster seelischer Harmonie seiner Auskunft hinzu, „verpflichtet sich nicht, ihre Züge zu bestimmten Zeitpunkten abgehen oder ankommen zu lassen." Um diese erstaunliche Bemerkung zu erhärten, wies der Mann, der offenbar Aktionär war, auf einen kleinen Anschlag an der Mauer seines Hauses hin, worauf es klar zu lesen stand, daß er eine Tatsache bekundet hatte. Dem gegenüber mußte jede Einwendung verstummen. Der Fahrplan ist gewiß eine Institution von Festigkeit und Dauer. Aber ein Maueranschlag hat auch seine Autorität.

So blieb mir denn, da vor dem nächsten Morgen kein Zug mehr fuhr, nichts anderes übrig, als Centégliſes noch einmal zu durchstreifen.

Die drei Kirchen der Stadt sind ganz nett; schade ist nur, daß man sie, allerdings gestützt auf die Angaben der Kunstgelehrten des Ortes, allzu polychrom behandelt hat. Man verfolgte damit die Meinung, ihnen auf diese Weise getreulich und pietätvoll das Aussehen zu verleihen, das sie vor alters gehabt hatten, in den Zeiten, als Centégliſes seinen Namen noch in der Tat trug, indem es die Glut seiner Gebete mit hundert Pfeilen gen Himmel sandte. — Auch ein paar gute Bilder sind da. Aber es hat seine Schwierigkeit, ihre Schönheit ohne sinnliche Ablenkung zu genießen, da man sie nur in Gegenwart der geschwätzigen und einen starken Persönlichkeitsduft verbreitenden Küster betrachten darf.

Aber die Kanäle von Centégliſes: was sind die schön in ihrer wundervollen Ruhe des lautlosen Dahingleitens! Schwäne schwimmen auf ihnen zwischen Wasserrosen. Ich langweilte mich durch-

aus nicht angeſichts dieſer ſanften, ſtillen Schönheit und kam zu dem Schluſſe, daß es am Ende gar ſo ſchlimm nicht ſei, hier geblieben zu ſein.

Nach dem Eſſen ſpazierte ich nochmals durch die Stille und begab mich dabei auch in das durcheinandergeſchlungene Netz der kleinen Gäßchen, wo Madonnen und Heilige aus bemaltem Gips über kleinen Laternen beſchaulich hängen. Da kommt man an Brücken über Waſſern vorbei, die nicht rauſchen, ſondern nur ganz, ganz leiſe und ſanft lange grüne Strähne von Waſſerpflanzen um die Pfeiler ſchmiegen. Der Mond hatte das bleiche Anſehen einer tragiſchen Maske und warf bald hier-, bald dorthin auf dunkle Wolkenſchatten einen düſtern Glanz. Einſam hallte mein Schritt.

Auf einmal befand ich mich im freien Felde, wo ſich lange Baumreihen im Undurchſichtigen einer vollkommenen Stille verloren. Ich gab mich dieſer Verbannung in das Leere eine Weile mit Genuß hin, ehe ich wieder in die Straßen zurückkehrte. Die ſchienen jetzt unendlich lang, und es war dunkel wie in Schläuchen. Kaum daß man die winzig kleinen, ganz verſchloſſenen Häuſer gewahrte, von denen ſie gebildet wurden. Von Zeit zu Zeit umrankte den Stundenſchlag die Muſik des Glockenſpiels; ſonſt war es totenſtille, und ich ging, ging, ging, unbekannte Straßen hinauf, unbekannte Straßen hinab, ohne die geringſte Idee, ob ich mich ſo dem Hotel näherte, zu dem ich ſchließlich gelangen wollte. Einmal kam ich wieder ins Freie, wo es ganz ſo war, wie vorhin, und ich war immer, immer ganz allein, allein in dieſer eingeſchlafenen Stadt. Es war wie das Wandern in den unabſehbaren Gängen eines rieſigen Kloſters. Die Stadt ſchien von allem Lebendigen verlaſſen. Nicht die Spur eines Lichtes drang durch die Glinzen der verſchloſſenen Läden. Ich fand mich darein und ſagte mir, daß, wenn ich immer ſo weiter ginge, ich wohl ſchließlich auch irgendwo hinkäme. Da

Digitized by Google

hörte ich plötzlich einige Schritte vor mir ſagen: „Das iſt doch merkwürdig, ſehr merkwürdig!" und ein ſchwarzes Etwas löſte ſich von einer Mauer ab. Dieſelbe Stimme dann wieder: „Sie ſind gewiß fremd hier, mein Herr, und haben ſich verirrt, da Sie um dieſe Stunde ſpazieren gehen. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" — „Ich möchte vor allem etwas Feuer," antwortete ich. Denn ich litt ſchließlich darunter, in dieſer lichtloſen Gefangenſchaft mitten in der Finſternis einer für mich unentwirrbaren Stadt kein Streichholz zu haben, wo mir doch das Glimmfeuer einer Zigarre wenigſtens ein kleines Licht und imſtande geweſen wäre, die immer undurchdringlicheren Wandſchatten um etwas zu erhellen. Denn jetzt eilten tiefſchwarze Wolken, eine Herde rieſiger, rußfarbener Ungeheuer, quer über den Himmel und bedeckten das bißchen Mondlicht ganz, mit dem der Gemeinderat von Centégliſes allzu ausſchließlich für die Beleuchtung ſeiner Straßen rechnete.

— „Das iſt leicht zu machen," ſagte der Unbekannte, und er ließ mit einem freundlichen Gruße die kleine blaue und gelbe Flamme aufleuchten, an der ich meine Zigarre anzündete.

— „Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?"

— „Danke, ich habe ſelbſt."

Und er entzündete ein neues Streichholz, das mir länger als das vorige zu brennen ſchien und, ganz in Übereinſtimmung mit der geheimnisvollen Umgebung, für das Feuer zu einer Zigarre etwas beinahe zu Feierliches hatte. Während ich ihn beim anhaltenden Scheine ſeines Zündholzes ſo betrachtete, ſchien es mir, als ſeien mir ſeine Geſichtszüge nicht unbekannt. Ich ſagte ihm das.

— „Mir iſt es auch ſo, als müßte ich Sie kennen," erwiderte er, „aber ich kann bisher nur nach dem Tone Ihrer Stimme urteilen. Wenn Sie mir erlauben, Sie auch noch in Ruhe zu betrachten?" Damit zog er aus ſeiner Taſche eine kleine Kerze und zündete ſie an. In ihrem Licht betrachteten wir uns einander ſo lange,

bis ein kleiner Luftzug die ohnehin ſchon flackernde Flamme zum Tanzen brachte.

— „So geht das nicht," ſagte der Unbekannte, „ich ſehe Sie nur ſehr bruchſtückweiſe. Würden Sie mir vielleicht die Ehre geben, Sie etwas bequemer betrachten zu dürfen, ich meine: ſitzend und daher in Ruhe? Sie brauchten nur die Güte zu haben und einer Einladung zu einem Glas Bier zu folgen, die uns gar nicht weit weg von hier führen würde, nämlich in die Schenke zum Vliſſinger Wappen."

— „Gut," erwiderte ich, denn ich fühlte wahrhaftig das Bedürfnis, dieſem Netz von Dunkelheit auf eine Weile zu entkommen.

Wir überſchritten eine kleine Brücke, unter der ſich ein dichter Nebel faſt unbemerklich dahinſchob, und kamen nach ein paar Minuten vor ein Haus, das geradezu hermetiſch verſchloſſen ſchien; wenigſtens war an ihm nicht die geringſte Spur von Leben oder Licht zu bemerken. Es war, als hätten ſeine Bewohner, wenn es deren gab, alle Eingänge, durch die ein Geräuſch heraus- oder hineinkommen konnte, mit Schweigen verklebt und verſtopft.

— „Ich glaube, hier ſchläft ſchon alles", ſagte ich zu meinem Gefährten.

— „Vielleicht doch nicht," antwortete der.

Er klopfte mit dem Zeigefinger an die Türe. Erſt ganz leiſe, dann etwas ſtärker, und ſchließlich entſchloß er ſich, den Türklopfer zu nehmen, ließ ihn aber nur ſehr langſam und mit unendlicher Vorſicht fallen. Der Laut, den er dadurch hervorbrachte, war äußerſt ſchwach. Dennoch ſagte mein Begleiter ſogleich: „Sie haben uns gehört."

Ich horchte mit äußerſter Aufmerkſamkeit hin und vermochte ſo in der Tat hinter der Türe ein Geräuſch zu vernehmen, wie wenn eine Maus hinter einer Holzverſchalung ſich bewegte. Dann wurde es um eine Wenigkeit ſtärker, ſchließlich ſchlürften Pantoffeln her-

bei, die Türe öffnete ſich, und es erſchien, eine kleine Lampe in der Hand, eine Frau.

— „Ich bin's," ſagte der Unbekannte.

— „Das dacht' ich mir," ſagte die Frau. „Treten Sie nur ein, Herr van Ormanns!"

Van Ormans? Der Name löſte keine Erinnerung in mir. Eine zufällige gegenſeitige Ähnlichkeit, weiter nichts. Oder ſollte . . . nein, ich kenne keinen van Ormans . . . Währenddeſſen hatte die Frau, die uns aufgemacht hatte, das Licht einer großen über uns hängenden Lampe aufgedreht und damit einem mächtigen eichenen Tiſch, zwei Strohſtühlen und einer aus gelben und ſchwarzen Schnüren geflochtenen Matte, die den Boden bedeckte, Licht gegeben.

— „Zwei Trappiſten!" beſtellte mein Begleiter.

Während die Frau ſich entfernte und ich ihr mechaniſch mit den Augen folgte, hatte ich Gelegenheit, einige Einzelheiten der Stube zu bemerken. Auf einem hohen Kaminſimſe glänzte Zinngeſchirr; unter dem Lichte der Lampe blinkte an einer Wand wie ein ferner Stern ein Spiegel; auf die paar weiteren Tiſche, die im Schatten ſtanden, legte die Lampe nur etwas wie eine fahle Decke von Licht. — Nun kam die Frau zurück, oder vielmehr: aus dem dunklen Hintergrunde löſte ſich ein unbeſtimmtes Weiß, nahm Körper an und näherte ſich, eine Flaſche in der Hand. Sie ſetzte die Flaſche und zwei Gläſer nieder, legte eine Pfeife vor meinen Begleiter hin und zog ſich wieder in den Schatten zurück.

— „Iſt ſie fort?" fragte ich.

— „Nein, ſie iſt noch da." Und richtig: auf einem Stuhle irgendwo ſchnaufte etwas, ſchien aber dann ſogleich wieder in denſelben lautloſen Schlaf zu verfallen, der dieſe Stube, dieſes Haus, dieſe Straße, dieſe Stadt beherrſchte.

— „Nun," begann mein Gefährte, „erkennen Sie mich?"

— „Ich denke noch nach."

— „Ich erkenne Sie aber, obgleich Sie ſich verändert haben. Wahrſcheinlich habe ich mich aber noch mehr verändert, als Sie."

Was ich vor mir ſah, war ein etwas bleiches, etwas aufgedunſenes Geſicht und eine Andeutung von blonden Haaren. Aber die Augen, die mußte ich ſchon einmal geſehen haben. Es waren blaue Augen von einem leeren, unbeſtimmten Blick, ganz merkwürdige Augen: wie entſtellende Spiegel. Ja: die mußte ich ſchon einmal geſehen haben.

— „Herr van Ormans?" ſagte ich.

— „Herrn van Ormans kennen Sie nicht."

— „Eben das wollte ich ſagen. Ich hörte Sie Herrn van Ormans nennen uud erinnere mich niemandes mit dieſem Namen. So haben wir uns beide doch wohl geirrt; was aber nicht hindert, daß es mir ſehr angenehm iſt, Ihnen begegnet zu ſein."

— „Nein, Sie kennen Herrn van Ormans nicht," beſtätigte der Unbekannte mit einem träumeriſchen Ausdrucke. „Niemand kennt Herrn van Ormans, und es hat wahrhaftig auch gar keinen Zweck, den zu kennen. Van Ormans, mein Herr, iſt ein Name ohne jeden Klang, höchſtens gut genug, daß ihn der Brauer, der Wirt, der Schneider und dergleichen Leute nennen. Ein ganz einfältiger, belangloſer Name. Dennoch aber der Name meines Vaters, des Vaters meines Vaters und ſo auch der meine. Weiß Gott, ein abgeſchmackter Name."

— „Ich finde, daß er hier ſehr wahrſcheinlich klingt und famos in die Lokalfarbe dieſer Stadt paßt."

— „Dieſer Stadt, ja, das habe ich mir auch ſchon geſagt; aber iſt das etwa ein Troſt? — Wird Ihr Gedächtnis noch nicht wach?"

— „Es ſchläft ſo tief wie vorhin."

— „Erinnern Sie ſich vielleicht an einen Mann namens Michel Larbaleſte?"

— „Michel Larbaleſte? Richtig: ja! Er machte Verſe und war aus dieſer Gegend. Sie ſind Michel Larbaleſte?"

— „Noch einen Trappiſten!" rief der wunderliche Herr und begann, gewiſſenhaft ſeine Pfeife zu ſtopfen. Das weiße Etwas hatte ſich ſofort von der Mauer gelöſt, trat in den Lichtkreis, ſtellte eine Flaſche auf den Tiſch und zerfloß aufs neue geräuſchlos.

„Michel Larbaleſte, mein Herr, iſt tot. Ich habe ihn in einen tiefen Keller geworfen, wohin kein Licht dringt, nachdem ich ihn mit ſeinen eigenen Händen erdroſſelt habe. Hinter ihm her geworfen habe ich die Nummern der Revüen, in denen er ſich geſpreizt hat. Ein Glück, daß der Verbrecher es wenigſtens nicht gewagt hat, ganze Bücher zu machen! — Ja: ich, ich habe Michel Larbaleſte getötet; ich, der ich ihn liebte, habe ihn umgebracht, und dennoch beweine ich ihn."

Und eine wirkliche Träne rollte in das Bier, von dem der brave brauende Mönch, als er es da unten in Tilburg, in der unfruchtbaren, ewig von Regen überſchwemmten Ebene, ſchweigend herſtellte, gewiß niemals angenommen hatte, daß es einmal dieſe ſalzige Würze erhalten würde.

„Hören Sie mal, mein werter Herr," entgegnete ich, „Sie ſchauen mir nicht aus wie einer, der jemand ermordet hat. Ihre Augen ſehen zu bieder dazu aus, und wenn ich Sie genauer anſehe, ſo kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich Sie ebenſowohl kenne, wie ich den armen Michel Larbaleſte gekannt habe. Ich bin ſchon ein paarmal mit Ihnen zuſammengeweſen, mein Herr, in Paris, in einer kleinen Kneipe, die mit impreſſioniſtiſchen Bildern dekoriert iſt. Jawohl, ich habe ſchon mit Ihnen an einem Tiſche Bier getrunken. Aber natürlich: Sie ſind Michel Larbaleſte."

„Michel Larbaleſte iſt tot, mein Herr, tot und begraben; laſſen wir ihn in Frieden ruhen und reden wir nicht weiter von ſeiner

traurigen Geſchichte. Ich als ſein Vater habe genug Jammer daran erlebt."

„Entſchuldigen Sie, Sie kommen mir etwas zu jung vor, als daß ich Ihnen die Würde zuerkennen könnte, der Erzeuger eines ſo großen Jungen zu ſein. Larbaleſte war damals ſchon zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt."

„Alſo gut; hören Sie!" Ehe er aber zu erzählen begann, beſtellte er ein neues Glas, was zur Folge hatte, daß ſich wiederum der ſchweigſame Schatten von der Wand abhob.

„Du kannſt jetzt hinausgehen, Kätje", ſagte er ihm dann; „wenn ich dich brauche, werde ich dich wieder rufen."

Und der Schatten verſchwand.

„Ich fühl' ihn faſt noch körperlich um mich, den Tag, als Michel Larbaleſte geboren wurde. Es iſt mir nie mehr ein ſo ſchöner Tag geworden. Ein Sommertag über den Dünen, und die Sonne ließ alle ihre Zauberkünſte auf dem Sande des Strandes von Knocke ſpielen. An dieſem Tage gaben ſich dort die entzückendſten kleinen Feenfräulein Stelldichein, waren aber huſch im Gezweige der Meerkirſchbäume verſchwunden, wenn ſich Profanes näherte. Und an dieſem Tage mäßigten die vielen Tauſende von wilden Kaninchen, die dort ihr munteres Weſen zwiſchen dem wilden Tymian haben, ihre zugleich etwas vorwitzigen und ängſtlichen Sprünge. Auch ſie empfanden offenbar, daß etwas Gutes geboren wurde, etwas Stilles, Großes, Religiöſes, erhaben Friedliches. Und leiſe, leiſe ſchluckelten ſie aus kleinen Waſſerlachen, mit putziger Behäbigkeit dahockend, als wären ſie die Rentiers der Düne. Aber um ſie herum war ein unabläſſiger Flügelregen von Tauſenden gedankenlos glücklichen Vögeln. Da waren Stare da, ſanft ſchiefergraue zahme Tauben da, und wilde Tauben aus dem nahen Holze. Auch Liebespaare wandelten umher; und die fühlten deutlicher als alle andern, welch ein Glück in dieſer holden Stunde geſchah. Von

der Höhe der höchſten Düne aus ſahen ſie hin übers Meer. Ah, wie ſah ſich das Blau ſanft und ſchmeichleriſch an! Betupft mit hoffnungsgrünen Hügelchen und breiten goldenen Ebenen lag es leiſe wogend da, die wie Ackerfelder waren, auf denen zukünftige Ernten reiften. Die Dampfer aber glitten fröhlich dahin, woltig umhüllt von ihrem dicken Rauche. Trotzdem iſt kein Zweifel erlaubt, daß ſie auch an dieſem gebenedeiten Tage entweder nach Vliſſingen fuhren oder von dort nach London zurückkehrten. Denn ein Schiff, mein Herr, läßt ſich auch durch die glorreichſte aller Geburten nicht aus dem Fahrplan bringen; ein Schiff kennt keine Empfindſamkeit; ſeine Nebelpfeife heult, aber ſie ſingt nicht. Dennoch ſchienen auch ſie etwas Feſtliches an ſich zu haben; es war, als ob ſie unſichtbaren Flaggenſchmuck trügen, wie ſie durch das freudig aufſchäumende Meer hinzogen. Wollte einer dieſen Tag im Logbuche nachſchlagen, ſo würde er wohl finden, daß der nachdenkliche Kapitän eine überraſchende Zunahme der Geſchwindigkeit ſeines Schiffes notiert hat. Beſtimmt weiß ich übrigens, daß an einem freilich etwas entfernten Punkte der Kapitän Leyſenar, der den Wochendampfer zwiſchen Eciuſe und Centégliſes fährt, im Augenblick ſeiner Ankunft an der Lände von Brügge einen Kranz muſizierender Engel geſehen hat. Aber der Kapitän Leyſenar iſt mit Myſtizismus gefirnißt; er geht Sonntags in die Kirche und ſingt dort; nicht ohne Talent, wie man mir geſagt hat. Außerdem trug ſein Schiff an dieſem Tage koſtbare Fracht: eine ungeheure Quantität echten Schiedamers, und das mag wohl dazu beigetragen haben, ſeine Seele träumeriſch zu beeinfluſſen. — Nun: kurz und gut, um nicht durch zu viele Einzelheiten zu ermüden, ich ſchwöre Ihnen nur noch, daß Michel Larbaleſte am Tage ſeiner Geburt fröhlich und vergnügt war und ſprang und tanzte wie ein kleines Kind, obwohl er geſchlagene achtzehn Jahre zählte. An dieſem Tage war Michel Larbaleſte kein Peſſimiſt, mein Herr. — Sie verſtehen mich?"

„Ich glaube."

„Wenn mir, seinem Vater, damals jemand sein schmerzliches Schicksal hätte voraussagen wollen! . . . Eins ist leider gewiß: Ich habe ihn verhätschelt. Ich kannte nichts, als die Sorge für ihn. Was er auch wünschen mochte, ich habe es ihm gewährt: Reisen, Bier, Wein, Bücher . . . Bücher! Hören Sie, wie dieses Wort von tragischen Glocken klingt?"

Und er sprach vor sich hin: „Ein Buch, ein Buch, ein Buch." Wie ein Derwisch ließ er dabei seinen Kopf herüber und hinüber fallen: „Ein Buch, ein Buch . . ."

In diesem Augenblicke wurde mir durch das Gebaren des sympathischen Herrn van Ormans eine meiner stärksten Vermutungen zur Gewißheit, die nämlich, daß unter allen Produktionszentren von Narren diese todstillen, pietistischen und heuchlerischen Kleinstädte die ergiebigsten und unfehlbarsten sind.

Herr van Ormans als derartiges Produkt und Centéglises als Produktionsort für derlei Artikel schienen mir jeder Konkurrenz gewachsen zu sein. Und wie sie zusammenpaßten die beiden: der Ort und sein Produkt. Wahrhaftig, Herr van Ormans paßte in seinen Rahmen, in dieses schwere Schweigen, in diese augendrückende Luft, in diese farbenverzückten Kirchen, zu diesen überspannten Priestern, von denen, wie ich auf den Straßen beobachtet hatte, ein jeder seinen privaten Nerventrick hatte, und zu diesen stier blickenden Radfahrern, die mit jeder Bewegung zeigten, daß sie auf ärztlichen Befehl ihre Maschine bewegten. Und wie zu ihnen, so überhaupt zu allen denen, die als Volk von Schläfern diese Stadt anfüllten.

„Ein Buch," murmelte Herr van Ormans noch immer. „Aber wozu davon reden! Soll ich Ihnen nicht lieber Ihren Weg zeigen?"

„Ganz wie Sie wollen, Herr van Ormans, obwohl ich nun

eigentlich wirklich und etwas genauer wiſſen möchte, wo wir uns ſchon begegnet.

„Alſo gut! Wir ehren damit einen Toten ... Es iſt übrigens ſchon eine Reihe von Jahren, daß ich mit keiner lebenden Seele von ihm geſprochen habe ... Wie urteilen Sie eigentlich über ihn? Ich meine über Michel Larbaleſte."

„Er war", erwiderte ich, „ein guter Burſche und ſah Ihnen ſehr ähnlich. Ich glaube, daß er nicht ohne ..."

„Sie wollen ſagen, mein Herr, daß er nicht ohne Talent war. Ich bitte Sie, es nicht zu ſagen! Ich bitte Sie kniefällig! Oh, es iſt frevelhaft und eine Sünde wider den Heiligen Geiſt, zu glauben, daß die Höflichkeit das grauſame Opfer der Lüge fordere, und das wozu? —: Zu dem kümmerlichen Zwecke, einem anderen Menſchen die Seele zu ſtreicheln. — Die Wahrheit iſt: Michel Larbaleſte hatte durchaus kein Talent. Du lieber Gott: Dafür kann kein Menſch. — Aber ich will meine, nein doch: ſeine Geſchichte erzählen ...

— Er kam nach Paris. Ich begleitete ihn. Ich habe ihn niemals verlaſſen. Und ſo weiß ich auch, welche ſchreckliche Sache es geweſen iſt, die ihn zu Boden ſchlug und mich zwang, ihn hierherzuführen, um ihn vollends zu töten ... Dieſer Mord war eine etwas koſtſpielige Affäre ... Ich mußte ganze Jahrgänge von Revuen aufkaufen und zertrennen, worauf natürlich Angebot und Nachfrage ſtiegen, wie es ja immer geht. Zum Glücke beſitze ich einige Centimes."

„Ich gratuliere."

„Aber es iſt leider ganz unmöglich, alles aufzukaufen. Es gibt Bibliotheken. Und Michel Larbaleſte ſtöhnt in ſeinem Grabe. — Sie haben gewiß auch noch Verſe von ihm."

„Ja."

„Sehen Sie! Und andere haben auch noch welche. Es iſt un-

möglich, die Erde davon zu reinigen! ... Die Bibliothek, das iſt der Moloch. Sie hat ihn in ſich geſchlungen, und ſie gibt ihn nicht wieder her. Es iſt das etwas ganz Ähnliches, wie die ſchreckliche Aufzehrung des Mannes durch die Frau."

Herr van Ormans erhob ſich, verſchwand im Dunkel des Zimmers und ſchellte.

Die Frau von vorhin trat mit einem leiſen Sappen wie auf Socken ein. Er richtete ein paar vlämiſche Worte an ſie. Sie holte einen Krug von blauem Steingut, den ſie mit zwei kleinen Gläſern auf den Tiſch ſetzte. Dann verſchwand ſie ſo leiſe, wie ſie gekommen war.

Ich ſagte: „Sie beherrſchen die metaphoriſche Redeweiſe zum Erſtaunen gut, werden ſich aber dennoch kaum wundern, wenn ich Ihnen erkläre, daß nach meiner Anſicht Michel Larbaleſte und Herr van Ormans ein und dieſelbe Perſon ſind. Ich darf hinzufügen, daß ich entzückt bin, Ihnen wieder begegnet zu ſein. Was haben Sie in der Zwiſchenzeit getrieben? Wie kommt es, daß Sie ſich in Centégliſes aufhalten?"

„Es iſt meine Vaterſtadt."

„Richtig! Sie haben mir ja auch ſchon in Paris davon geſprochen."

„Zweifellos ... Nun gut, mein Fehler war, daß ich Michel Larbaleſte, als ich ihn nach Paris gebracht hatte, viel zu oft in die Bibliothek gehen ließ. — Es iſt ja wahr, daß er ſeine ganze Jugend hindurch keine Bücher zu ſehen bekommen hatte. Ich ließ es ihn alſo nachholen: ich ließ ihn leſen. Das Buch aber, mein Herr, iſt etwas ganz anderes, als Sie wohl meinen. Glauben Sie es mir!"

„Was iſt es?"

„Das Buch iſt anſteckend."

„Ach?"

„Das Buch lebt, das Buch ſtirbt, das Buch iſt ein Bienenſtock lebendiger Geiſter ... Sie ſitzen in einer Bibliothek; Sie haben irgendeinen Band vor ſich und glauben zu leſen; ein Lehrbuch über Proſodie etwa, oder meinetwegen etwas Mathematiſches. Aber, mein Herr, während Sie über Ihr Buch gebeugt ſind, werden die Millionen Schwarten, die Sie umringen, lebendig: die Gedanken löſen ſich von den zuſammengeklappten Seiten, die unendliche Fülle der Vergangenheit nimmt Beſitz von Ihnen, umfädelt, umgarnt, umwebt, umnetzt Sie wie eine Spinne! ... Sie machen Ihr Buch zu und gehen nach Hauſe. Sie ſetzen ſich an Ihren Schreibtiſch und beginnen zu ſchreiben. Sie ſchreiben wohl, — aber ein anderer diktiert: Der vermaledeite Geiſt des Buches diktiert. Er iſt es, nur er, der Ihnen die Ideen einbläſt, daß Ihre Finger ſie wiederholen müſſen. Wenn Sie dann am nächſten Tage das Geſchriebene überleſen, ſtellt es ſich mit abſcheulicher Klarheit heraus, daß nicht Sie es geweſen ſind, der alles das von ſich gegeben."

„Das mag zuweilen ſchon ſo ſein, aber nicht bei allen."

„Nicht bei Ihnen; ſchon recht; meinethalben. Ich glaub' es ſchon. Bei einigen anderen auch nicht; gut; in Gottes Namen. Ja doch: Sie ſind harthirnig, oder wie Sie es nennen: originell. Ah: ein ſtolzes Wort. Klingt wie eine Schelle: o .. ri .. gi .. nell. Und Sie glauben natürlich, daß es ein Vorzug ſei. Beruht aber nur auf einer mangelhaften Durchläſſigkeit Ihrer Schädeldecke. — Bei Ihnen, ſehen Sie, ſchichten ſich die Ideen nicht ein. Sie und Ihresgleichen leben ohne Zuſammenhang mit der Außenwelt in einer herriſch abgeſchloſſenen Exiſtenz, die ſich auf, was weiß ich: Phantaſie oder Imagination gründet. Jawohl: Sie entziehen ſich den Einſickerungen der Allgemeinheit. Sie und Ihre Geiſtesverwandten ſind Söhne des Satans, die ſich hochmütig mit dichten Mauern umgeben haben und in der Einſamkeit von Teufeln

leben. Der Gefolgsmann Gottes aber, der Geiſt von Einfalt und Reinheit, öffnet ſich dem Schwalle alles Gedachten: ihn erfüllen, ihn beugen, ihn zähmen, ihn verzehren und zernichten die Bücher. Oh, ich möchte wahrhaftig wünſchen, daß Michel Larbaleſte jenen Gehirndefekt gehabt hätte, deſſen ſich die Originellen rühmen, damit er nicht bloß ein Wiederkäuer von Ideen geworden wäre. Denn das iſt es, was ich ihm nicht verzeihen kann, dieſem Papagei!"

„Sie drücken ſich zu ſchroff aus. Michel Larbaleſte hat nur keine Geduld gehabt. Er hätte es recht wohl zu etwas bringen können, wenn er nur ruhig weitergearbeitet hätte. Warum haben Sie ſo bald die Flinte ins Korn geworfen?"

„Sie wiſſen nicht, was ich weiß, mein Herr. Oder iſt Ihnen das etwa auch ſchon paſſiert?—: Ich kaufe mir beim Buchhändler ein Buch. Ein Buch, von dem ich durchaus nichts weiß. Weder den Inhalt noch den Stil noch den Verfaſſer. Aus Furcht, daß mir die direkte Berührung etwas daraus mitteilen könnte, laſſe ich es mir zuſchicken und ſtelle es nun in die Bibliothek von Michel Larbaleſte, wohlgemerkt, extra noch einmal in Zeitungspapier eingewickelt, alſo unter einem doppelten Verſchluß, da ja auch der Buchhändler es mir eingewickelt überſendet hat. Das Buch iſt alſo verſchloſſen, verhüllt, umgeben von einer Schicht journaliſtiſcher Banalitäten; alle Maßregeln ſind getroffen, ſeine verfluchte Eigenſeele zu erſticken. Michel Larbaleſte ignoriert es vollkommen, ſowohl mit ſeinen Augen wie mit ſeinen Gedanken, geſchweige denn, daß ſein Papiermeſſer auch nur eine Seite davon angerührt hätte. — Alles in Ordnung, nicht wahr, mein Herr, alles in der ſchönſten Ordnung. Aber nun, bitte, achtundvierzig Stunden ſpäter! . . . Wenn ich Michel Larbaleſte frug nach zwei Tagen (denn ich hatte unrecht, die Erzählung im Präſens zu beginnen, da dieſe Dinge gottlob hinter mir liegen), wenn ich ihn achtundvierzig Stunden ſpäter frug, was er denn geſchrieben hätte, und ob er mir ſeine

Arbeit nicht mitteilen wolle —, was geſchah, welche Entdeckung machte ich? (Er konnte es mir natürlich nicht abſchlagen und mußte mir das Manuſkript überlaſſen.) Alſo, was geſchah? —: Ich ging in die Bibliothek, wickelte jenes infame Buch aus ſeinem doppelten Verſchluß von allerhand bedruckten Papieren, ſah hinein und fand, daß es meinen unglücklichen Sprößling mit ſeinen Ideen vollkommen verſeucht hatte."

„Nach dieſer Methode, lieber Herr van Ormans, würde es genügen, einen Band Shakeſpeare in ſein Zimmer zu ſtellen, um ein Genie zu werden."

„Ja, wenn der Einfluß weniger intenſiv wäre, und wenn nur nicht immer faſt genau das gleiche herauskäme! Und dann: dieſe Reklamationen hinterher! Vergeſſen Sie, bitte, nicht, daß alle dieſe ſogenannten Genies der Vorzeit, wie man es ja mit einem ihnen hergebrachtermaßen verliehenen Epitheton auch direkt ausſpricht, unſterblich ſind, und das heißt doch wohl, daß ſie heute noch leben! Aber auch das genügt ihnen nicht einmal. Sie haben unter unſeren heutigen Zeitgenoſſen ihre Agenten und Vertrauten, Kritiker und Literaturhiſtoriker, die ſie unabläſſig dazu anhalten, nach dem zu ſchnüffeln und das mit Gehäſſigkeit vor das Publikum zu bringen, was ſie das Plagiat nennen, während es doch nichts weiter iſt als das Reſultat beſonders feiner Durchläſſigkeit beſonders zarter, will ſagen beſonders poröſer Schädel.

Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, einmal den folgenden Verſuch zu machen, den ich für mein Teil oft genug und leider immer mit Erfolg unternommen habe. Sie brauchen nur mit mir zu kommen, und Sie werden dann ſofort Ihr blaues Wunder erleben. Es iſt nichts weiter dazu nötig, als daß Sie ſich neben mein Bücherregal ſetzen. Sie laſſen die Läden ſchließen, alle Lampen auslöſchen und ſitzen nun im Finſtern. Kaum ein paar Minuten werden vergehen, und Sie werden ein ſanftes und dennoch deutliches

Geräuſch vernehmen ... Ja, richtig: Sie können das Experiment auch komplizieren und dadurch abwechſlungsreicher geſtalten, nämlich, wenn Sie auf das Bücherbrett Werke einer Ihnen durchaus fremden Literatur ſtellen, ich meine Werke in einer Sprache, die Sie noch nie gehört haben. Sie werden dann das Vergnügen erleben, von fremden Klängen umgeben zu werden. Vorausſetzung iſt nur, daß Sie ſich nicht bewegen! Dann aber müſſen Sie ſie fühlen, dieſe Bücherwelt mit alledem, was in ihnen an Schickſalen, Leidenſchaften, Gedanken ſteckt. Die Helden und Heldinnen von Romanen erheben ſich im augenſcheinlichen Vollgefühl, daß ſie die Hauptperſonen ſind; die Nebenfiguren, weniger ſelbſtbewußt, aber doch auch ſehr lebendig, kommen hinzu, und es entwickelt ſich ſofort die angeregteſte Unterhaltung. Auch die Autoren ſelber können es ſich nicht verſagen, zu erſcheinen. Dabei iſt Balzac beſonders merkwürdig, zumal, wenn er ſich über gewiſſe Zeitgenoſſen von uns ausläßt. Doch iſt das ſchließlich eine Marotte, die ihnen allen ohne Ausnahme anhaftet, ich meine die ewige Nederei von den Anleihen, die ſie ſich heutzutage gefallen laſſen müſſen. In dieſer Hinſicht ſind ſie alle einander gleich und haben nur das eine Ziel im Auge, die ruhige Arbeit der Gegenwart durch Vorſchiebung ihrer Perſönlichkeit zu ſtören. Es iſt mir vollkommen unverſtändlich, wie der liebe Gott ihnen das erlauben kann ... Wollen Sie das Experiment machen, ſo bin ich bereit, heute abend einmal nach Hauſe zu gehen."

„Für gewöhnlich gehen Sie alſo abends nicht nach Hauſe?"

„Mein Herr, Sie würden dieſe Frage nicht ſtellen, wenn Sie wüßten, daß bei mir zu Hauſe eng beieinander zweitauſend Bücher ſtehen. Wüßte ich ſie auf eine anſtändige Weiſe loszuwerden, ich täte es wahrhaftig. Aber ich kann ſie doch nicht in die Kanäle werfen, und auf andere Weiſe ſind ſie in dieſer Stadt nicht anzubringen. So ſtehen ſie denn alſo bei mir, dieſe drei- oder vierhun-

dert Autoren mit ihren, ich weiß nicht, wieviel tausend Helden und Heldinnen, und jammern und klagen und sind nicht zu beruhigen. Und ich? Soll ich wirklich nach Hause gehen, um Hamlet stöhnen und Roland das Horn blasen zu hören, während Victor Hugo sich mit Stendhal rauft?"

„Irgendeinen Käufer würden Sie ja doch wohl finden."

„Aber das ist es ja eben: Ich liebe sie trotz alledem, und sie sind tagsüber meine einzige Unterhaltung. Mit wem sollte ich auch sprechen, wenn nicht mit ihnen? Denn, sehen Sie, meine Mitbürger liebe ich nicht besonders, und zu sagen habe ich ihnen schon gar nichts. So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als mich mit meinen Büchern zu unterhalten. Aber wohlgemerkt: Michel Larbaleste darf sich nicht an der Unterhaltung beteiligen! Tot ist er, tot und begraben."

„Und abends? Wo halten Sie sich abends auf?"

„Hier. Ich bin Mitbesitzer dieser kleinen Wirtschaft, und so gibt es hier nur die eine Zeitung des Ortes zu lesen. Mit ihr unterhalte ich mich am Abend; sie ist meine Retterin vor der Lektüre. — Also: wollen Sie das Experiment machen?"

„Lieber nicht. Ich bin ein bißchen müde."

Während wir dann zu meinem Hotel gingen, sagte Herr van Ormans noch das Folgende zu mir:

„Es mag vielleicht auch sein, daß Sie gegen diese Phänomene eine Art Schutzimpfung besitzen, und Sie mögen dies ja immerhin für einen Vorzug halten. Dafür erfreuen wir anderen uns eines anderen, und zwar unzweifelhaften Vorzuges, nämlich der Gabe, Paris besser zu kennen als Sie, und zwar eben, weil wir nicht gegen das Buch geimpft sind. Denn, mein Herr, Ihr Frankreich und besonders Ihr Paris ist voll von den Dämonen des Buches; Sie merken das nur nicht so, von wegen Ihrer Lymphe. Und nun denken Sie einmal daran, welche Millionen von Schlupfwinkeln diese

Dämonen in dieſer ungeheuren Stadt haben. Von den verwünſchten Bibliotheken will ich ganz ſchweigen: Die Fallſtricke und Schlingen ſind auch ſonſt in Mengen ausgelegt. — Wie oft habe ich es erlebt, daß mein armer Michel ruhig und harmlos das Haus verließ, um ſpazieren zu gehen, aber kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, da ſaß auch ſchon der Widerhaken in ihm feſt, und wie ein beſeſſenes Tier ſtand er, feſtgehalten von dem Unſichtbaren, vor einer Ihrer zahlloſen Bücherbudiken, deren Inhaber die Frivolität ſo weit treiben, daß ſie die Bücher frei daliegen laſſen, jeder Hand erreichbar. Und bilden Sie ſich nur ja nicht ein, daß ein Buchhändler immer der primitive Organismus iſt, als den er ſich äußerlich gibt. Dieſe ſcheinbaren Biedermänner ſtecken zuweilen voll teufliſcher Abſichten. Man muß nur den Blick dafür haben und den inneren Sinn im Arrangement ihrer Auslagen und Preisnotierungen verſtehen. In der Benachbarung von Büchern, wie ſie von dieſen Herren da geübt wird, ſpricht ſich zuweilen eine furchtbare und zyniſche Überlegung aus, die ganze Brutalität von Leuten, die eine Wolluſt darin finden, das Leben auf die Probe zu ſtellen. Mein Herr, mein Herr, dieſe Leute jonglieren ebenſo virtuos wie frivol mit Theorien, genau ſo wie die Dichter ſelbſt, dieſe Gedankenjongleure, deren Werke ſie Band an Band nebeneinanderlegen. Ich könnte Ihnen Benachbarungen von einer inneren Kompliziertheit erzählen, daß Sie ſtaunen würden; ſoviel ſatiriſche Bosheit drückt ſich in ihnen aus. Und dabei zu denken, daß der Buchhändler meiſt nichts von dem geleſen hat, was er mit ſo ſicherer Empfindung für das immanente Böſe einander benachbart! Er handelt unter dem Zwange der Bücherdämonen: das iſt es."

Mein gefälliger Begleiter zog für mich die Schelle an der Hoteltüre und erklärte mir in ſeinem und Michel Larbaleſtes Namen, daß es ihm ein großes Vergnügen bereiten werde, mich wieder einmal zu ſehen, doch nur unter der Bedingung, daß ich die Erinne-

rung an den verehrten Toten nicht aufwecken würde, den er mit vollstem Fug und Recht getötet und mit Andacht in das Grab der Vergessenheit versenkt habe.

Am nächsten Morgen reiste ich ziemlich früh ab, doch unterließ ich es nicht, mir die falschen Primitiven schnell noch einmal anzusehen, die man hier ans Tageslicht gestellt hatte, und ich mußte mich dabei fragen, ob unter denen, die vor ein paar hundert Jahren diese alten Schwarten heruntergebürstet hatten, nicht auch ein Maler van Ormans gewesen war zu einer Zeit, da er sich als ein Michel Larbaleste gefühlt hatte.

Dann führte mich der Zug langsam, recht langsam dem Meere entgegen, dem Meere, das die Primitiven zu malen sich niemals getraut haben. — Warum wohl nicht? — Hat sie Aberglaube davon abgehalten, oder der Mangel an Bestellung, oder die Angst ihrer Auftraggeber bei der Idee, daß er, der sie malte, das Wesen oder die Form jenes schrecklichen Elementes einmal gestaltet haben könnte? Das wäre dann etwas Ähnliches wie die Furcht und das Entsetzen des Orientalen davor, daß einer unter ihnen das Bild Gottes wiederzugeben sich erfrechen möchte.

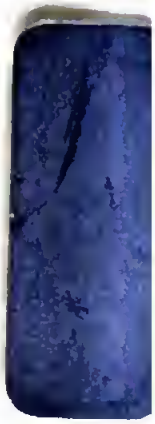
An derlei mußte ich denken, als ich über van Ormans nachdachte als ein merkwürdiges Erzeugnis dieser Rasse, deren verstörter Abkömmling er war, und die ich in ihrer wunderlichen Gesamtheit besser verstehen zu können glaubte, wenn ich mir über ihn klar würde . . .

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Digitized by Google

A000007095399

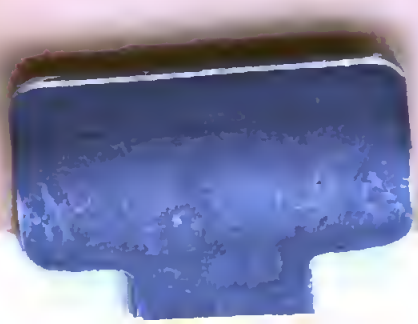
AG1



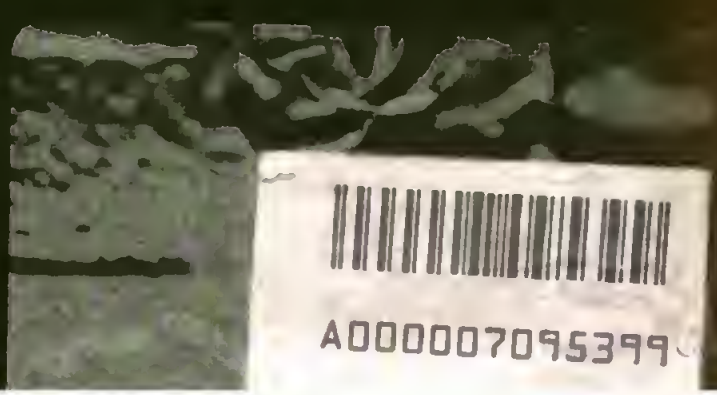
833 B47
Bierbaum v.4
Gesammelte werke
89862

DATE	ISSUED TO
261	Weg

833 B47
v.4



Digitized by Google



A000007095399